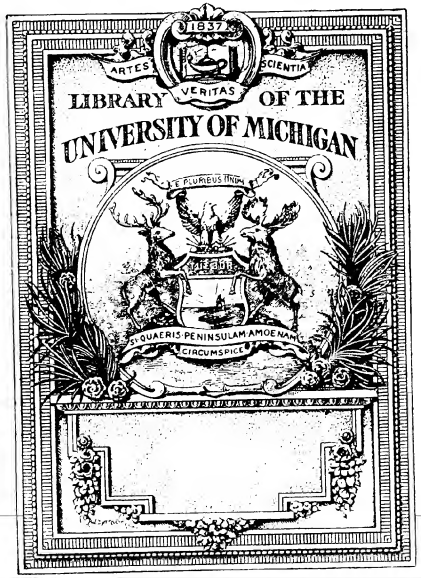
BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS



THE GIFT OF

Dr. H. L. Chute

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Jährlich 52 Nummern (pro Quartal M. 2.—) oder 16 Hefte
(pro Heft 50 Pfennig.)

Erschienen sind:

Band I. geb. M. 8.— Band II. geb. M. 9.— Band III. geb. M 9.—
Band IV. geb. M. 9.— Band V. geb. M. 9.—

Der Jugendgarten.

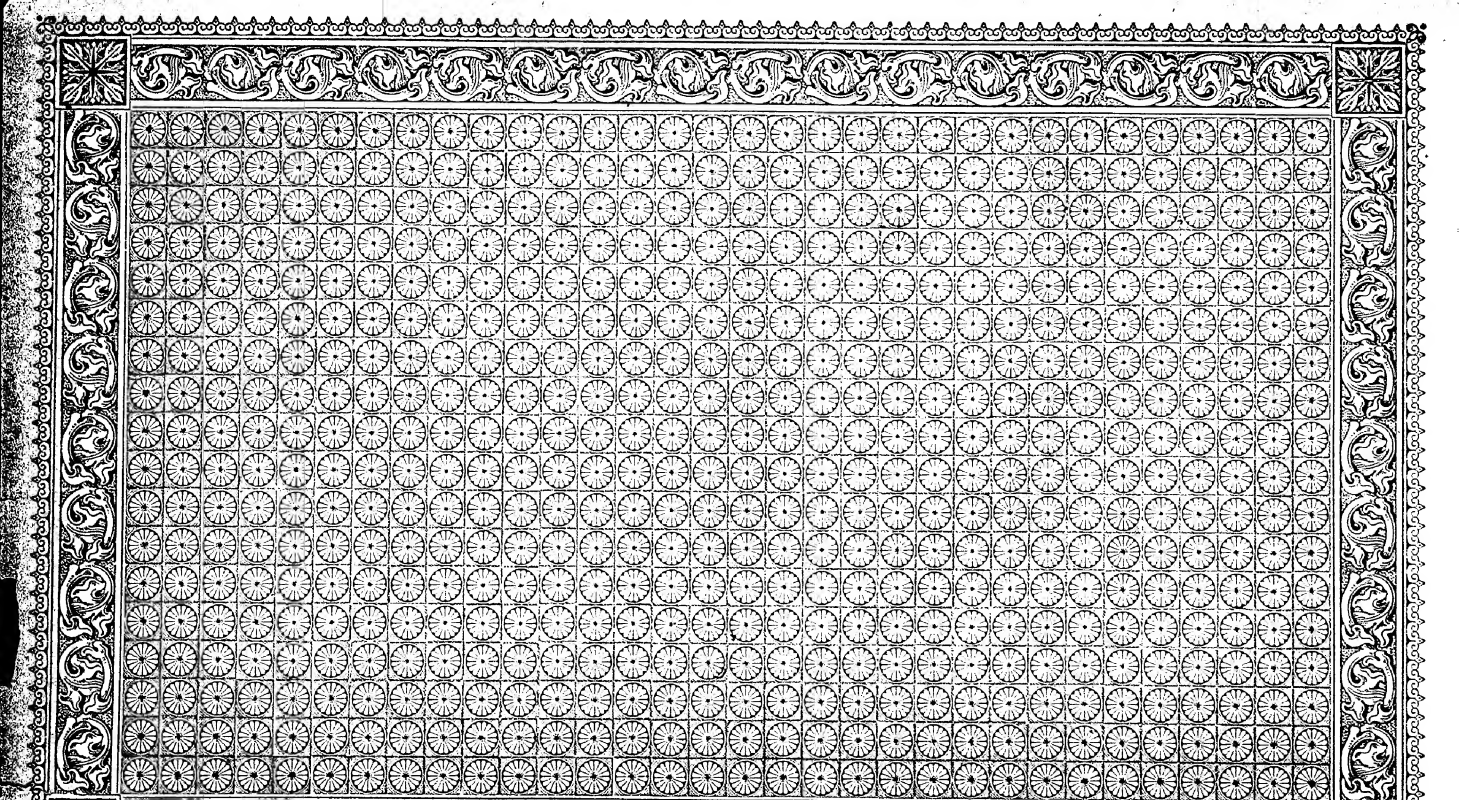
Eine Festgabe für Knaben und Mädchen (von 9 bis 15 Jahren.)
Gegründet von **Ottilie Wildermuth.**
Fortgeführt von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid Wildermuth.
— Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern. —
Preis eleg. kart. M. 6.—, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6.75.
Jedes Jahr erscheint ein neuer Band in gleicher Ausstattung.

Spemanns Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Jährlich 52 Nummern (pro Quartal M. 2.—) oder 16 Hefte
(pro Heft 50 Pfennig).

Erschienen sind:

Band I. geb. M. 9.— Band II. geb. M. 9.— Band III. geb. M. 9.—



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Verborgene Schätze. Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) 5
Vorbestraft. Novelle von Paul Blumenreich . . . 75
Ein Bismarck in Verbannung. Historische Erzählung. Von Max Voß 195
Beiträge zur Schönheitspflege. Von Theo Seelmann. II. Die Pflege von Hand und Fuß . . 211
Moderne Bilderschriften. Aus dem Landstreicherleben. Von Fr. Berner 224
Mannigfaltiges:
Wie es zwei Königen in Erfurt erging 233
Eine überraschende Erscheinung 234
Die erste Doktorin der Medicin 234
Der Honig im Alterthum 235
Günstige Aussicht 237
Donfurth und der Bauer 237
Die großartigsten Hundezüchtereien 2c. 238
In der Schlacht bei Krefeld 2c. 238
Ein Arzt für Maler 238
Ein theurer Anzug 239
Schmeichelhafte Artigkeit 239
Eine bequeme Antwort 240
Eine Belehrung 240
Ein Sprachreiniger 2c. 240

240424

Verborgene Schätze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Du willst mich also überreden, Gerda," fuhr Walter Jasmund fort, „daß es gar nicht Dein Wunsch sei, Doktor Platenius an meine Stelle zu setzen, und daß Du nicht insgeheim vor Sehnsucht vergehst, ihm als sein Weib zu gehören?"

Stolz und klar begegnete ihr Blick dem seinigen.

„Ueber mein geheimes Wünschen und Sehnen bin ich Keinem eine Beichte schuldig; aber ich habe ein Recht zu verlangen, daß Du meinen Worten ohne Weiteres Glauben schenkst. Wohl weiß ich, daß es eine Zeit gab, in welcher auch Doktor Platenius ein wärmeres Gefühl als das der Freundschaft für mich hegte; ich aber antwortete ihm auf seine erste Erklärung durch unsere Verlobung. Glaubst Du, daß ein Mann, welcher Stolz und Selbstachtung besitzt, danach seine Werbung noch einmal wiederholen könnte?"

„Wenn es aber so ist, Gerda — und ich will Dich nicht abermals durch einen Zweifel beleidigen — welch' eine unverzeihliche Thorheit würdest Du dann begehen, indem Du Deine Jugend, Dein ganzes Leben einem Phantom, einem Schatten zum Opfer bringst! Diese hoffnungslose Liebe ist es, welche Dich sicherlich unglücklich

machen würde, nicht eine Ehe, in der Du Dich stets von zarter Rücksicht und liebevoller Fürsorge umgeben, in der Du jeden Deiner Wünsche erfüllt sehen solltest, noch ehe Du ihn ausgesprochen."

Sein harter, vorwurfsvoller Ton war weich und zärtlich geworden, und nun machte er eine Bewegung, als wenn er sie an sich ziehen und sie an seine Brust drücken wollte. Gerda aber wich fast bis an die Wand des Zimmers vor ihm zurück, und es war ein wirkliches Grauen, was sich in ihren Mienen ausdrückte.

„Wie? Du könntest auch jetzt noch daran denken, mich zu Deinem Weibe zu begehren, auch jetzt, nachdem ich Dir gesagt, daß mein Herz immer einem Anderen angehören wird?"

Kraftlos ließ Walter Jasmund die ausgestreckten Arme sinken. Er war mit seinen Schauspielerkünsten zu Ende, und nicht so sehr der Inhalt von Gerda's letzten Worten, als der entsetzensvolle Ton, in dem sie gesprochen waren, hatte ihn mit einem Male überzeugt, daß er sich von einer Fortsetzung des Gaukelspiels keine Wirkung mehr zu versprechen habe.

Die hoffnungslos düstere Miene, die er jetzt annahm, diese endlich zeigte ihr sein wahres Gesicht.

„Nein, ich gebe es auf, Gerda!" sagte er dumpf. „Und Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich nach Indien reisen werde, um mich mit dem glücklicheren Nebenbuhler auf Tod und Leben zu schlagen. Der Gewinn, den ich mir dabei für meine eigene Person holen könnte, dürfte sich hier denn doch auf eine einfachere und bequemere Weise erreichen lassen, und ich habe kein Interesse mehr daran, Deinem künftigen Glück hindernd in den Weg zu treten. Lebe wohl!"

Er drehte sich kurz um und ging zur Thür; doch noch ehe er sie erreicht hatte, rief Gerda seinen Namen.

„Ich wußte, daß ich mich nicht vergebens an die Großmuth eines Ehrenmannes wenden würde," sagte sie beklommen, „aber ich denke, mit dieser Erklärung, für die ich Dir mein Leben lang die innigste Dankbarkeit bewahren werde, sind wir noch nicht zu Ende. Es bleibt doch wohl noch etwas — etwas Geschäftliches zwischen uns zu besprechen."

Er kehrte sich ihr heftig zu, und sie sah in ein marmorkaltes Antlitz mit dem starren Ausdruck einer unbeugsamen Entschlossenheit.

„Etwas Geschäftliches? Daß ich nicht wüßte! Meine Firma hat niemals die Ehre gehabt, mit dem Fräulein Hornstein in einer Geschäftsverbindung zu stehen."

„Ich habe mich wohl ungeschickt ausgedrückt, aber Du solltest nun auch hierin großmüthig sein, Walter, und es mir nicht so schwer machen, die rechte Form für ein Anerbieten zu finden, das Dich sicherlich nicht beleidigen soll. Ich habe Dir am Tage nach unserer Verlobung die freie Verfügung über mein Vermögen eingeräumt, und wenn Du von diesem Rechte zu meiner Verwunderung und geheimen Beunruhigung auch bisher keinen Gebrauch gemacht hast, so bist Du doch vielleicht gewisse Verpflichtungen eingegangen, in der sicheren Erwartung, sie mit Hilfe des Brautschatzes, den ich Dir zubringen würde, erfüllen zu können. Du hattest ein Recht zu dieser Erwartung, und Du wirst mir darum gestatten müssen, Deine Verpflichtungen in ihrem vollen Umfange als die meinigen anzusehen."

„Eine sehr hochherzige Anschauungsweise — in der That! Schade nur, daß sie eine so niedrige Gesinnung auf meiner Seite zur Voraussetzung hat. Würde es Dir wohl in den Sinn gekommen sein, Gerda, auch dem Doktor Platenius für seine getäuschten Hoffnungen eine Entschädigung in barem Gelde anzubieten?"

„Aber mein Gott," rief das junge Mädchen mit Thränen in der Stimme, „wenn ich Dich doch nur in mein Herz sehen lassen und Dir zeigen könnte, wie wenig ich daran denke, Dich zu kränken und Dir eine niedrige Gesinnung zuzumuthen! Nicht als Deine ehemalige Verlobte, wenn Dir Dein Stolz dies verbietet, sondern als Deine Jugendfreundin laß mich —"

„Wozu die Spitzfindigkeiten und die überflüssigen Worte!" fiel er ihr hart in die Rede. „Was ich damals ausschlagen mußte, würde ich heute noch tausendmal weniger annehmen können, ohne mich des letzten Restes von Selbstachtung zu berauben. Aber es freut mich immerhin, daß Du mir dies großmüthige Anerbieten gemacht hast — es freut mich um Deinetwillen; denn Du hast Dir damit eine gute Vertheidigungswaffe geschaffen gegen die Vorwürfe des eigenen Gewissens, die doch vielleicht gekommen wären, wenn die unausbleiblichen Folgen dieser Stunde zu Tage getreten sind."

„Die Folgen dieser Stunde? Was willst Du damit sagen, Walter? Ich halte Dich für zu edel, als daß Du mich mit beängstigenden Andeutungen martern könntest, nur um Dich an mir zu rächen."

„Ich begreife nicht, was Dich daran zu beängstigen vermag. Unsere Lebensschicksale haben sich ja getrennt, und ich denke nicht daran, Dir die Verantwortung für das meinige aufzubürden. Das war ja bereits entschieden, ehe Du Dich dem Irrthum hingabst, mich zu lieben. Aber es wäre freilich besser für uns Beide gewesen, wenn Du Dir damals nicht die unnütze Mühe gemacht hättest, mir die Pistole zu entwinden."

Das Achselzucken und das verzerrte Lächeln, mit welchem er seine letzten Worte begleitete, waren von furchtbarer Wirkung auf Gerda's erregtes Gemüth. In grellstem Lichte sah sie sie plötzlich wieder vor ihrem Geiste, jene

entsetzliche Scene in Paul Leuendorf's Speisezimmer, da Walter Jasmund's zitternde Finger den blinkenden Lauf des Revolvers so zärtlich gestreichelt hatten, wie man sonst nur ein theures menschliches Wesen zu liebkosen pflegt. So deutlich war die herzbeklemmende Vorstellung, daß sie wieder den Leichenduft der verwelkenden Blumen zu athmen meinte und daß sie in Jasmund's Antlitz alle jene charakteristischen Linien stumpfer, lebensfatter Verzweiflung wiederfand, welche sie damals mit so tiefem Schrecken und zugleich mit so namenlosem Mitleid erfüllt hatten.

Als er abermals Miene machte, sich zu entfernen, erfaßte sie mit beiden Händen seinen Arm, wie wenn er schon im Begriff gewesen wäre, die todbringende Waffe gegen seine Stirn zu erheben.

„Bleib!" rief sie, und das stürmische Wogen ihres Busens verrieth, wie gewaltig sie erregt und ergriffen war. „Eher will ich das Aeußerste ertragen, als daß ich Dich so von mir gehen ließe. Du mußt mir feierlich versprechen, keine Uebereilung zu begehen und nie wieder einem verbrecherischen Gedanken Raum zu geben, wie er Dich damals beherrschte!"

„Und kraft welchen Rechtes kannst Du ein solches Versprechen von mir fordern, Gerda? Meinst Du etwa, daß mir mein Leben durch diese Unterredung werthvoller geworden sei, als es damals gewesen? Laß Dich meine künftigen Schicksale nicht weiter kümmern — ich bitte Dich darum! Schließlich wird es auch für Dich nur eine Erleichterung sein, wenn Du nicht mehr durch mein unbequemes Dasein an eine fatale Episode aus Deinem Leben erinnert wirst!"

„Unglückseliger!" schrie sie auf. „Du denkst also wirklich daran, das Entsetzliche zu thun? Und ich — ich sollte es ruhig geschehen lassen — ich, die niemals auf-

hören könnte, sich als die Urheberin Deines Todes zu betrachten! Nein, nein, ich kann es nicht fassen, daß ein ehrenhafter Mann solcher Grausamkeit gegen ein wehrloses Weib fähig sein sollte! Es muß ja ein Mittel geben, Dein Herz zu rühren und Dich von einem so furchtbaren Gedanken abzubringen, und Du wirst barmherzig genug sein, Walter, mir dieses Mittel zu nennen!"

Er suchte seinen Arm zu befreien, und ohne sie anzusehen, mit abgewandtem Antlitz, erwiederte er halblaut: „Laß mich fort, Gerda! Diese Scene ist nur eine unnütze Qual für Dich und mich. Was hilft es Dir, mir jetzt ein Versprechen abzuringen, das ich doch nicht zu halten vermag? Die Verhältnisse sind es, die mich unerbittlich bis zum Aeußersten treiben werden, nicht mein freier Wille!"

„Und es sollte keinen Weg zur Rettung geben — keinen?" fragte sie verzweiflungsvoll.

Walter Jasmund aber schüttelte düster den Kopf „Da Du mein Weib nicht werden kannst — nein!"

Gerda gab seinen Arm frei, und ein Zittern ging über ihren Körper.

„Das also ist es!" sagte sie tonlos. „Um diesen Preis also! O, mein Gott, das ist furchtbarer, als ich es verdient habe!"

Sie sank auf einen Stuhl nieder und verbarg das Gesicht in den Händen. Der Bankier wartete wohl eine oder zwei Minuten lang, dann tastete er nach dem Griff der Thür.

„Lebe wohl, Gerda! Ich darf mich nicht länger aufhalten, denn es ist hohe Zeit, alle die Vorkehrungen rückgängig zu machen, welche bereits für morgen — für unseren Hochzeitstag — getroffen waren."

Ihre Hände glitten herab, und ihr Antlitz war so verändert, daß Walter Jasmund erschrak.

„Es ist nicht nothwendig, daß irgend etwas rückgängig gemacht werde," sagte sie, „so weit es auf mich ankommt, mag es bei dem, was früher bestimmt worden ist, sein Bewenden haben."

„Gerda, wenn ich Dich recht verstehe, Du wolltest —"

„Ich will Dir meine Hand reichen, sofern Du sie auch jetzt noch annehmen magst! Vielleicht gelingt es Dir, zu vergessen, was während dieser letzten Stunde zwischen uns gesprochen worden ist."

Ihre Stimme war todmüde und völlig klanglos. Walter Jasmund dachte daran, daß in einem solchen Ton vielleicht vor Zeiten die Geständnisse abgelegt wurden, die man in den Folterkammern erpreßte. Er hätte sich vor der Gemarterten niederwerfen und den Saum ihres Gewandes küssen mögen; aber er dachte auch an das, was ihm bevorstand, wenn er edelmüthig das erzwungene Opfer zurückwies, und die Selbstsucht blieb Siegerin in dem kurzen Kampfe, welchen er da bestand.

„Und Du, Gerda?" fragte er weich und schmeichelnd. „Würdest auch Du Dich bemühen, zu vergessen, was Dich mir entfremden wollte?"

„Ich werde es versuchen," erwiederte sie, indem sie sich aufrichtete. „Aber ich bin nicht fähig, jetzt noch weiter über diese Dinge oder über irgend etwas Anderes zu sprechen. Ich muß Dich bitten, mich allein zu lassen, denn ich fühle, daß meine Kräfte mir sonst den Dienst versagen würden."

„Es ist selbstverständlich, daß ich mich ohne Weiteres jedem Deiner Wünsche unterwerfe, liebe Gerda, aber es ängstigt mich, Dich nach einer so heftigen Gemüthsbewegung allein unter fremden Menschen zurücklassen zu sollen. Erlaube mir wenigstens, daß ich Dir Antonie Leuendorf sende, die gewiß gern bereit sein wird, Dich um Verzeih—"

„Nein!“ erklärte sie mit schneidender Bestimmtheit. „Weder Antonien noch ihrem Manne will ich in diesen Tagen begegnen. Das ist die einzige Bedingung, die ich Dir stelle, und ich denke, sie wäre bescheiden genug. Im Uebrigen habe ich bereits heute an die mütterliche Freundin telegraphirt, in deren Hause ich die letzten Jahre verlebte, und sie wird, wie ich zuversichtlich hoffe, noch an diesem Abend eintreffen. Du siehst also, daß Du keine Ursache hast, Dich meinetwegen irgend welcher Sorge hinzugeben.“

Die verabschiedende Handbewegung, mit welcher sie ihre Erwiederung schloß, war in ihrer befehlenden Kürze und Unfreundlichkeit für Walter Jasmund verletzend genug, aber er fühlte wohl, daß es jetzt wahrlich nicht an der Zeit sei, den Gekränkten zu spielen. Auch er mochte zudem ein unwiderstehliches Verlangen empfinden, dieser Unterredung ein Ende zu machen und dem Anblick seiner Braut, der ja nichts Anderes war, als eine unaufhörliche Mahnung an seine eigene Erbärmlichkeit, zu entfliehen.

Kaum wußte er selbst noch, was er da von seiner Rückkehr und von seiner Hoffnung auf ein fröhlicheres Wiedersehen stammelte. Dann endlich durfte er die Thür des Zimmers, in welchem er die schwerste Stunde seines Daseins durchlebt hatte, hinter sich schließen, und nun eilte er über die Stiegen hinab und die Straßen hinunter wie ein Verfolgter, so daß die Vorübergehenden verwundert stehen blieben, um sich nach ihm umzuschauen. Als er die jung begrünten Linden des Leipziger Platzes vor sich sah, fiel ihm plötzlich ein, daß er auf diesem Wege an der Josty'schen Konditorei vorüberkommen müsse und daß in der Glasveranda derselben Paul Leuendorf unzweifelhaft noch immer auf ihn warte. Ohne Besinnen machte er Kehrt und eilte in der entgegengesetzten Rich-

tung weiter; denn er war sicher, daß ihm gerade jetzt kein anderer Anblick gleich widerwärtig und unerträglich sein würde, als der von seines Freundes und Berathers kaltem, spöttischem Gesicht.

Neuntes Kapitel.

Regnerisch und trübe war Walter Jasmund's Hochzeitsmorgen hereingebrochen. Mit ungefüger Wucht tobte ein Frühlingssturm durch die Straßen, und in kurzen Zwischenräumen prasselten heftige Schauer vom Winde gepeitschter Tropfen gegen die Fensterscheiben.

Wie der erste Blick des von unruhigem Schlummer Erwachenden auf das unfreundliche Bild des dunklen, von schweren Wolken überzogenen Himmels gefallen war, so schien ihn auch das erste Ereigniß des jungen Tages auf einen trüben und unerfreulichen Verlauf desselben vorbereiten zu sollen. Der Comptoirdiener, welcher bisher auch für die persönlichen Bedürfnisse des jungen Bankiers gesorgt hatte, meldete Paul Leuendorf's Besuch, noch ehe Jasmund seine Morgentoilette beendet hatte, und Frau Antoniens Gatte trat mit einer so erzürnten Miene in das Schlafzimmer, als sei er fest entschlossen, dem ehemaligen Schulkameraden rundweg die Freundschaft aufzusagen.

Walter Jasmund ließ die Vorwürfe des Anderen, der ihn an dem verabredeten Platze des Stelldicheins drei Stunden lang vergeblich erwartet haben wollte, geduldig über sich ergehen und verschmähte es auch, eine Antwort zu geben, als Paul Leuendorf endlich sagte: „Natürlich ist Alles nach Wunsch abgelaufen, denn im anderen Falle würdest Du mich schwerlich vergessen haben, sondern alsbald gekommen sein, mir die Ohren voll zu jammern. Einen Beweis besonderer Freundschaft für mich und meine

Frau aber scheinst Du bei dieser Gelegenheit nicht gerade geliefert zu haben: denn es wäre Dir sonst doch wohl ein Leichtes gewesen, Gerda mit uns zu versöhnen und sie in unser Haus zurückzuführen. Statt dessen hat meine verehrte Base gestern Abend ihre Aussteuer, die sich noch bei uns befand, abholen lassen und dazu ein Briefchen an mich geschrieben, so fremd und kühl, als wenn wir einander noch nie im Leben begegnet wären. Wie es scheint, mein Lieber, erinnerst Du Dich Deiner Freunde nur dann, wenn Du ihrer bedarfst, und verlierst sie in demselben Augenblick aus dem Gedächtniß, in welchem die Noth ein Ende hat."

Das hartnäckige Schweigen des Gescholtenen mochte Herrn Paul Leuendorf insgeheim zwar noch mehr erbittern, aber es zeigte ihm doch auch, daß er auf diesem Wege zu keinem rechten Ergebniß gelangen würde. Nachdem er darum noch eine Weile mit zorniger Miene auf und nieder gerannt war, blieb er neben Walter Jasmund stehen und sagte einlenkend: „Uebrigens ist es noch immer nicht zu spät, den Fehler wieder gut zu machen. Da wir das Vergnügen haben werden, Dir auf dem Standesamt wie in der Kirche als Zeugen zu dienen, liegt es ja in Deinem eigenen Interesse, Deine Braut versöhnlich gegen uns zu stimmen, damit alle unliebsamen und peinlichen Auftritte vermieden werden."

Jasmund hatte seinen Anzug beendet und nun endlich wandte er dem Freunde sein bleiches Antlitz zu, um zu erwiedern: „Es thut mir leid, daß ich in diesem einen Punkte Deinen Erwartungen nicht zu entsprechen vermag, Paul. Gerda ist sehr aufgebracht gegen euch, und ich muß ihrer Stimmung Rechnung tragen, wie unangenehm es mir auch um unserer alten Freundschaft willen ist. Sie wünscht nicht, Dir und Deiner Frau heute zu begegnen, und ich bin darum genöthigt gewesen, mich noch

gestern Abend um zwei andere Zeugen für die standesamtliche Handlung zu bemühen."

In Leuendorf's Augen glitzerte es tückisch.

„Nun, das ist wenigstens deutlich! Und was meine Person betrifft, so bin ich nicht gewöhnt, mich aufzudrängen, und würde mich nach dieser offenherzigen Erklärung ohne Weiteres empfehlen. Aber ich weiß nicht, wie meine Frau über diese Art, seine Freunde zu behandeln, denkt, und ich möchte keineswegs dafür einstehen, daß sie nicht dennoch an den Orten, an welche man sie eingeladen hat, erscheinen wird."

„Ich aber bin überzeugt, daß Gerda vor dem Standesbeamten ihre Unterschrift verweigern oder am Altar ein Nein sprechen würde, wenn sie sehen müßte, daß ich nicht einmal am Hochzeitstage ihrem dringend ausgesprochenen Wunsche Geltung zu verschaffen vermag."

Der Bankier hatte diese Worte scheinbar ruhig, aber mit so viel Nachdruck gesprochen, daß der Andere nicht darüber im Zweifel sein konnte, wie bitter ernst sie gemeint seien.

„Nun freilich, wenn Deine Sache noch immer auf so schwachen Füßen steht," höhnte er, „so muß Antonie wohl ein Einsehen haben. Wir werden der feierlichen Handlung Deiner Eheschließung also fern bleiben, und ich will wegen der Beleidigung, die uns damit angethan wird, nicht einmal allzustreng mit Dir in's Gericht gehen. Aber ich gebe Dir dies Versprechen nur unter einer ganz bestimmten Bedingung, unter der Bedingung nämlich, daß ich meiner Frau sagen darf, bei dem Hochzeitsmahle werde bestimmt auf ihr Erscheinen gerechnet. Sie hat sich eigens eine Toilette dazu anfertigen lassen, die nach dem Urtheil sachverständigster Richterinnen ein Meisterstück der höheren Schneiderkunst genannt werden muß, und es wäre sicherlich viel weniger gefährlich, einer Löwin ihr Junges vor

der Nase wegzunehmen, als Antonie der Möglichkeit zur Anlegung dieses Wunderkleides zu berauben. Ich würde Dir damit eine unversöhnliche Feindin schaffen, deren Zorn in seinen möglichen Folgen wahrhaftig nicht zu unterschätzen ist. Inmitten einer größeren Gesellschaft wird Deine junge Gattin an unserer Gegenwart wohl auch weniger Anstoß nehmen, und selbst wenn ich mich in dieser Annahme täusche, wird sie doch immerhin das bedeutsame Dokument, das euch auf ewig verbindet, dann bereits unterschrieben haben."

Walter Jasmund gab es auf, einen weiteren Widerspruch zu erheben.

„Ich kann Dich und Deine Gattin nicht hindern, dasjenige zu thun, was euch zweckmäßig erscheint," sagte er in der müden, gedrückten Weise, die heute seiner Haltung wie seiner Sprache eigenthümlich war. „Aber Du verzeihst wohl, wenn ich mich Dir jetzt entziehe. Es ist nicht mehr früh, und mir bleibt noch Mancherlei zu erledigen."

Sie gingen auseinander, ohne sich wie sonst die Hände gereicht zu haben, und die Erinnerung an die häßliche Scene lastete schwer und peinigend auf Walter Jasmund's Seele, während er die Verrichtungen erfüllte, welche die Vormittagsstunden noch von ihm forderten. Er hatte seinen Prokuristen gestern nicht mehr gesprochen, und so galt es jetzt zunächst, dessen Bericht entgegenzunehmen. Der Bankier bemühte sich rechtschaffen, ihm aufmerksam zuzuhören, aber er konnte doch nicht hindern, daß seine Gedanken fortwährend weit abschweiften, und daß der Mann wiederholt verwundert zu ihm aufsah, wenn er ihm eine zerstreute Antwort oder eine offenbar verkehrte Anweisung gegeben hatte. Als er dann nach Erledigung der dringendsten Angelegenheiten das Comptoir verließ, steckten die Buchhalter die Köpfe zusammen und tauschten allerlei erstaunte Bemerkungen über das schlechte Aus-

sehen ihres Chefs und über seinen tiefen Ernst am Hochzeitstage untereinander aus. Walter Jasmund aber nahm eine Droschke, um zunächst zum Gärtner und dann zum Juwelier zu fahren, denn erst in letzter Stunde hatte er sich erinnert, daß er seiner Braut ja auch einige Geschenke machen müsse.

Unter den Schmuckgegenständen, die ihm der Verkäufer vorlegte, wählte er auf's Gerathewohl denjenigen aus, für welchen der höchste Preis gefordert wurde, und erst als er draußen im Wagen mechanisch und gedankenlos das Etui noch einmal öffnete, erschrak er bei der Betrachtung des Kleinods über die unbegreifliche Ungeschicklichkeit, welche er da begangen hatte, denn die aus Brillanten und Rubinen gebildete Brosche, die er gewählt hatte, stellte ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz dar.

Er wollte sofort zu dem Juwelier zurückkehren, um den Schmuck gegen einen anderen zu vertauschen, aber ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß er ohnedies bereits in Gefahr sei, sich zu verspäten. So legte er denn mit einer inneren Bangigkeit und Beklommenheit, wie er sie in gleicher Stärke kaum jemals seit seinen Knabenjahren empfunden, den Weg nach Gerda's Gasthofe zurück, und er bedauerte im Stillen, daß ihm die Damen dort nicht, wie er gehofft hatte, die Aufforderung überbringen ließen, noch eine Weile auf die Beendigung ihrer Toiletten zu warten. Ohne Weiteres war er eingelassen worden, und Gerda, die ein dunkelgraues Seidenkleid von sehr einfachem Schnitt angelegt hatte, erhob sich bei seinem Eintritt, ohne ihm entgegenzugehen und ohne ihm die Hand zum Gruße darzureichen. Ihr Gesicht, auf das er nur einen scheuen Blick zu werfen wagte, war angegriffen und tief ernst; aber es trug einen Ausdruck so vollkommener Ruhe und Fassung, daß Jasmund sich durch diese Wahrnehmung wesentlich erleichtert fühlte.

Das Peinliche des ersten Wiedersehens nach der gestrigen Unterredung wurde durch die Anwesenheit einer dritten Person glücklicherweise ziemlich rasch überwunden. Frau Holdheim, die seit Jahren verwittwete Gattin eines Geistlichen, war auf Gerda's dringende telegraphische Aufforderung hin noch am Abend des verflossenen Tages eingetroffen, und vielleicht war es dem beruhigenden Einfluß ihres ungemein sanften und milden Wesens in erster Linie zuzuschreiben, wenn sich in dem Aussehen und der Haltung der jungen Braut nichts mehr von den leidenschaftlichen Stürmen des gestrigen Tages zeigte. Gegen Walter Jasmund beobachtete die Matrone ein sehr höfliches, doch merklich zurückhaltendes Benehmen, und wer die kurze Unterhaltung belauscht hätte, welche da gemessenen Tones zwischen den drei Personen geführt wurde, der hätte sicherlich alles Andere eher vermuthet, als daß hier ein Bräutigam gekommen sei, seine künftige Gattin zu dem bedeutsamsten Gange ihres ganzen Lebens abzuholen.

Als Frau Holdheim in einer nicht mißzuverstehenden Absicht schon zum zweiten Mal ihre kleine Taschenuhr hervorzog, faßte sich der Bankier endlich ein Herz und überreichte Gerda mit einigen gezwungenen und unsicheren Worten sein Geschenk.

„Ich danke Dir!" sagte sie einfach, und es schien fast, als ob sie das Etui uneröffnet bei Seite legen wollte. Ein mahnender Wink der mütterlichen Freundin erst veranlaßte sie, den Deckel zu heben; aber eine dunkle Blutwelle fluthete über ihr Gesicht, als ihr Auge auf den blitzenden Schmuck gefallen war. Das krampfhafte Zittern, das ihren schlanken Leib erbeben ließ, und der flammende Blick, von dem Jasmund für die Dauer einer Sekunde getroffen wurde, waren ihm Beweis genug dafür, wie mühsam sie ihre Fassung erzwang, und ein wie ge-

ringfügiger Anlaß hinreichen würde, dieselbe völlig zusammenbrechen zu lassen. Sie sagte kein Wort, aber sie würde das zierliche Maroquinkästchen mit seinem kostbaren Inhalt vielleicht von sich geschleudert haben wie ein ekelhaftes Gewürm, wenn Frau Holdheim es ihr nicht mit einigen Worten der Bewunderung für die kunstvolle Arbeit aus der Hand genommen hätte.

Der Zwischenfall war nicht darnach angethan gewesen, die Festesstimmung der kleinen Gesellschaft zu erhöhen, und auf der Fahrt zum Standesamte, die sie gemeinsam zurücklegten, war es fast ausschließlich die Pastorenwittwe, welche die Kosten der wortkargen und einsilbigen Unterhaltung zu bestreiten hatte. Walter Jasmund bot seiner Braut den Arm, als sie die Treppe emporstiegen, aber sie legte ihre Hand so leicht darauf, daß er die Berührung kaum fühlte, und sie ließ sie herabgleiten, als die bereits im Vorzimmer wartenden Zeugen ihnen entgegentraten, um sie zu begrüßen.

Ein anderes Paar, welches vorher in das Amtszimmer eingelassen worden war, mochte aus irgend einer Ursache den Standesbeamten länger aufhalten, als er es vorausgesehen hatte, und man war deshalb verurtheilt, auf die Abfertigung dieser Vorgänger zu harren.

Da dem nüchternen, weiß getünchten Wartezimmer mit den gelben Rohrstühlen, den gedruckten Plakaten an den Wänden und dem schnupfenden, trinkgeldhungrigen Bureaudiener jeder feierliche und weihevolle Charakter fehlte, so war es begreiflich genug, wenn die beiden Herren, welche Walter Jasmund noch im letzten Augenblick gebeten hatte, ihm als Zeugen zu dienen, schon nach den ersten fünf Minuten die Unterhaltung in demselben Tone führten, wie wenn man in einem Restaurant oder einem Kaffeehause beieinander säße.

Einige sensationelle Tagesereignisse waren bereits be-

sprochen worden, und da die Thür zu dem Amtszimmer trotz aller sehnsüchtigen Blicke, welche man ihr zuwarf, noch immer beharrlich verschlossen blieb, kam man allgemach auch auf Dinge zu sprechen, welche weniger im Vordergrunde des allgemeinen Interesses standen.

„Ich habe da heute eine Notiz in der Zeitung gefunden, welche mich mit rechtem Bedauern erfüllt hat," meinte der eine der beiden Herren, „denn sie betraf einen Mann, für den ich zu seinen Lebzeiten ganz besondere Hochachtung und Sympathie gehegt habe, und der, wenn ich nicht irre, auch Ihnen bekannt gewesen ist, Jasmund. Oder wären Sie mit dem Doktor Reimar Platenius niemals in eine gesellschaftliche Berührung gekommen?"

Der bleiche junge Bräutigam empfand diese Frage, als hätte man ihm einen Schlag in's Gesicht versetzt. Er wagte es nicht, Gerda anzusehen, und etwas Unverständliches stotternd, machte er einen hoffnungslosen Versuch, den unglückseligen Frager durch ein Augenzwinkern zu bedeuten, daß er von etwas Anderem reden solle. Aber selbst wenn es möglich gewesen wäre, sich auf solche Weise mit dem Ahnungslosen zu verständigen, hätte derselbe den verzweifelten Wunsch des Bankiers jetzt nicht mehr erfüllen können, denn Gerda, die sich bis dahin mit keiner Silbe an den Gesprächen betheiligt hatte, fragte zu Walter Jasmund's Entsetzen:

„Was ist's mit dem Doktor Platenius? Was wurde von ihm in jener Zeitungsnotiz gesagt?"

Sie hatte es in dieser traurigen Zeit des Kämpfens und Entsagens gelernt, sich zu beherrschen, und so wenig von ihrer namenlosen, tödtlichen Angst verrieth sich in ihrer Stimme, daß der Angeredete auch jetzt noch nicht ahnte, welches Unheil er gegen seinen Willen angerichtet.

Bereitwillig und mit dem Behagen eines gut unterrichteten Mannes erwiederte er: „Platenius war vor

Kurzem von hier abgereist, um sich mit zwei anderen Gelehrten nach Indien zu begeben. Nun ist hier im Kultusministerium die Nachricht eingetroffen, daß er den Ort seiner Bestimmung nicht erreicht hat, sondern schon auf der Fahrt im Rothen Meer an einer Blutvergiftung gestorben sei, welche er sich bei der Behandlung eines erkrankten Matrosen zugezogen. Es ist wirklich schade um ihn, denn er war nicht nur ein hochbegabter, sondern auch ein sehr ehrenwerther Mensch und — ah, dem Himmel sei Dank, daß die Pforten des Paradieses sich endlich erschließen."

Die letzten Worte der plötzlich abgebrochenen Rede galten der Thatsache, daß der schnupfende Bureaudiener die Thüren des Amtszimmers weit geöffnet, mit bewunderungswerther Würde verschiedene Trinkgelder aus den Händen der gerührt und glückstrahlend Heraustretenden entgegengenommen und sich dann mit bedeutsamem Wink gegen die Harrenden gewendet hatte.

Es war eine glückliche Fügung, daß durch diese Vorgänge die Aufmerksamkeit der Anderen für eine kurze Spanne Zeit von der jungen Braut abgelenkt wurde, und daß Niemand außer der mütterlichen Freundin wahrnahm, wie selbst aus ihren Lippen jeder Blutstropfen gewichen war, wie sie mit all' ihrer Willenskraft gegen eine Ohnmacht ankämpfte und wie sie dann nur mit Unterstützung der Frau Holdheim im Stande war, sich von ihrem Sitz zu erheben. Aber es wohnte mehr Energie und Stärke des Widerstandes in diesem zarten, jungfräulichen Körper, als seine feine, zierliche Bildung es hätte vermuthen lassen. Sobald sie den ersten Schritt gethan hatte, war Gerda wieder vollkommen Herrin ihrer selbst und bezwang sich, nicht vor der Berührung zurückzuschaudern, als Walter Jasmund ihr seine Hand reichte, um sie in das Zimmer des Standesbeamten zu führen.

Die Handlung selbst verlief rasch und ohne alle Feier-

lichkeit, wie es nun einmal in der Natur des rein bürgerlichen Aktes liegt. Die Zeugen nannten ihre Namen und überreichten ihre Legitimation; der Beamte fertigte mit umständlicher Langsamkeit das Protokoll aus und richtete dann, sich erhebend, an die Verlobten die durch das Gesetz vorgeschriebene Frage.

Beide antworteten mit einem klaren, vernehmlichen Ja. Walter Jasmund trat zuerst an den Tisch, um seinen Namen unter das Dokument zu setzen, aber wenn diese Unterschrift auf einem Check oder auf einem Wechsel gestanden hätte, so würden die Geschäftsfreunde der Firma sicherlich Bedenken getragen haben, sie ohne Weiteres als echt anzuerkennen, so wenig glich sie den festen, kaufmännischen Schriftzügen, welche ihm sonst eigenthümlich waren. Dann reichte der Standesbeamte mit einer ritterlichen Verbeugung der jungen Frau die Feder, und sie schrieb langsam in schönen, deutlichen Linien „Gerda Jasmund, geborne Hornstein", um dann doch im nächsten Augenblick laut aufschluchzend das Köpfchen an der Schulter der Frau Holdheim zu verbergen.

Während der Standesbeamte und die Zeugen ihre Glückwünsche abstatteten, fand die Pastorin Gelegenheit, dem jungen Ehemanne zuzuflüstern: „Gerda läßt Sie bitten, uns jetzt nicht nach dem Hotel zurück zu begleiten, sondern sie erst zur kirchlichen Trauung abzuholen. Sie ist ein wenig angegriffen und bedarf wirklich der Schonung."

Jasmund verbeugte sich und murmelte etwas, das wohl eine bereitwillige Zustimmung sein sollte. Er ließ es auch ohne Einwendung geschehen, daß seine junge Frau sich auf den Arm der Freundin stützte, während sie die Treppe hinabstiegen, und vor dem Wagenschlag, der sich hinter den Damen geschlossen hatte, zog er stumm seinen Hut wie Jemand, der eine wildfremde Dame zu ihrer Equipage geleitet hat.

Den beiden Zeugen mochte trotz ihrer Unbefangenheit das Benehmen der Neuvermählten doch nachgerade etwas sonderbar erschienen sein, und sie machten darum Miene, sich ziemlich eilig von Jasmund zu verabschieden. Ueber diesen aber war es jetzt, wo er Gerda's Gesicht nicht mehr gleich einer stummen, furchtbaren Anklage vor sich sah, wie trotziger Uebermuth und verzweifelte Lustigkeit gekommen. Er lud die beiden Herren auf das Dringendste zu einem Gabelfrühstück in der nächsten Weinstube ein und ließ keinen der Einwände gelten, die sie vorbrachten, um eine Ablehnung zu begründen.

Das kleine Frühstück verlief so vergnügt, wie es die Geladenen nach dem etwas wunderlichen Verlauf der vorhergegangenen Ceremonie wahrlich nicht mehr erwartet hatten. Der Champagner, mit welchem man gleich beim ersten Gange begonnen hatte, floß buchstäblich in Strömen, und Walter Jasmund, der dem schäumenden Feuertrank um so eifriger zusprach, je weniger ihm die Speisen zu munden schienen, war bald von einer so tollen Ausgelassenheit und von so sprudelndem Witz, daß die beiden Anderen aus dem Lachen kaum heraus kamen, und daß sie aus innerster Ueberzeugung mit einem fröhlichen Ja antworteten, da er sie, heftig auf den klirrenden Tisch schlagend, plötzlich fragte: „Glaubt ihr mir's nun, daß ich ein glücklicher Mensch und ein beneidenswerther Gatte bin?"

Um seinen Hochzeitstag auf solche Weise feiern zu können, mußte man ja in der That sehr glücklich oder — grenzenlos unglücklich sein!

Die Zechgenossen mußten den Bankier endlich daran erinnern, daß es hohe Zeit geworden sei, seinen Anzug für die kirchliche Trauung zu wechseln. Sie geleiteten ihn nach Hause und riethen ihm gutmüthig, einige Flaschen Selterswasser zu trinken, damit er wieder einen klaren

Kopf bekomme; denn obwohl sie sich als Lebemänner echt weltstädtischen Schlages von allen kleinlichen Vorurtheilen frei wußten, schien ihnen der gegenwärtige Zustand ihres Freundes doch nicht ganz angemessen für einen Mann, der sich anschickt, vor den Altar zu treten.

Walter Jasmund versuchte zwar, ihrem Rathe zu folgen, aber das geschmacklose Getränk widerte ihn dergestalt an, daß er das Glas mit Abscheu niedersetzte, nachdem er kaum die Lippen genetzt hatte. Und er hegte auch gar nicht ernstlich den Wunsch, seinen augenblicklichen Zustand gegen einen anderen zu vertauschen.

„Ich bin ein wenig berauscht," sagte er vor sich hin, während er sich umkleidete, „aber was thut das? Kein Mensch wird es bemerken, oder sie werden glauben, daß es das Glück und die Freude gewesen seien, welche mich trunken gemacht haben!"

Und in dieser Zuversicht fuhr er zum zweiten Mal nach dem Hotel, während der Fahrt unverwandt auf den prächtigen, von kostbaren Spitzen umgebenen Brautstrauß starrend, welchen er Gerda zu überreichen gedachte. Halb wie im Traume erlebte er, was dann weiter geschah. Obwohl er sich im Stillen immer von Neuem wiederholte, daß er doch unzweifelhaft bei vollkommen klarem Verstande sei, und obwohl er sich seiner Meinung nach mit den Personen, die ihn umgaben, durchaus vernünftig unterhielt, lag doch über Allem, was er sah und hörte, etwas wie ein feiner, rosiger Nebel, in welchem die Umrisse der körperlichen Gegenstände unsicher verschwammen oder gar leise zu schwanken schienen, wie in der flimmernden Luft eines überheißen Sommertages. Und dieser zarte, angenehme Schleier, in welchen sein Champagnerrausch ihm Alles einhüllte, verbarg ihm nicht nur die Thränenspuren und die tief eingezeichneten Linien des Leides auf Gerda's Antlitz, er verbarg ihm auch die verwunderten

und entrüsteten Blicke, deren Gegenstand immer häufiger er selber wurde. Noch vor wenig Stunden hatte er sich vor dieser Feierlichkeit gefürchtet, wie vor der Vollstreckung eines Todesurtheils. Jetzt machte er die Wahrnehmung, daß Alles ganz ausgezeichnet verlief, und daß es im Grunde eine vollkommene Narrheit sei, die Vereinigung mit einem so liebreizenden Geschöpf als etwas Anderes denn als ein beispielloses Glück anzusehen. In ihrem schimmernden Gewande von weißem Seidenatlaß, mit den blühenden Myrten auf dem Haupte und in die duftige Wolke des lang niederwallenden Schleiers eingehüllt, war Gerda ja in der That von einer herzbezwingenden, fast überirdischen Schönheit. Daß dies holdselige Menschenbild auf der Fahrt zur Kirche stumm und regunglos neben ihm in den seidenen Polstern des Brautwagens lehnte, verursachte dem jungen Gatten jetzt nicht mehr das leiseste Unbehagen. Während er unter den feierlichen Klängen der Orgel zum Altar schritt, sah er, daß viele Menschen in der Kirche waren, aber der merkwürdige Nebel verhinderte ihn, die bekannten Gesichter unter den fremden herauszufinden. Wie man in dem müden Uebergangsstadium zwischen Wachen und Schlafen eine gedämpfte und eintönige Musik als etwas sehr Angenehmes und Wohlthuendes empfindet, so empfand er mit stillem Behagen die lange Rede des Geistlichen, ohne daß er auf die einzelnen Worte geachtet oder sich auch nur einen Augenblick die Mühe gemacht hätte, ihren Sinn zu erfassen. Erst als plötzlich eine tiefe Stille eintrat, erhob er verwirrt das Haupt und da er das ehrwürdige Antlitz des Geistlichen mit einem Ausdruck ernster Frage und mit einem merklichen Aufzucken des Erstaunens auf sich gerichtet sah, sagte er, mehr einem instinktiven Antriebe als einem überlegten Vorsatz folgend: „Ja.“ Es mußte wohl zur rechten Zeit gewesen sein, denn in der nächsten

Minute kam derselbe Laut auch von Gerda's Lippen; dann wurden die Ringe gewechselt, der Geistliche sprach seinen Segen über die jetzt auch durch den Weihespruch der Kirche Vermählten, und in mächtigen Akkorden brauste der fromme Jubelgesang der Orgel abermals durch den hehren Raum. Viele Leute drängten sich in der Sakristei an das junge Paar heran, um ihre Glückwünsche darzubringen, und hier trat der einzige unbehagliche Augenblick für Walter Jasmund ein, da ihm plötzlich die Befürchtung kam, daß Gerda abermals ohnmächtig werden könnte, wie nach ihrer seltsamen Verlobung in Paul Leuendorf's Hause. Aber die junge Frau zeigte sich heute widerstandsfähiger als damals, sie verlor das Bewußtsein nicht, und wenn ihre Erwiederungen auf die Gratulation der Bekannten auch nur in kurzen, fast tonlos geflüsterten Worten bestanden, so hielt sie sich doch tapfer bis zum letzten Augenblick. Walter Jasmund gewahrte mit Genugthuung, daß sie auch auf der Heimfahrt weder in Thränen ausbrach, noch irgend welche Neigung zeigte, ein unerquickliches Gespräch zu beginnen.

In beinahe heiterer Stimmung fügte er sich dem Ersuchen der Frau Holdheim, in dem kleinen Hotelsalon auf den Toilettenwechsel seiner Gemahlin zu warten, und er hatte es wohl kaum bemerkt, daß dabei etwas wie mühsam unterdrückte zornige Entrüstung in der Stimme der sonst so sanften Matrone gezittert hatte. Als nach Verlauf einer Viertelstunde die Thür des Nebenzimmers wieder aufging, wollte er elastisch aufspringen, um Gerda entgegenzueilen, aber während er sich erhob, befiel ihn ein Schwindelanfall, der ihn nöthigte, mit beiden Händen nach dem Tischrand zu greifen, um nicht zu Boden zu stürzen. Erst als er die beängstigende, kreisende Empfindung im Gehirn nicht mehr spürte, wagte er es, die Augen zu öffnen, und nun sah er mit grenzenlosem Er-

staunen, daß ihm Gerda nicht, wie er erwartet hatte, in einer hübschen Gesellschaftstoilette, sondern in einem überaus einfachen dunkeln Wollkleide, in Hut und Reisemantel gegenüberstand.

„Was — was bedeutet das?“ brachte er stotternd hervor. „In diesem Anzuge kannst Du doch unmöglich —“

„Ich habe diesen Anzug angelegt, weil ich in einer halben Stunde mit Frau Holdheim abzureisen gedenke,“ sagte sie ohne Erregung und ohne Schärfe, aber in einem Ton, dessen Klang trotzdem eine merkwürdig ernüchternde Wirkung auf Jasmund übte. „Du wirst, wie ich hoffe, Deinen Gästen gegenüber irgend eine Erklärung finden, die mein Fernbleiben von dem Feste entschuldigt.“

Der junge Bankier versuchte mit schlechtem Gelingen, sich eine ernste und würdevolle Haltung zu geben.

„Das ist ganz unmöglich!“ erklärte er. „Was Du da thun willst, wäre eine unerhörte Beleidigung für mich, und als Dein Gatte habe ich ein Recht zu verlangen —“

„Als mein Gatte hast Du das Recht, nach Belieben über mein Vermögen zu verfügen,“ schnitt sie ihm in dem vorigen, unbewegten Tone die Weiterrede ab, „und da ich, wie Du wissen könntest, Deine Gattin nur geworden bin, um Dir auf einem legalen Wege diese Befugniß zu verschaffen, solltest Du Dich nun auch mit ihrer Erlangung bescheiden. In den Händen meines Sachwalters befinden sich alle erforderlichen Papiere, und wenn es ja noch einer besonderen Vollmacht oder dergleichen bedürfen sollte, so werde ich jederzeit bereit sein, sie auszustellen. Aber dies Alles kann sehr wohl auf brieflichem Wege erledigt werden, und es ist nicht nothwendig, daß ich deshalb meine Anwesenheit in Berlin verlängere. Daß ich jetzt nicht in der Stimmung bin, mich auf ein Fest zu begeben und meine Erniedrigung vollständig zu machen, indem ich im Kreise Deiner Freunde eine klägliche und unwahre Ko-

mödiantenrolle spiele, mußt Du nach Allem, was zwischen uns vorgegangen ist, begreifen können. Was aber sollte mich sonst an einem Orte zurückhalten, den ich hasse, weil ich an ihm das Glück meines Lebens begraben mußte!"

„Was Dich zurückhalten sollte? Nun, ich denke, die Antwort auf diese sonderbare Frage wäre leicht genug zu finden. Du bist mein angetrautes Weib, und Dein Platz ist nicht im Hause irgend einer Freundin, sondern an meiner Seite. Wenn Du es nicht mir zu Liebe über Dich gewinnen kannst, für eine kurze Zeit bei dem Festmahle zu erscheinen, so mag es darum sein. Durch ein vorgeschütztes Unwohlsein läßt sich dergleichen ja zur Noth erklären. Davon aber, daß Du mich am Hochzeitstage verlässest, darf nicht die Rede sein. Ich wiederhole Dir, daß ich es nicht dulden werde!"

Es konnte nur der Rausch sein, der ihm den Muth gab, ihr so entgegenzutreten, und er selber fühlte jedenfalls nicht, daß der Ton, in welchem er zu ihr sprach, allgemach ein brüsker und fast brutaler geworden war. Gerda aber sah ihn mit großen, erstaunten Augen an, und wie um ihm Zeit zur Ueberlegung zu geben, wiederholte sie langsam: „Du wirst es nicht dulden? Und wodurch gedenkst Du es zu verhindern?"

Ihre sanfte Ruhe, die so beredt für die Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses zeugte, reizte ihn heftiger, als Vorwürfe oder Anklagen es vermocht hätten. Obwohl Gerda noch gar nicht Miene gemacht hatte, das Zimmer zu verlassen, trat er ungestüm zwischen sie und die Ausgangsthür, und die Bewegung, mit welcher er seine Erwiederung begleitete, hatte ganz das Ansehen einer rohen Drohung.

„Durch jedes Mittel, welches das Gesetz mir in die Hand gibt!" rief er überlaut. „Wenn es sein müßte, selbst mit Gewalt! Glaubst Du etwa, daß Du auch heute

noch mit mir spielen und mich beschimpfen kannst, wie Du es gestern gethan? Warum hast Du denn Deine Freiheit nicht zurückgenommen, da ich sie Dir doch auf Dein Verlangen vor die Füße geworfen hatte? Warum hast Du auf dem Standesamt Deine Unterschrift nicht verweigert, wenn Du meintest, daß es Dir so ganz unmöglich sei, mir anzugehören? Da wäre es an der Zeit gewesen, diese hoheitsvolle Haltung anzunehmen! Jetzt aber, jetzt bist Du mein, und wie ich bereit bin, meine Pflichten gegen Dich zu erfüllen, werde ich Dir auch nichts von den Deinigen erlassen. Was ich fordere, ist mein gutes Recht, und ein erbärmlicher Schwächling, wer sich sein Recht nicht zu erzwingen weiß!"

Trotz seines an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Zustandes von ihrer Schönheit hingerissen, stürzte er auf Gerda zu, um sie in seine Arme zu schließen. Voll Abscheu und Entrüstung stieß sie ihn so heftig von sich, daß er durch die Hälfte des kleinen Zimmers zurücktaumelte und nach einer Stütze greifen mußte, um nicht zu Boden zu fallen. Die Demüthigung, welche ihm damit zu Theil geworden war, ließ den leicht entflammten Jähzorn des Rausches vollends in ihm emporlodern. Er preßte die Zähne aufeinander, daß es knirschte, und in abgerissenen, keuchenden Worten stieß er hervor: „So meinst Du vielleicht, daß ich Dir ein Trauerjahr gestatten werde für Deinen geliebten Doktor Platenius, der mit all' seinen erhabenen Eigenschaften gerade gut genug war zum Futter für die Haifische; aber Du bist mein Weib und —"

Keine Unterbrechung und keine Einrede — nur das Grauen auf ihrem blassen Gesicht machte ihn verstummen. Er rührte sich nicht, sie zurückzuhalten, als Gerda die Thür des Nebenzimmers öffnete und mit erstickter Stimme sagte: „Kommen Sie, Frau Holdheim, mich gegen die Rohheiten eines Trunkenen zu schützen!"

Bei ihren letzten Worten aber schrie er auf wie ein angeschossenes Thier, schlug sich mit beiden Fäusten vor die Stirn und stürzte hinaus.

„Nach meiner Wohnung!" rief er dem Kutscher des unten harrenden Wagens zu, in dessen Kissen er sich wie ein Verzweifelter niederfallen ließ, und die Vorübergehenden würden ihn sicherlich für einen Irrsinnigen gehalten haben, wenn sie durch die herabgelassenen Fenstergardinen der Equipage hätten sehen können, wie er sich das Haar zerraufte, und wenn das Rasseln der Räder auf dem Straßenpflaster nicht das qualvolle Stöhnen verschlungen hätte, welches sich seiner Brust entrang.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde lang warteten die geladenen Gäste vergebens auf das Erscheinen der Neuvermählten. Dann übernahm es Herr Paul Leuendorf, die Ursache dieser auffälligen und nachgerade beunruhigenden Verspätung zu ermitteln. Nach Verlauf von weiteren vierzig Minuten, welche die Festesstimmung der Gesellschaft natürlich keineswegs erhöht und den Küchenchef des Restaurants fast zur Verzweiflung gebracht hatten, kehrte er zurück, und seine heitere Miene zerstreute sofort alle hier und da laut gewordenen trüben Vermuthungen und Besorgnisse.

„Zu Tische, meine Herrschaften!" rief er, „denn es wäre nutzlos, noch länger auf unser glückliches junges Paar zu warten. Eine leichte Unpäßlichkeit meiner Base macht es ihr unmöglich, zu erscheinen und nöthigt uns, für unser Fest auf die Theilnahme der Hauptpersonen zu verzichten. Aber eine Hochzeit ohne Brautpaar hat doch wenigstens den Vorzug der Originalität, und wenn wir jetzt um einige der beabsichtigten Trinksprüche kommen sollten, so werden die Meisten von uns auch diesen schmerzlichen Verlust mit Würde zu ertragen wissen."

Man applaudirte unter Lachen die kleine Rede, und

während der Tafel wurde die anfänglich noch etwas gedrückte Stimmung zu einer so ausgelassen fröhlichen, daß Niemand mehr an die Neuvermählten und an ihre auffällige Abwesenheit dachte.

Paul Leuendorf aber hatte Gelegenheit gefunden, seiner Gattin unbelauscht zuzuflüstern: „Gerda ist unmittelbar nach der Trauung durchgegangen, und Jasmund ist vollkommen unzurechnungsfähig. Er phantasirt fortwährend von einer ungeheuren Beschimpfung und von einem Flecken auf seiner Ehre, den er abwaschen müsse. Wenn er nicht betrunken ist, wie ich noch immer hoffe, so ist er im Begriff, den Verstand zu verlieren, und diese Hochzeit könnte möglicherweise noch ein recht unerfreuliches Nachspiel haben."

Frau Antonie zog zu diesen hastigen Mittheilungen kaum merklich die schönen weißen Schultern in die Höhe, und das anmuthige Lächeln, mit welchem sie einen eben auf sie zutretenden jungen Mann beglückte, hatte durchaus nichts Erzwungenes. Welchen Anlaß hätte sie denn auch gehabt, sich aufzuregen! Sie hatte die ersehnte Gelegenheit gefunden, durch den gewählten Geschmack und die kostbare Eleganz ihrer Toilette den grimmigen Neid ihrer Mitschwestern zu erregen, und es wäre ihr jedenfalls als eine bemitleidenswerthe Thorheit erschienen, sich durch die Herzenskümmernisse anderer Leute auch nur vorübergehend Appetit und Laune verderben zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages ging es in einem der Gemächer, die sich Doktor Starcke im Gutshause von Kliffborn zu einstweiligen Arbeitszimmern eingerichtet hatte, recht munter und festlich zu. Eine bläuliche Dampfwolke erfüllte den niederen Raum mit einem

so undurchdringlichen Nebel, daß ein neuer Ankömmling wohl erst nach einiger Gewöhnung die Gestalten und die Gesichtszüge der drei Männer unterschieden hätte, welche da an einer Ecke des Zeichentisches saßen und mit offenkundigem Behagen immer dichtere Rauchwolken zur Decke emporwirbeln ließen.

Der Herr Oberbergrath, der aus Bequemlichkeitsgründen den Rock abgelegt und sämmtliche Knöpfe seiner Weste geöffnet hatte, hielt das Mundstück einer langen Pfeife zwischen den Lippen und bot mit seiner feisten Gestalt und seinem jovialen, röthlichen Antlitz ein wahrhaft herzerfreuendes Bild der Zufriedenheit und des behaglichen Lebensgenusses. Rechts und links von ihm hatten der Ingenieur und der Geometer, deren etwas herabgekommenes Aussehen bei ihrem Eintreffen auf Kliffborn Walter Jasmund einigermaßen befremdet hatte, Platz genommen, und alle Drei widmeten sich mit gleichem Feuereifer dem edlen Skatspiel, das sie nun schon länger als zwei Stunden hier beisammen hielt. Auch das Bedürfniß nach einer zeitweiligen Anfeuchtung der Kehle schien bei Jedem von ihnen gleich lebhaft zu sein; denn die Wassergläser, aus denen sie den goldig schimmernden Rheinwein tranken, leerten sich vor dem Einen so schnell wie vor dem Anderen, und zu den fünf leeren Flaschen auf dem Zeichentische hatte sich eben die sechste gesellt, als der Herr Oberbergrath mit etwas eingerosteter, aber trotzdem gar nicht übel klingender Baßstimme intonirte:

„Im tiefen Keller sitz ich hier —"

Aber er kam nicht zu Ende; denn das Knarren der Thür hinter seinem Rücken veranlaßte ihn abzubrechen, und ohne sich erst nach dem Ankömmling umzuwenden, polterte er in gutmüthigem Zorn: „Schockschwerenoth — ob man wohl ein einziges Viertelstündchen ungestört bleiben kann! Natürlich ist es wieder der langweilige Siebert,

der eine Arbeitsanweisung für seine Leute haben will. Als wenn die Kerle nicht herzlich zufrieden wären, ihr Geld mit Faullenzen zu verdienen!"

Vielleicht hätte er in dem Tone weiter geschwatzt, ohne von seinen Karten aufzublicken, wenn ihn nicht ein recht unsanfter Stoß, den er unter dem Tische von seinem Nachbar, dem Ingenieur, empfing, veranlaßt hätte, verwundert in die Höhe zu schauen. Da machte er dann freilich eine sehr erstaunliche Wahrnehmung, denn seine beiden Spielpartner und Zechgenossen waren von ihren Stühlen kerzengerade in die Höhe gefahren, und auf ihren plötzlich erbleichten Gesichtern war eine Bestürzung und Verlegenheit zu lesen, wie sie tiefer und rathloser kaum zu erdenken war.

„Na, zum Donnerwetter, was ist denn da eigentlich los?" brummte der Doktor, indem er die Karten niederlegte und seinen mächtigen Oberkörper nun ebenfalls der Thür zuwendete, in welcher etwas so Außerordentliches, Schreckenerregendes erschienen sein mußte. Aber auch ihm erstarb das Wort auf den Lippen, als er den Mann erkannte, der dort auf der Schwelle stand. Das war allerdings keiner von den Rottenführern der Erdarbeiter, wie er in heiterer Sorglosigkeit vermuthet hatte, sondern es war Einer, den er viele Meilen entfernt und in den Armen der Liebe gewähnt hatte: der Besitzer von Kliffborn — Walter Jasmund.

Der Herr Oberbergrath räusperte sich und warf einen wüthenden Blick nach der verrätherischen Flaschenbatterie hinüber, wie wenn er sie mit diesem Blick verschwinden machen könnte. Es wurde selbst ihm, dem allzeit Schlagfertigen, augenscheinlich schwer, hier das rechte Wort der Erklärung zu finden, aber zu seinem angenehmen Erstaunen sollte er der Nothwendigkeit einer solchen Erklärung vollständig überhoben werden.

Sekundenlang hatte der junge Bankier wie unschlüssig in der offenen Thür gestanden; dann, als der Doktor eben den Mund zu einer Begrüßung aufthun wollte, trat er auf ihn zu und sagte viel mehr in dem Ton einer Bitte, als demjenigen eines Vorwurfs: „Ich muß Sie auf der Stelle sprechen, Herr Oberbergrath, und unter vier Augen, wenn es Ihnen genehm ist; denn es handelt sich um Dinge von großer Bedeutung."

Doktor Starcke hatte in einem ziemlich langen und ungemein wechselvollen Dasein genugsam gelernt, eine Lage mit einem einzigen Blick zu überschauen und den denkbar größten Vortheil für seine eigene Person aus ihr zu ziehen. Alle Verlegenheit war mit einem Mal aus seinem Gesicht verschwunden, und mit einem würdevollen Neigen des Hauptes sagte er wie Jemand, der sich nur ungern in etwas Unabänderliches fügt: „Wenn es eine wichtige und unaufschiebbare Angelegenheit ist, Herr Jasmund, so stehe ich natürlich zu Ihrer Verfügung, obwohl ich eben im Begriff war, mich an eine sehr dringliche und sehr anstrengende Arbeit zu machen, für die es einer kleinen vorherigen Herzstärkung bedurfte."

Mit leichter Verbeugung deutete er auf die Thür des Nebengemaches, und die beiden anderen Theilnehmer der unterbrochenen Skatpartie wechselten einen Blick, in welchem sich eine unbeschreibliche Hochachtung vor der Kühnheit und Geistesgegenwart ihres liebenswürdigen Vorgesetzten offenbarte. Schweigend tranken sie, nachdem sich die Thür hinter Jasmund und dem Doktor geschlossen hatte, den Weinrest in ihren Gläsern aus, um dann etwas unsicheren Schrittes das Gemach und das Haus zu verlassen.

Walter Jasmund aber, der sich trotz seines erschreckend bleichen und angegriffenen Aussehens im Nebenzimmer nicht gesetzt hatte, sondern voll nervöser Unruhe hin und her ging, sprudelte in einer eigenthümlich hastigen, sich

überstürzenden Weise hervor: „Ich bin schon heute nach Kliffborn zurückgekehrt, weil ich in einem sehr wichtigen Punkte anderen Sinnes geworden bin. Ich habe eingesehen, daß Ihr Vorschlag, sogleich auch die übrigen Anlagen in Angriff zu nehmen, ein durchaus zweckmäßiger und vernünftiger gewesen ist. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie wirklich die feste Zuversicht hegen, Petroleum zu finden. Glauben Sie sich dafür mit Ihrem Worte verbürgen zu können?"

Der Herr Oberbergrath, welcher noch immer in Hemdärmeln war, legte mit einer fast feierlichen Geste die Hand auf's Herz.

„Soweit menschliche Wissenschaft und menschliche Voraussicht reichen, stehe ich dafür ein, Herr Jasmund!"

„Nun wohl. So darf es für uns kein anderes Interesse mehr geben, als das, rasch zum Ziele zu kommen und den Werth des Besitzthums dadurch so schnell als möglich zu steigern. Sind Sie des Erfolges gewiß, so darf Sie hinfort die Höhe der Aufwendungen, die diesen Erfolg herbeiführen und beschleunigen sollen, nicht im Mindesten kümmern. Wir werden ja Alles zehnfach zurückerhalten, und es wäre darum eine falsche Sparsamkeit, jetzt zu knausern. So war doch auch Ihre Meinung, nicht wahr?"

Doktor Starcke verfolgte den hastig sprechenden und gestikulirenden Bankier mit sehr aufmerksamen, scharf beobachtenden Blicken.

„Ganz so ist meine Meinung!" bestätigte er langsam. „Aber ich verhehle Ihnen nicht, Herr Jasmund, daß ich sehr beträchtliche Summen brauchen werde, und daß es eine Thorheit wäre, das Werk zu beginnen, um es dann etwa seiner Kostspieligkeit wegen vor der Vollendung aufzugeben."

„Nein, nein, etwas derartiges haben Sie nicht zu fürchten. Aber Sie hatten ja seiner Zeit einen ungefähren

Ueberschlag angefertigt. Wenn es Ihnen genehm ist, können wir die einzelnen Posten desselben auf der Stelle noch einmal durchgehen."

Bereitwillig brachte der Doktor seinen damals zurückgewiesenen Plan zu Tage, und wohl eine Stunde lang saß Walter Jasmund mit brennendem Kopfe darüber, während der Oberbergrath mit gemächlicher Ruhe seine Erläuterungen zu den einzelnen Zahlen gab. Wenn der Bankier an irgend einer Stelle durch die Größe der Ziffern erschreckt wurde und ein Bedenken äußerte, so beseitigte der Doktor es jedesmal sehr schnell durch ein halb mitleidiges Achselzucken und durch die gleichgiltige Bemerkung, daß es dann wohl besser sei, auf den ganzen Plan zu verzichten. Als sie am Fuße der Liste angelangt waren, hatte Jasmund zu Allem seine Zustimmung gegeben und indem er sich wieder von seinem Stuhl erhob, sagte er: „Ich verstehe, wie Sie wohl gesehen haben, nicht das Geringste von all' diesen Dingen, und ich folge blindlings Ihrem Rathe, weil ich unumschränktes Vertrauen zu Ihnen habe. Was mich vornehmlich dazu bestimmt hat, meinen anfänglichen Widerstand gegen Ihre kostspieligen Projekte aufzugeben, kann ich Ihnen zwar nicht auseinander setzen; aber ich bitte Sie, sich bei jeder Ihrer Maßnahmen daran zu erinnern, daß ich viel mehr als nur ein Vermögen — daß ich meine ganze Mannesehre heute in Ihre Hände gelegt habe. Ich muß Kliffborn binnen Kurzem mit großem Vortheil verkaufen können, denn dieser Gewinn ist dazu bestimmt, einen Flecken zu tilgen, der — doch genug, ich weiß ja, daß es ein Mann von Ehre ist, dem ich mein höchstes irdisches Interesse anvertraut habe."

Er streckte dem Doktor seine Hand entgegen, und dieser zögerte nicht, sie zu ergreifen und kräftig zu drücken. Zuckend und fieberheiß lagen Jasmund's schmale Finger

in der weichen, wohlig warmen Rechten des Oberbergrathes, und forschend blickte derselbe noch einmal in die seltsam glitzernden Augen des Bankiers.

„Ich werde so handeln, wie wenn ich selber der Besitzer von Kliffborn wäre," erwiederte er, „aber ich werde schwerlich im Stande sein, in jedem einzelnen Fall Ihre Genehmigung einzuholen und über jede Ausgabe sogleich Rechnung zu legen, um so weniger, als Sie doch wahrscheinlich nicht die Absicht haben werden, dauernd hier zu verweilen."

„Diese Absicht habe ich allerdings," fiel Jasmund eilig ein. „Mein Prokurist, der mich in Berlin vertreten wird, ist ein durchaus zuverlässiger Mensch, und ich glaube doch, daß meine Anwesenheit hier für die raschere Erledigung mancher bedeutsamen Frage von einigem Nutzen sein könnte. Außerdem liegen besondere Umstände vor, die mir zur Zeit den Aufenthalt in Berlin verleiden."

Der Oberbergrath zuckte mit den Achseln.

„Ueber Ihre diesbezüglichen Entschlüsse eine Meinung zu äußern, steht mir natürlich nicht zu. Daß aber das gleichzeitige Vorhandensein zweier höchster Autoritäten hier auf das Fortschreiten unseres Werkes sehr förderlich einwirken werde, möchte ich auf Grund vielfacher Erfahrungen bezweifeln. Ich würde den Vertrag, welcher mich an Ihr Unternehmen fesselt, wohl kaum unterzeichnet haben, wenn ich gewußt hätte, daß ich unausgesetzt beaufsichtigt und bewacht werden soll."

„Aber von einer Beaufsichtigung oder Bewachung ist ja nicht die Rede! Sie besitzen bereits die umfassendsten Vollmachten, und wenn Sie es wünschen, werde ich meinen Kassirer ein- für allemal anweisen, jeden Ihrer Zahlungsaufträge ohne Weiteres auszuführen."

„Eine solche Generalanweisung würde mir meine schwierige Aufgabe allerdings wesentlich erleichtern, und sie er-

scheint mir um so zweckmäßiger, als wir ja Alle den Wechselfällen des Lebens in gleicher Weise unterworfen sind. Sie sind ein junger Mann von kräftiger Konstitution, aber ich finde, daß Sie gegenwärtig ein wenig angegriffen aussehen, und daß Sie vielleicht über kurz oder lang gezwungen sein könnten, sich zur Schonung Ihrer Gesundheit für eine Weile von allem Geschäftlichen fernzuhalten. Sollten während einer solchen unfreiwilligen Ruhepause etwa auch die Arbeiten auf Kliffborn liegen bleiben, weil Niemand da ist, der ihre Kosten bestreitet?"

„Gewiß nicht!" versicherte der Bankier. „Und wenn ich auch sicher bin, daß mich die reine Haideluft sehr bald von meinem leichten Unwohlsein geheilt haben wird, will ich doch auf der Stelle einem Wunsche Genüge thun, dessen Berechtigung mir vollkommen einleuchtet. Haben Sie etwas Briefpapier bei der Hand?"

Natürlich hatte der Oberbergrath das Geforderte so schnell zur Stelle geschafft, als fürchte er, der Bankier könnte seinen Entschluß noch vor vollendeter Ausführung wieder bereuen. Verstohlen blickte er über die Schulter des Schreibenden, dessen Feder kreischend über das Papier dahinflog, und ein leises, kaum merkliches Lächeln zeigte sich dabei auf seinem Gesicht.

„Ich werde den Brief sogleich besorgen lassen, da ich ohnedies einen Boten zur Bahnstation schicken muß," erklärte er, als Jasmund kaum den letzten Strich an der Adresse gethan hatte. „Haben Sie sich übrigens bereits überzeugt, ob Ihr Zimmer in gehöriger Ordnung ist? Diese alte Wirthschafterin, die Sie durchaus nicht zum Teufel jagen wollten, ist ja eine wahre Musterkarte aller nur immer erdenklichen Hausfrauenlaster."

Jasmund verneinte gleichgiltig.

„Die Frau ist mir vorhin nicht zu Gesicht gekommen," meinte er, „und am Ende werde ich mich mit der ersten

besten Lagerstätte begnügen. Wenn ich nur diesen dumpfen Druck in den Schläfen und diese verdammte Empfindung wüster Leere im Gehirn erst einmal los werden könnte! Vielleicht wäre es mir heilsam, einen tüchtigen Spazierritt zu unternehmen. Sie haben sich ja ein Reitpferd angeschafft, Doktor, wollen Sie es mir nicht auf ein paar Stunden zur Verfügung stellen?"

Der Oberbergrath erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit; die erforderlichen Befehle wurden ertheilt, und eine Viertelstunde später führte ein Knecht den wohlgenährten, gutmüthig dreinblickenden Braunen an dem Eingangsthore des Gutshauses vor.

„Kennen Sie das Rittergut Mellenthin?" fragte Jasmund den Burschen. „Es muß meines Wissens hier irgendwo in der Nähe liegen."

„Ja, bis zum Mellenthiner Herrenhause sind's drei kleine Wegstunden," lautete die Antwort. „Und es ist nicht zu fehlen, denn auf dem Fahrweg, der rechts hinter dem Chausseehause von der großen Landstraße abliegt, kommen Sie gerade darauf zu."

Walter Jasmund war sonst ein Meister in allen körperlichen Uebungen und turnerischen Künsten gewesen; heute aber konnte er der Hilfe des Knechtes nicht entrathen, um in den Sattel zu gelangen. Und als er die Zügel ergriff, überkam ihn wieder jener fatale Schwindel, den er gestern vor seiner letzten Unterredung mit Gerda gefühlt hatte. Aber das behäbige Thier dachte zum Glück nicht daran, die vorübergehende Schwäche seines Reiters zu mißbrauchen; in gemächlichem Schritt trottete es dahin, und ungefährdet vermochte Jasmund den peinlichen Anfall zu überwinden.

Wie im Zorn über die unmännliche Hinfälligkeit, unter welcher er neuerdings immer mehr zu leiden hatte, gab er dem verwunderten Gaul jetzt Peitsche und Sporn und

sprengte im Galop auf der breiten Straße dahin, die sich schnurgerade durch die weite, einförmige, unabsehbare Haide zog.

Die Bewegung des Reitens und der frische Luftzug, der dabei seine Wangen streifte, schienen ihm zunächst wohl zu thun, insoweit wenigstens, als die düstere Stimmung, die ihn bisher beherrscht hatte, allgemach einer zuversichtlicheren zu weichen begann.

„Der Doktor würde eine so ungeheure Verantwortung nicht auf sich nehmen, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß wäre," sagte er vor sich hin. „Er wird die verborgenen Schätze von Kliffborn finden, gewiß, er wird sie finden, und dann —," er vollendete nicht; aber ein pfeifender Peitschenhieb traf die Flanke des Pferdes und veranlaßte es trotz seiner natürlichen Sanftmuth, unwillig in die Höhe zu steigen.

Mit der Vorstellung von dem, was sich ereignen würde, wenn das heute noch nahezu werthlose Haideland plötzlich zu einem Besitz von unschätzbarem Werthe geworden sei, war ja auch die Erinnerung an den verflossenen Tag mit verstärkter Lebhaftigkeit zurückgekehrt — diese furchtbare, demüthigende Erinnerung, bei der es ihm in den Fäusten zuckte, als müsse er irgend etwas vernichten, und wäre es auch sein eigenes, jämmerliches Dasein!

In der grauenhaften, schlaflosen Nacht, die seiner Abreise nach Kliffborn vorausgegangen war, hatte er mehr als einmal in wilder Sehnsucht nach Ruhe und Vergessen den Kolben desselben Revolvers umklammert, den ihm vor wenig Wochen Gerda's weiße, schlanke Hand entwunden. Und nicht an Muth hatte es ihm gefehlt, den entscheidenden Druck auf den Abzug zu thun. Nur als ein Betrüger und ein Dieb hatte er nicht aus dem Leben scheiden wollen, nur ein Tropfen von dem ererbten Blute seiner ehrlichen kaufmännischen Vorfahren war es gewesen,

der ihn gehindert hatte, der Erinnerung an seine Schande und Erniedrigung auf dem kürzesten Wege zu entfliehen.

Im fahlen Frühlicht des anbrechenden Tages hatte er die Versuchung endgiltig überwunden und sich zu einem Entschluß durchgerungen, den er selber für einen unumstößlichen hielt. Ohne nach rechts oder links zu blicken, wollte er auf sein Ziel losgehen. Wenn die Schätze von Kliffborn offen und unzweifelhaft zu Tage lagen, wenn sie ihn in den Stand gesetzt hatten, alle seine Gläubiger zu befriedigen, ohne daß er Gerda's Vermögen auch nur um einen Pfennig hätte verringern müssen, wenn Niemand mehr ein Recht hatte, seiner mit Verachtung oder Geringschätzung zu gedenken, dann, ja dann war es an der Zeit, sich auch Gerda's Achtung zurückzugewinnen dadurch, daß er ihr ihre Freiheit wiedergab, sei es nun mit der Herbeiführung einer Scheidung oder mit einem Revolverschuß, der ihm in seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung bei Weitem als das beste Auskunftsmittel erschien.

Im Verfolg dieses Entschlusses war er nach Kliffborn gefahren, nachdem er in früher Morgenstunde eine kurze Unterredung mit dem Sachwalter seiner Frau gehabt und von ihm die Ausweise über Gerda's Vermögen empfangen hatte. Das Befremdliche und Verdächtige der Lage, in der er bei der unerwarteten Ankunft seinen Vertrauensmann, den Oberbergrath, gefunden hatte, war ihm, der nur von einem einzigen Gedanken beherrscht wurde, vollständig entgangen. Jedes Wort des Doktors, das seine Hoffnungen bestätigte, hatte ihn vielmehr in der Ueberzeugung gestärkt, daß er diesem ausgezeichneten Manne getrost sein ganzes Schicksal in die Hand geben dürfe.

Während er nun weiter und weiter ritt, ohne auf die Richtung und die Länge des zurückgelegten Weges zu achten, stellte sich seinem Geiste in immer lebhafteren Farben das Zukunftsbild jener Stunde dar, da er stolz

erhobenen Hauptes vor Gerda hintreten und ihr erklären würde, daß nun gebüßt sei, was er gefehlt. Anfangs zwar war er sich noch mit voller Klarheit bewußt, daß es nur Truggebilde seiner eigenen Phantasie seien, denen er sich da hingab; aber die feinen Grenzlinien zwischen Einbildung und Wirklichkeit verwischten sich ihm immer mehr, sein Kampf gegen die Sinnestäuschung, die ihn zu überwältigen drohte, wurde immer matter und energieloser, und die weite, unendliche Haide, deren Horizont sich in einen gestaltlosen, grauweißen Nebel auflöste, schrumpfte ihm allgemach wirklich zu einem kleinen, nüchternen Zimmer zusammen, ganz ähnlich demjenigen, das er am Tage seiner Hochzeit wie ein Verzweifelter verlassen hatte. Mechanisch zwar hielt seine Linke noch die Zügel, aber die Empfindung, daß er von einem Pferde getragen werde, war ihm völlig abhanden gekommen. Greifbar und leibhaftig sah er sein junges Weib vor sich, wie er es gestern zuletzt gesehen hatte — in dem knapp anschließenden, grauen Reisemantel und mit dem marmorblassen, trotz seiner Unbeweglichkeit so schönen Antlitz. Er sprach zu ihr mit lauter Stimme, ohne zu wissen, daß er phantasire, und die fabelhaften Schätze, deren er dabei mit dem Ausdruck der Verachtung Erwähnung that, die unermeßlichen Schätze von Kliffborn, sie lagen für ihn jetzt nicht mehr im Schoß der Erde verborgen, sondern sie hatten sich in Haufen blinkenden Goldes verwandelt, und mit vollen Händen konnte er dies Gold, sein mühsam erkämpftes, alleiniges, unbestrittenes Eigenthum, vor Gerda's Füße werfen.

Aber er erhielt gar keine Antwort auf seine beredte Rechtfertigung, und das blasse, hoheitsvolle Antlitz, dem er sich da gegenüber sah, blieb unbeweglich und unveränderlich.

Da übermannte ihn zuletzt der Zorn.

„O, ich verstehe dies verächtliche Schweigen sehr wohl," rief er aus, „aber ich bin heute nicht berauscht, wie ich es damals war, und ich will nicht, daß Du Dich zum zweiten Mal von mir wendest, weil Du Dich berechtigt wähnst, mich zu verabscheuen! Ich will Dich zwingen, mich zu achten — ich will —"

Ob eine heftige Bewegung des Reiters die Schuld daran trug, oder ob das sonst so ruhige Pferd durch irgend etwas Anderes erschreckt worden war, genug, es that einen Seitensprung, der nicht allzu ungestüm, aber immerhin lebhaft genug war, um den achtlosen Reiter aus dem Sattel zu werfen. Ohne einen Laut von sich zu geben und ohne auch nur den Versuch zu machen, durch die ausgestreckten Hände die Wucht des Falles zu mindern, stürzte Walter Jasmund mit dumpfem Aufschlagen hart am Rande des Chausseegrabens nieder, um dort regungslos gleich einem Todten liegen zu bleiben.

Das gutmüthige Roß, welches über dies unvorhergesehene Ereigniß nicht wenig betroffen schien, schnoberte mit gesenktem Kopfe eine Weile an dem Gestürzten herum; dann aber, da er noch immer nicht Miene machte, wieder in den Sattel zu steigen, spitzte es plötzlich die Ohren, wieherte laut auf und trottete gemächlich in derselben Richtung zurück, aus der es gekommen war.

Bald war der klappernde Hufschlag auf dem harten Boden verklungen, und es schien, als sei damit der einzige Laut verstummt, der die weite Einöde bis dahin belebt hatte. Todtenstille lag über der düsteren, schwermüthigen Haidelandschaft, und nur ein einsamer Raubvogel kreiste mit geräuschlosem Flügelschlag hoch oben am bleigrauen, wolkenverhangenen Himmel.

Elftes Kapitel.

„Holla, guter Freund, die Augen aufgemacht! Was uns da entgegenkommt, scheint mir verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Gaul zu haben, der seines Reiters verlustig gegangen ist. Ich denke, es wird nützlich sein, ihn einzufangen, ehe er irgend ein Unheil angerichtet hat."

Der diese Worte gesprochen hatte, war ein etwa dreißigjähriger Mann von frischem, einnehmendem Aeußern und anscheinend ungewöhnlich kräftigem Körperbau. Er saß im Innern eines leichten, einspännigen Korbwägelchens, dem hinten ein mäßig großer Koffer aufgeschnallt war, und seine ermunternde Anrede hatte dem bäuerlich aussehenden Kutscher gegolten, der auf seinem erhöhten Bocksitz in ein verspätetes Mittagsschläfchen gesunken schien.

Zwar fuhr der biedere Rosselenker bei dem kräftigen Zuruf erschrocken aus seiner gebeugten Haltung empor, aber die Schlaftrunkenheit stand ihm noch so deutlich auf dem Gesicht geschrieben, daß der Insasse des Wagens wohl die Hoffnung aufgab, ihm die Wirklichkeit rasch genug zum Bewußtsein zu bringen. Ohne ein weiteres Wort an den traumseligen Kutscher zu verschwenden, sprang er aus dem langsam dahinrollenden Gefährt auf die Landstraße und näherte sich in seitlicher Richtung dem vergnügt herantrabenden Braunen des Doktors Starcke. Es bedurfte keiner besonderen Anstrengung, ihn zum Stehen zu bringen, und mit einem kleinen Kopfschütteln betrachtete der junge Mann das wohlgenährte, behäbige Thier, dessen Zügel er mit festem Griff erfaßt hatte.

„Wer sich von Dir abwerfen ließ, ist schwerlich ein Meister in der edlen Reitkunst gewesen," meinte er. „Aber was, zum Henker, fangen wir denn nun mit Dir an?"

Der Kutscher hatte sich inzwischen zur Genüge ermuntert, um die Sachlage zu begreifen, und er machte der Verlegenheit seines Fahrgastes rasch ein Ende, indem

er mit echt bäuerlicher Gemüthsruhe sagte: „Gescheidter wär's freilich gewesen, den Gaul laufen zu lassen, wohin er wollte. Aber da wir ihn nun einmal haben, ist's wohl das Beste, ihn hinten an den Wagen zu binden, bis wir ihn irgendwo einstellen können, oder bis uns der Reiter hier auf der Straße begegnet."

Er stieg ab, um seinen klugen Gedanken sogleich zur That zu machen, und nach einem Aufenthalt von wenig Minuten konnte das Korbwägelchen sich wieder in Bewegung setzen. Der geduldige Braune, der nur durch ein gelegentliches Kopfschütteln seiner Verwunderung über die seltsamen Fügungen dieses Tages Ausdruck zu geben schien, trottete widerstandslos hinterdrein, und fast eine halbe Stunde verging, ohne daß auf der einsamen Haidechaussee irgend ein lebendes Wesen in ihren Gesichtskreis gekommen wäre.

Mit einem Mal aber drehte sich der Kutscher nach seinem Fahrgast um und deutete, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, mit der Peitsche nach einem bestimmten Punkte hin.

„Da liegt er," sagte er gleichmüthig. „Er scheint doch ordentlich eins weggekriegt zu haben."

Mit einem kräftigen Hieb ermunterte der gefühlvolle Mann dabei sein eigenes Rößlein, offenbar fest entschlossen, an dem regungslosen menschlichen Körper, der da lang ausgestreckt neben dem Chausseegraben im Staub der Landstraße lag, ohne jeden Aufenthalt vorüber zu fahren. Der Passagier aber, welcher vorhin das herrenlose Pferd angehalten hatte, schien die Pflichten der Nächstenliebe denn doch etwas höher aufzufassen. In einem keineswegs verbindlichen Tone rief er dem Kutscher zu: „Ja, zum Henker, wird es Euch nun wohl gefällig sein, zu halten?"

Und in der nächsten Minute schon war er an der Seite des augenscheinlich Verunglückten. Ohne jede sicht-

liche Anstrengung, als habe er es nur mit dem Körper eines Kindes zu schaffen, richtete er behutsam seinen Oberleib empor. Er sah, daß das Antlitz des Gestürzten todtenbleich und überdies durch Staub und Blut recht häßlich entstellt war, aber das leise Stöhnen, welches über die farblosen Lippen kam, verrieth ihm doch auch, daß er wenigstens keinen Todten vor sich habe.

„Holla, Mann, seid Ihr denn auf Euren Kutschbock festgenagelt, daß es Euch noch immer nicht in den Sinn kommt, mir Beistand zu leisten?" rief er nach dem Wagen hinüber. „Der arme Teufel hier hat einen bösen Sturz gethan, das ist leider außer Zweifel, da er ja noch immer ohne Bewußtsein ist. Aber ich bin kein Arzt und ich kann nicht feststellen, von welcher Art seine Verletzungen sind. Darum meine ich, daß wir ihn behutsam auf einer Pferdedecke, die Ihr doch wohl bei Euch habt, zum Wagen bringen und ihn da so gut betten, als es eben möglich ist. Aber rührt Euch ein wenig, guter Freund! In solchem Fall kann die Vergeudung einer Minute leicht genug ein verlorenes Menschenleben bedeuten."

Der Mann hatte seinen Sitz allerdings verlassen; aber von einem besonders lebhaften Verlangen, sich hilfreich zu erweisen, war durchaus nichts auf seinem verdrossenen Gesicht zu lesen.

„Machen Sie sich doch nicht solche Ungelegenheiten, Herr," sagte er zuredend, „wir haben noch eine gute Stunde bis zur Station, und wenn wir uns hier abermals aufhalten, so ist es ganz unmöglich, daß wir rechtzeitig da ankommen."

„Und deshalb, meint Ihr, sollten wir einen Verwundeten oder Sterbenden einfach auf der Landstraße liegen lassen? Wahrhaftig, eine hübsche Sorte von Menschenfreundlichkeit, die sich hier neuerdings eingebürgert zu haben scheint! Aber Ihr könnt Euch beruhigen. Wenn

wir den Eilzug nicht mehr erreichen, so fahre ich mit dem Bummelzuge. Meine Zeit ist leider nicht so kostbar, daß ein paar Stunden Verspätung einen nennenswerthen Verlust für mich bedeuteten."

Der Knecht warf einen Blick auf den Verunglückten und kraute sich unentschlossen in seinem strohgelben Haar.

„Ja, Herr, das wär' schon ganz gut, aber — aber ich möcht' mich doch lieber nicht mit solchen Sachen befassen."

Hatte der breitschulterige Fahrgast eben noch in einem halb scherzhaften Tone gesprochen, so änderte sich, dieser nochmaligen Weigerung des Kutschers gegenüber, plötzlich sein Benehmen. Er ließ den Oberkörper des Bewußtlosen aus seinen Armen sanft auf den Boden niedergleiten und in der ganzen Höhe seiner reckenhaften Gestalt trat er mit zornblitzenden Augen hart vor den schlotterigen Knecht hin.

„Wenn Ihr nun nicht auf der Stelle die Pferdedecke da vom Bock herunterholt und ohne Widerrede Alles thut, was ich Euch befehlen werde, so —"

Er brauchte den begonnenen Satz, dessen Schluß allerdings aus seiner Haltung deutlich genug zu errathen war, nicht zu vollenden; denn der Knecht, dessen Gestalt sich unter dem funkelnden Blick des Anderen unwillkürlich zusammengeduckt hatte, wandte sich bereits gehorsam nach dem Wagen zurück.

„Nun, wenn Sie meinem Herrn für Alles aufkommen wollen, was daraus entsteht," brummte er, „mir soll es recht sein."

Und die eindringliche Mahnung hatte seinem schläfrigen und verdrossenen Wesen einen so kräftigen Anstoß gegeben, daß mit seiner Hilfe die Unterbringung des Verunglückten auf dem Rücksitz des kleinen Wagens ohne besondere Schwierigkeit bewerkstelligt werden konnte. Der Eigenthümer des Koffers setzte sich neben den Bewußtlosen und umfaßte, obwohl seine eigene Stellung dadurch zu einer

höchst unbequemen wurde, den schlaff zurückgesunkenen Körper mit beiden Armen, um ihn, so gut es sich eben thun ließ, gegen die Stöße des schlecht gebauten Gefährts zu schützen.

„Vorwärts!“ befahl er. „Laßt Euren trägen Gaul die Peitsche schmecken, damit wir so schnell als möglich eine menschliche Niederlassung erreichen! Wie weit ist's bis zum nächsten Dorfe?“

„Drei Viertelstunden wenigstens!“

„Alle Teufel! So lange kann ein Schwerverletzter die Fahrt in diesem elenden Karren unmöglich aushalten. Sollte sich denn gar keine Unterkunft in größerer Nähe finden lassen?“

Der Knecht zuckte mit den Achseln und verzerrte sein Gesicht zu einem spöttischen Grinsen.

„Daß ich nicht wüßte! Es wäre denn, wir brächten ihn zu Thomas Rocholl nach dem Mellenthiner Herrenhause.“

Der Vorschlag war ohne jeden Zweifel ironisch gemeint, aber der Fahrgast nahm ihn dessenungeachtet sehr ernsthaft auf.

„Wie weit ist's bis dahin?“ fragte er kurz.

„Kaum zwanzig Minuten; aber es war ja nicht mein Ernst, Herr! Dahin können wir nicht mit ihm fahren.“

„Warum nicht?“

„Weil Thomas Rocholl uns mit den Hunden vom Hofe bringen würde.“

„Lassen wir's darauf ankommen! Vorwärts also, nach dem Herrenhause von Mellenthin!“

Der Knecht schien noch einen weiteren Widerspruch erheben zu wollen, aber die energischen Augen des Anderen blitzten ihn abermals so gebieterisch an, daß er sich, ohne ein Wort zu sprechen, umdrehte und seinen Gaul antrieb.

In der Nähe eines leerstehenden Häuschens, das, wie

die Ueberreste eines Schlagbaumes bewiesen, früher dem Chausseegeldeinnehmer als Wohnung gedient hatte, zweigte sich von der Landstraße ein gut gehaltener Fahrweg ab, und in diesen lenkte der Knecht nach einem kurzen letzten Zaudern ein. Ein Zug winziger Hügel, der die weite Ebene durchschnitt, mußte in sanfter Steigung überwunden werden, und es war überraschend, wie vollständig die Landschaft jenseits der kleinen Hügelkette ihren Charakter veränderte. Statt des dürftigen, hier und da von gelben Sandblößen unterbrochenen Pflanzenwuchses der Haide zeigten sich hier wohlbestellte Felder mit dunklem, anscheinend sehr ertragskräftigem Boden, und lange Wiesenstreifen von frischem, saftigem Grün. Auch eine dichte, bläulich dunkle Waldmasse hob sich in nicht sehr beträchtlicher Ferne gegen den Horizont ab, und das Korbwägelchen hatte sich noch kaum um eine Viertelstunde von der Unglücksstätte entfernt, als der Kutscher, geradeaus deutend, bereits sagen konnte: „Da ist das Gutshaus. Soll ich nun wirklich ohne Weiteres vorfahren?“

„Ohne Weiteres!“ entschied der Passagier. „Den Mann möchte ich doch wohl kennen lernen, der einen Schwerkranken mit Hunden von seiner Schwelle jagen wollte!“

Fünf Minuten später rollte der Einspänner mit seinem für die Bewohner von Mellenthin gewiß befremdlichen Inhalt durch eine Allee prächtiger Rüstern gerade auf ein stattliches, weiß schimmerndes Gebäude zu, das trotz seines einfachen Baustyles um seiner anheimelnden grün gestrichenen Fensterläden und seiner sauberen, wohl gepflegten Umgebung willen einen zugleich vornehmen und traulichen Eindruck machte.

Von bissigen Hunden oder anderen unfreundlichen Wächtern, die den Näherkommenden den Zugang zum Herrenhause verwehrt hätten, war nirgends etwas zu er-

blicken; aber als der Wagen vor dem von Säulen getragenen Hauptportal hielt, trat ein ältlicher Mann in einfachem schwarzen Anzuge mit mehr verwundertem als ingrimmigem Gesicht aus dem Innern des Hauses.

„Ist es möglich, den Besitzer des Gutes auf der Stelle zu sprechen?" rief ihm der junge Mann aus dem Korbwagen zu, indem er die beinahe steif gewordenen Arme behutsam von dem Körper seines noch immer ohnmächtigen Schützlings löste. „Wie Sie sehen, ist es der erste Beistand für einen Verunglückten, den ich von ihm erbitten möchte."

Der Graukopf, den man seinem Aussehen nach wohl für einen Kammerdiener halten konnte, trat einige Schritte näher an das Gefährt heran und warf einen theilnehmenden Blick auf den zweiten Insassen desselben. Das hinten angebundene, gesattelte Pferd machte es ihm leicht, den Zusammenhang ohne viele weitere Erklärungen zu errathen.

„Der Herr ist beim Reiten gestürzt," sagte er. „Es trifft sich schlecht, daß Herr Rocholl gerade jetzt draußen auf den Feldern ist; aber ich werde das Fräulein sogleich benachrichtigen und ich bin ihrer Zustimmung so sicher, daß wir den Patienten auf meine Verantwortung hin sofort in's Haus bringen wollen. An der Parkseite liegt zu ebener Erde ein fertig eingerichtetes Krankenzimmer, in dem er vorläufig am besten aufgehoben sein wird."

Ein paar Dienstboten, die der seltsame und ungewöhnliche Aufzug herbeigelockt hatte und die sich bereitwillig den Anordnungen des Alten unterwarfen, trugen den Bewußtlosen auf einer schnell herbeigeschafften Matratze in das Haus und in das von dem Kammerdiener bezeichnete freundliche Zimmer, wo sie ihn zunächst auf ein Sopha niederlegten. Noch war der unbekannte junge Mann, der so dreist an die Gastfreundschaft des Mellen-

thiner Herrenhauses appellirt hatte, damit beschäftigt, ihm durch ein unter den Nacken geschobenes Kissen eine bequemere Lage zu geben, als von der offenen Thür des kleinen Stübchens her eine jugendlich frische und volltönende weibliche Stimme erklang: „Aber, mein Gott, was soll das bedeuten? Was, um des Himmels willen, hat sich denn zugetragen?"

Der Fremde richtete sich auf, und ein Blick auf die Fragende überzeugte ihn, daß dies das „Fräulein" sein müsse, von welchem der Kammerdiener gesprochen hatte. Ihre ungewöhnliche Schönheit — eine Schönheit, wie man sie auf einem weltentlegenen Gute inmitten der verrufenen Lüneburger Haide allerdings kaum zu finden erwarten konnte — mußte im ersten Augenblick wohl eine fast verblüffende Wirkung auf ihn hervorgebracht haben, denn statt der männlichen Sicherheit und kraftvollen Entschiedenheit, die er bisher an den Tag gelegt, zeigte er jetzt eine merkliche Verwirrung und Befangenheit.

Er vergaß, was für einen Mann von guter Erziehung doch wohl das Nächstliegende gewesen wäre, ihr seinen eigenen Namen zu nennen, und beschränkte sich darauf, in etwas unbeholfen klingender Erzählung den Anlaß seines ungebetenen Erscheinens darzulegen.

Die junge Dame, die ihm dabei mit ihren klaren, in Gesundheit und Lebensfreude strahlenden Augen ruhig und unbefangen in's Gesicht gesehen hatte, war jedenfalls nicht von allzu schwachmüthiger und empfindsamer Art, denn sobald sie begriffen hatte, um was es sich hier handle, trat sie ganz nahe an den Verunglückten heran und ließ sich durch den unheimlichen Eindruck, den seine fast leichenhafte Blässe, sein entstelltes Gesicht und sein von geronnenem Blute verklebtes Haar nothwendig auf sie hervorbringen mußten, nicht abhalten, ihn aufmerksam und mitleidig zu betrachten.

„Wie krank er aussieht!“ sagte sie halblaut. „Sie glauben doch nicht, mein Herr, daß er daran sterben könnte?“

Eine so warmherzige und innige Antheilnahme klang aus ihrer Frage, daß der Fremde es nicht über sich gewann, sie durch eine Aeußerung seiner wahren Meinung zu betrüben.

„Meine Erfahrung in ärztlichen Dingen reicht nicht so weit, daß ich darüber ein Urtheil aussprechen dürfte,“ erwiederte er ausweichend. „Jedenfalls wird sehr viel von der größeren oder geringeren Schnelligkeit abhängen, mit der ihm die erste wirklich sachverständige Hilfe geleistet wird. Es wäre eine sehr dankenswerthe That, mein Fräulein, wenn Sie ohne jeden Zeitverlust nach dem zunächst erreichbaren Arzte senden wollten.“

„Gewiß werde ich das thun!“ erklärte sie eifrig. „Nitzschke, schicken Sie Robert sofort zu Doktor Fallmer, und lassen Sie ihn keines von den Wagenpferden, sondern meine Bella nehmen. Die mag der Doktor dann gleich bei seiner Hierherkunft benützen. Er ist ein guter Reiter, und Robert macht den Rückweg wohl ohne Schaden zu Fuße.“

Der alte Diener nickte zustimmend und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen; seine jugendliche Herrin aber hielt ihn noch zurück.

„Wissen Sie, wo Herr Reichardt sich augenblicklich befindet?“

„Ich sprach ihn noch vor fünf Minuten, als er im Begriff war, sich nach dem Wirthschaftshofe zu begeben.“

„So suchen Sie ihn dort auf, nachdem Sie Robert abgefertigt haben, und bitten Sie ihn in meinem Namen, sich sofort hierher zu bemühen. Und schicken Sie mir auch Ihre Frau, Nitzschke, sie hat ja in solchen Dingen eine besonders glückliche Hand.“

„Ja, das will ich meinen!“ bestätigte der Alte mit sichtlichem Stolz. „Wenn Sie meine Johanne gewähren lassen, Fräulein, hat's mit dem Doktor gar nicht so große Eile. Der alte Brandmüller, Gott hab' ihn selig — Sie werden sich seiner kaum erinnern können, denn als er den bösen Fall von dem Birnbaum that, den wir das Jahr darnach umgehauen haben, weil die Raupen ihn ganz zu Grunde gerichtet hatten — es war in demselben Sommer, als Ihre Frau Mutter — Gott hab' sie selig —“

Der Fremde machte eine ungeduldige Bewegung, und das junge Mädchen fiel dem geschwätzigen Alten freundlich drängend in die Rede: „Sie sollen mir das Alles ein anderes Mal ganz ausführlich erzählen, Nitzschke. Jetzt aber haben wir zum Plaudern keine Zeit und warten überdies mit Sehnsucht auf Ihre Frau.“

„Ja so — meine Johanne — natürlich, sie soll gleich da sein, gleich auf der Stelle!“

Er schob sich geschäftig aus dem Zimmer, das die übrigen Dienstboten bereits bei dem Eintritt der jungen Dame verlassen hatten, und die Letztere blieb für eine kleine Weile mit dem Fremden am Lager ihres stillen Gastes allein.

„Wenn der beklagenswerthe Mann gerettet wird, und ich hoffe von ganzem Herzen, daß das Rettungswerk gelingen möge, so wird er in erster Linie Ihrer Menschenfreundlichkeit, mein Fräulein, sein Leben zu verdanken haben. Wissen Sie auch, daß ich mich mit geheimem Zagen diesem Hause genähert habe und daß ich darauf gefaßt war, einem ganz anderen Empfang zu begegnen? Hatte mir doch mein Kutscher prophezeit, daß Thomas Rocholl — vermuthlich Ihr Herr Vater — uns mit Hunden von seinem Hofe bringen würde.“

Ein Aufzucken reizender Schelmerei ging über das Gesicht des jungen Mädchens, wenn auch der Ernst der

Lage verhinderte, daß es zu einem wirklichen Lächeln wurde.

„Wir stehen, wie Sie daraus entnehmen konnten, bei unseren lieben Nachbarn nicht gerade in einem allzu freundlichen Rufe," sagte sie, „und da ich die Redensart von den Hunden nicht zum ersten Male höre, so muß ich wohl glauben, daß irgend ein bestimmtes Vorkommniß, von dem ich nichts weiß, den Anlaß zu so sonderbaren Befürchtungen gegeben hat. Aber es verdient um so größeren Dank, daß Sie sich durch die bedenkliche Warnung nicht abschrecken ließen, sich zunächst hierher zu wenden. Ganz so schlimm, wie wir geschildert werden, sind wir wirklich nicht."

Für einen Moment begegneten sich ihre Blicke, aber Thomas Rocholl's Tochter wandte die Augen sogleich wieder von dem Fremden ab, und ihre bisherige Unbefangenheit schien ohne ersichtlichen Grund ein wenig in's Wanken gekommen. Auch der Andere schwieg ein paar Minuten lang, als wüßte er nichts mehr zu erwiedern, und es klang ziemlich gezwungen, als er endlich sagte: „Ich glaubte übrigens, daß mein armer Schutzbefohlener der Mellenthiner Herrschaft kein Unbekannter sein würde. Konnte ich ihn doch seinem Aeußeren nach nur für einen Gutsbesitzer oder Gutsbeamten aus der Umgegend halten."

Sie betrachtete noch einmal das bleiche Antlitz mit den fest geschlossenen Augen, und wieder prägte sich eine tiefe Theilnahme in ihren Mienen aus. Auf die von dem Fremden geäußerte Vermuthung aber antwortete sie mit einem leisen Kopfschütteln: „Es ist mir wohl, als hätte ich dies Gesicht schon einmal gesehen, aber ich vermag mich nicht zu erinnern, wo das geschehen sein könnte. Hier auf Mellenthin oder in der Nachbarschaft ist es jedenfalls kaum gewesen. Wenn das nicht eine so thörichte Annahme wäre, möchte ich viel eher glauben, daß mir

ein Antlitz wie dieses einmal im Traume erschienen sei, freilich ohne all' die traurigen Spuren des Leidens, von denen es jetzt entstellt wird."

Die starken Augenbrauen des Anderen zuckten ein wenig und auf seiner Stirn erschien — allerdings schnell wieder verschwindend — eine kleine Falte. Er antwortete nichts, und der Eintritt anderer Personen überhob ihn denn auch schon in der nächsten Minute der Nothwendigkeit, nach einem neuen Anknüpfungspunkte für die Unterhaltung zu suchen.

Die vielgerühmte Gattin des alten Nitzschke, deren amtliche Stellung im Mellenthiner Herrenhause hinlänglich durch den mächtigen Schlüsselbund angedeutet wurde, der auf ihrer schneeweißen Latzschürze klapperte, war zwar nichts weniger als eine Schönheit, und an Jahren ihrem redseligen Manne offenbar noch um ein Erkleckliches voraus; aber ihr mageres, starknochiges Gesicht zeigte neben einem ganz unverkennbaren Ausdruck hochgradiger Energie doch auch Gutmüthigkeit genug, um das Vertrauen in ihre Samaritertalente bei dem Fremden nicht gar zu sehr zusammenschrumpfen zu lassen.

Beruhigender noch als ihre Erscheinung wirkte allerdings die Persönlichkeit des Mannes, der sich in ihrer Begleitung befand, und der von der Tochter Thomas Rocholl's mit einer gewissen achtungsvollen Vertraulichkeit begrüßt wurde. Er war groß und wettergebräunt; ein mächtiger, rothblonder Vollbart fiel ihm weit auf die Brust herab, und seine Gesichtszüge zeigten die gelassene Ruhe einer fest in sich selbst ruhenden Natur. Er mochte durch den alten Nitzschke bereits zur Genüge über die Sachlage aufgeklärt worden sein, denn er fragte nicht viel und wechselte, nachdem er sich leicht gegen den Fremden verneigt hatte, nur wenige rasche, halblaute Worte mit der jungen Dame. Unmittelbar darauf verließ sie das

Zimmer, und der Rothbärtige, der von Elfriede Rocholl als Herr Reichardt angeredet worden war, während ihn die resolute Alte mit Herr Inspektor titulirte, wandte sich ohne viel Förmlichkeit an den Unbekannten.

„Da Sie sich des Verunglückten bisher angenommen haben, darf ich wohl voraussetzen, daß Sie mich nun auch bei meinem Versuch, ihm die erste Hilfe zu leisten, unterstützen werden. Ich habe mir als freiwilliger Krankenpfleger im letzten Feldzuge einige Erfahrung in diesen Dingen erworben, und unsere wackere Beschließerin könnte manche barmherzige Schwester beschämen. Aber da wir den Patienten zunächst entkleiden und ihm ein ordentliches Lager bereiten müssen, braucht es zwei kräftig zufassender Männerhände, die ich mir nicht gern unter unserem ungeschickten Dienstpersonal suchen möchte."

Während er sprach, hatte er bereits damit begonnen, mit einem nassen Schwamm das Gesicht und das Haar des Gestürzten von dem geronnenen Blute zu reinigen. Die durch den Fall auf einen Stein oder auf einen anderen harten Gegenstand herbeigeführte Verletzung an der Schläfe ließ sich jetzt deutlich erkennen, aber sie erschien geringfügiger, als die beiden Männer es erwartet hatten.

„Diese kleine Schmarre kann unmöglich die Veranlassung für eine so tiefe und so lange anhaltende Bewußtlosigkeit abgeben," sagte Reichardt. „Aber fühlen Sie nur einmal den Pulsschlag des Mannes. Er liegt offenbar im furchtbarsten Fieber, und das ist ein Zeichen, dem gegenüber meine geringe Erfahrung mich allerdings im Stiche läßt."

Nichtsdestoweniger wurde die Wunde gewaschen und kunstgerecht verbunden, ehe die beiden Samariter ihren Pflegling vorsichtig seiner Kleider entledigten und ihn in das inzwischen von Frau Nitzschke bereitete, mit schneeweißem Leinenzeug überzogene Bett hinüber trugen. Ob-

wohl er die Untersuchung so genau und gewissenhaft vorgenommen hatte, als es ihm seine Kenntnisse gestatteten, hatte der Inspektor an dem Körper Walter Jasmund's keinerlei Kennzeichen einer weiteren Verletzung wahrnehmen können.

„Ein Knochenbruch ist jedenfalls nicht vorhanden," meinte er, „und der Schaden, der ihn in diesen traurigen Zustand versetzt, muß irgend ein inneres Organ betreffen, das sich meiner Untersuchung entzieht. Bis zur Ankunft des Arztes bleibt uns also nichts Anderes übrig, als uns in Geduld zu fassen und diese schreckliche Fieberhitze, die dem Aermsten trotz seiner Ohnmacht große Qualen zu bereiten scheint, durch kalte Umschläge zu bekämpfen. Das ist, wie ich denke, eine Arbeit für Sie, liebe Frau Nitzschke."

Die Alte, welche im Gegensatz zu ihrem geschwätzigen Manne gewöhnt schien, von ihrem Sprachvermögen einen möglichst sparsamen Gebrauch zu machen, nickte stumm und pflanzte sich alsbald mit ihrer Wasserschüssel und ihren Leinentüchern neben dem Bette auf. Die Thür aber wurde in demselben Augenblick behutsam geöffnet, und der graue Kopf des Kammerdieners schob sich vorsichtig durch den Spalt.

„Der Kutscher des fremden Herrn will nicht länger warten," flüsterte er mit sehr wichtiger Miene. „Er lärmt und erklärt, daß er den Koffer einfach auf die Straße werfen würde, wenn man ihn noch länger zum Besten haben wolle."

„In der That, ich hatte beinahe vergessen, daß ich weiter muß," sagte derjenige, dem die Meldung galt, mit einem kleinen Lächeln. „Ich danke Ihnen im Namen der Menschlichkeit, Herr Reichardt, und auch Ihnen, verehrte Frau! Die Thatsache, daß ich mitten in der Lüneburger Haide in einer einzigen Viertelstunde so viele wackere

Menschen kennen gelernt habe, ist erfreulich genug, um mich mit mancher trüben Erfahrung auszusöhnen."

Er schüttelte dem Inspektor, der das gespendete Lob mit einer bescheidenen Geste abgelehnt hatte, die Hand und nickte der Alten, die in ihrer hilfreichen Geschäftigkeit nur durch ein unverständliches Brummen antwortete, freundlich zu, ehe er das Zimmer verließ.

Von draußen her vernahm er nun allerdings den polternden, bäuerischen Dialekt seines Kutschers und dazwischen den Klang einer hellen, jugendfrischen Stimme, die vielleicht in viel höherem Maße als die alberne Drohung des tölpelhaften Burschen Veranlassung für ihn wurde, seine Schritte zu beschleunigen.

Das unverschämte Gepolter des Knechtes verstummte in demselben Augenblick, als er seines Fahrgastes ansichtig geworden war. Dieser aber streifte nur mit einem geringschätzigen Blick über ihn hinweg und wandte sich dann an die Tochter des Gutsherrn, die bisher augenscheinlich umsonst bemüht gewesen war, den Lärmenden zur Ruhe zu bringen.

„Ich habe Sie nun nicht nur wegen meines ungebetenen Eindringens, sondern auch wegen der Unverschämtheit dieses Burschen um Verzeihung zu bitten, mein Fräulein," sagte er, indem er sich viel weltmännischer als vorhin gegen die schöne junge Dame verbeugte. „Vielleicht werden Sie die große Güte haben, bei Ihrem Herrn Vater, den ich ja leider nicht mehr kennen lernen durfte, meine Vertheidigung zu übernehmen."

Hatten sich auch beim Erscheinen des Fremden ihre Wangen wie in leiser Befangenheit wieder um ein Geringes höher geröthet, so war doch nichts von gezierter Zurückhaltung und Zimperlichkeit in Elfriedens Worten, als sie erwiederte: „Einer derartigen Vertheidigung bedarf es natürlich nicht; aber ich möchte Sie dessenungeachtet

bitten, die Rückkehr meines Vaters abzuwarten. Ich habe bereits vorhin nach ihm geschickt und er kann kaum noch länger als eine Viertelstunde ausbleiben."

Der Fremde zog seine Taschenuhr und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wie Ihnen der Koffer da hinten bereits verrathen haben wird, befand ich mich auf dem Wege zur Eisenbahnstation, als mir das unerwartete Abenteuer zustieß. Den Eilzug, der mich gen Süden führen sollte, habe ich nun rettungslos versäumt, und selbst die Aussichten, daß ich den Personenzug noch erreichen werde, sind sehr gering. Wenn ich aber den Versuch noch wagen will, darf ich keine Minute mehr verlieren."

In zaudernder Unentschlossenheit hatte er die letzten Worte gesprochen, und von der Eile, deren Nothwendigkeit sie betont hatten, war in seinem Verhalten durchaus nichts zu spüren. Vielleicht geschah es um dieses seltsamen Widerspruches willen, daß es wieder schelmisch in Elfriedens Gesicht und in ihren schönen Augen wetterleuchtete, während sie ganz ernsthaft sagte: „Soweit ich die Entfernung bis zur Station und die Leistungsfähigkeit dieses Pferdes da beurtheilen kann, werden Sie zum Zuge nicht mehr zurecht kommen, auch wenn Ihr Kutscher die verzweifeltsten Anstrengungen machen würde. Es sind die bösen Folgen Ihrer Menschenfreundlichkeit, welche Sie da tragen müssen, und wenn ich mir gestatten darf, Ihnen einen Vorschlag zu machen, so ist es dieser: Sie schicken diesen liebenswürdigen jungen Mann, der sich auf unserem Grund und Boden offenbar so wenig behaglich fühlt, ruhig an seinen heimathlichen Herd zurück und fahren in einem von unseren Wagen zur Station, sobald Ihre Neigung oder Ihre Geschäfte es Ihnen wünschenswerth erscheinen lassen."

„Das ist ein sehr liebenswürdiges Anerbieten, mein

Fräulein, aber mir scheint, daß es doch recht unbescheiden wäre, es anzunehmen."

„O, im Gegentheil, Sie verpflichten mich damit zu Dank, denn mein Vater würde es mir sicherlich sehr verübeln, daß ich nicht verstanden, Sie bis zu seiner Ankunft zurückzuhalten."

„Ein Argument wie dieses ist für mich natürlich entscheidend," sagte er lächelnd, „ich liefere mich Ihnen und Ihrem Herrn Vater auf Gnade oder Ungnade aus. — Wohlan, edler Jüngling, nimm dies als Lohn für Deine aufopfernden Dienste, setze meinen Koffer in irgend einen Winkel nieder und hebe Dich so schleunig als möglich von dannen."

Verblüfft nahm der Knecht das Trinkgeld in Empfang und vollführte schweigend die ihm ertheilten Befehle. Seinem Rößlein aber gab er, so lange sie sich auf Mellenthiner Boden befanden, so unbarmherzig die Peitsche, als wären ihm die sagenhaften Hunde des Gutsherrn wirklich auf den Fersen. —

Erst in dem hohen, ebenerdigen Gemach, in welches Elfriede Rocholl ihn geführt hatte, erhielt der nunmehr gefesselte Gast eine Probe von der inneren Einrichtung des Herrenhauses. Er sah, daß sie zwar nicht verschwenderisch und prahlerisch überladen, aber immerhin von einem Reichthum und einer Vornehmheit war, die sich in dieser Gegend Deutschlands auf dem platten Lande vielleicht selten antreffen ließen. Namentlich die Kunstgegenstände, die in nicht geringer Zahl an den Wänden und auf den Möbeln vertheilt waren, gaben ein sehr ehrenvolles Zeugniß von dem Geschmack und dem Verständniß ihres glücklichen Besitzers.

„Ich habe Sie da wohl halb gegen Ihren Willen zurückgehalten," sagte Elfriede, die dem noch immer Unbekannten Zeit gelassen hatte, sich ein wenig umzusehen,

„aber ich denke, Sie werden im Grunde Ihres Herzens doch ein wenig neugierig gewesen sein, den Mann kennen zu lernen, von dem man Ihnen eine so schreckliche Vorstellung zu erwecken versucht hat."

„Wenn es zulässig ist, von der Tochter auf den Vater zu schließen, so habe ich nur Veranlassung, mich auf diese Bekanntschaft zu freuen," erwiederte er lebhaft, und die frische Offenheit seines Wesens konnte keinen Augenblick den Verdacht aufkommen lassen, daß es ihm nur um eine leere Schmeichelei zu thun gewesen sei. „Jedenfalls ist es ganz gewiß, daß ich diesen Tag zweimal roth anstreichen werde im Kalender meines Lebens. Drei gute, hilfreiche Menschen gleich auf einem Fleck, und eine vornehme, jedenfalls nach allen Grundsätzen moderner Bildung erzogene junge Dame, die beim Anblick eines Verunglückten weder in Ohnmacht fällt, noch voll Entsetzen davonläuft, sondern klug und kaltblütig gerade das zu thun weiß, was der Augenblick fordert, das sind Erscheinungen, wie ich sie seit den weit hinter mir liegenden Jahren jugendlicher Schwärmerei kaum noch für möglich gehalten hätte."

„So müssen Sie sich wahrlich ein sehr ungünstiges Terrain ausgewählt haben, um Ihre Erfahrungen zu sammeln. Ob es in den großen Städten anders zugeht als bei uns, weiß ich nicht; hier auf dem flachen Lande aber sind wir jedenfalls darauf angewiesen, einander beizustehen, wo es gerade Noth thut. Und für die Tochter eines Bauern, wie sich mein Vater mit Vorliebe nennt, würde vollends nichts so lächerlich und unschicklich sein, als schwache Nerven und ängstliche Empfindsamkeit."

„Für die Tochter eines Bauern," wiederholte der Andere lächelnd. „Wie gut müßte es um die Kunst bestellt sein, wenn alle Bauern ihre Wohnungen mit so erlesenen Kostbarkeiten schmücken könnten, als ich sie in ehrlicher Bewunderung hier erblicke."

Er hatte sich einem der Bilder zugewendet, um es genauer zu betrachten, und es geschah auf die natürlichste Weise von der Welt, daß Elfriede dabei an seine Seite trat.

„Alle diese Dinge bedeuten nur ein liebevolles Zugeständniß meines Vaters an meine für ein Landmädchen vielleicht etwas absonderlichen und unpassenden Neigungen," sagte sie mit anmuthiger Bescheidenheit. „Wir leben hier während der meisten Zeit des Jahres so einsam dahin, daß man sich doch wenigstens mit einer stummen Gesellschaft umgeben muß, wenn man eine lebendige nicht haben kann."

„Nun, Sie haben sich wenigstens die beste ausgesucht, die jemals ein einsames Gemüth erquickt hat. Es gibt Manchen, der den Besitz dieses kleinen Museums allen Bällen und Soiréen der Welt bei Weitem vorziehen würde."

Der ernste Ton, in welchem er die letzten Worte gesprochen hatte, veranlaßte Elfriede, fragend zu ihm aufzusehen.

„So irre ich wohl kaum, wenn ich annehme, daß Sie selbst ein Künstler sind?"

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich bin leider nichts Anderes als ein jämmerlicher Dilettant. — Aber da fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nicht einmal meinen Namen genannt habe, eine Ungezogenheit, die Sie der ungewöhnlichen Veranlassung meines Eindringens und der einem halben Hinterwäldler wohl verzeihlichen Entwöhnung von feinerer gesellschaftlicher Sitte zu gute halten müssen — Hermann Wolfram, Ingenieur — und Abenteurer, wenn Sie in einem einzigen Worte gleich eine erschöpfende Charakteristik meiner unbedeutenden Persönlichkeit haben wollen — auf dem geraden Wege von Pennsylvanien nach Italien oder viel-

leicht noch ein wenig darüber hinaus nach dem Kap der guten Hoffnung oder nach Hinterindien, wie die Fügung des Augenblicks es gerade mit sich bringt."

Es war ein so seltsames Gemisch von leichtem Humor und tiefem Ernst in dieser Art der Selbstvorstellung, daß Elfriede offenbar nicht recht wußte, wie sie dieselbe aufzunehmen habe.

„Ich wußte bis jetzt nicht, daß der gerade Weg von Pennsylvanien nach Italien an unserem weltentrückten Mellenthin vorüber führt," sagte sie, einen freundlich scherzenden Ton anschlagend, „und ich hoffe, Sie werden für den größten Theil Ihrer Reise bequemere Beförderungsmittel gewählt haben, als es Ihre vorhin heimgeschickte Equipage war."

„Der gerade Weg, mein Fräulein, ist das freilich nicht, wie ich eben in meinem ganzen Leben leider nur sehr selten die besten und kürzesten Wege zur Erreichung meiner Ziele eingeschlagen habe. Aber es ist ein Umweg, der sich wenigstens besser motiviren läßt, als die meisten anderen, die ich bisher gegangen bin. Ich hatte mich da drüben jenseits des Oceans so oft darnach gesehnt, noch einmal mein stilles Vaterhaus und die Stätte meiner Kinderspiele wiederzusehen, daß ich die Gelegenheit dazu diesmal um so weniger versäumen wollte, als es mindestens sehr fraglich ist, ob ich die heimathliche Erde noch einmal betreten werde, nachdem ich ihr nun zum zweiten Male den Rücken gekehrt."

„Sie stammen also aus dem Lüneburgischen und aus unserer nächsten Umgebung?"

„Mein Vater war Förster in Diensten der Familie v. Bernstorff, und meine Mutter weilte zum Besuch bei ihren Eltern in Gartow, als ich das Licht der Welt erblickte. Obwohl ich also die Landdrostei Lüneburg als meine Heimath im engsten Sinne zu betrachten habe, be-

schränken sich meine Erinnerungen doch ausschließlich auf ein kleines, einsames Försterhäuschen im Walde und auf diesen Wald selbst, in dessen vermeintlicher Unendlichkeit sich für mich in meinen Kinderjahren der Begriff der Welt erschöpfte. Am Morgen meines achten Geburtstages trug man uns die Leiche meines Vaters, der von einem Wilderer erschossen worden war, in das Haus, und mit diesem Ereigniß fand die Sonnenzeit meines Lebens einen jähen und schmerzlichen Abschluß. Meine Mutter siedelte erst nach Hannover, später nach Hamburg über, und es erging ihr an dem einen wie an dem anderen Orte genau so kümmerlich, wie es einer armen Wittwe, die von ihrer Hände Arbeit und von einem kargen Gnadengehalt leben muß, überall in der Welt zu ergehen pflegt. Aber — verzeihen Sie, mein Fräulein — das Alles kann Sie ja unmöglich interessiren. Nur meinen Abstecher in's Lüneburgische wollte ich Ihnen damit erklären, einen recht zwecklosen Abstecher übrigens, denn das trauliche Försterhäuschen, das ich mit tausend süßen Erinnerungen umwoben hatte, ist längst niedergebrannt und an einer ganz anderen Stelle wieder aufgebaut worden. Die Verwandten meiner Mutter aber, die ich hier in der Nähe aufsuchen wollte, sind gestorben und verdorben; kaum wußte der Eine oder der Andere sich ihrer noch zu erinnern. Es ist ein wehmüthig' Ding um eine solche späte Rückkehr in die Heimath, mein Fräulein! Nie bin ich ernster und eindringlicher an die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt worden, als in diesen beiden letzten Tagen."

Der Eintritt des alten Nitzschke hinderte Elfriede, ihm zu antworten, und als der Diener berichtete, daß Herr Rocholl soeben in den Hof geritten sei, schien ihr darüber auch plötzlich alles Andere gleichgiltig geworden zu sein.

„Entschuldigen Sie mich freundlichst für einige Mi-

nuten, Herr Wolfram," sagte sie. „Ich will meinem Vater entgegen gehen und ihm ausführlichen Bericht erstatten. Er wird sich gewiß nach Möglichkeit beeilen, Sie willkommen zu heißen."

Von Nitzschke gefolgt, verließ sie das Zimmer, und obwohl der Himmel bisher nicht weniger grau und trübe in die hohen Fenster hineingeblickt hatte, als er es jetzt nach ihrem Weggange that, hatte der junge Ingenieur doch die Empfindung, als sei mit Elfriede Rocholl zugleich eine Fülle von Licht und Sonnenschein aus dem Gemache entschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Thomas Rocholl ließ sich fast länger erwarten, als es mit den Pflichten der Höflichkeit vereinbar schien. Schon hatte Wolfram mit großer Aufmerksamkeit jeden einzelnen bemerkenswerthen Gegenstand in dem Empfangszimmer betrachtet und zwischendurch wiederholt mit einem kleinen Stirnrunzeln auf seine Taschenuhr gesehen, als endlich ein fester Mannesschritt draußen vernehmlich wurde, und eine lange, hagere Gestalt mit einem bartlosen, bräunlichen, wie aus altem Holze geschnitzten Gesicht in der geöffneten Thür erschien.

Von dem lieblichen Bilde der schönen Tochter ganz erfüllt, hatte Wolfram sich wohl eine wesentlich andere Vorstellung von der äußeren Erscheinung des Mellenthiner Gutsherrn gemacht. Auch die Begrüßung, die ihm von Seiten desselben zu Theil wurde, war in ihrer eigenartigen Form darnach angethan, ihn ein wenig zu überraschen.

Thomas Rocholl streckte ihm nämlich ohne Weiteres seine große, knochige, derb ausgearbeitete Hand entgegen und sagte: „Ich komme, Ihnen zu danken, denn Sie haben gehandelt wie ein rechtschaffener Mann und haben mir

nebenher, ohne es zu wissen, einen großen Freundschaftsdienst erwiesen."

Seine eisernen Finger schüttelten die Rechte des Ingenieurs mit kräftigem Druck, und als Wolfram in offener Verwunderung fragte: „Einen Freundschaftsdienst? Darf ich vielleicht auch erfahren, worin derselbe bestanden?" erwiederte er mit einem kurzen Kopfnicken:

„Der Kranke, den Sie da auf der Straße aufgelesen haben, ist der Sohn eines lieben, wenn auch bereits aus dem Leben geschiedenen Freundes. Es wäre mir sehr nahe gegangen, wenn er fast auf meinem eigenen Boden am Wegrande kläglicher als ein Landstreicher hätte umkommen müssen, und Sie hätten ihn wahrhaftig an keinen passenderen Ort bringen können, als zu mir."

Sicherlich konnte diese Antwort nur darnach angethan sein, Wolfram zu erfreuen, und es war ihm selber darum befremdlich genug, daß sich bei der Mittheilung von der nahen Beziehung des Verunglückten zu Thomas Rocholl's Hause etwas wie eine Empfindung des Unbehagens in seinem Inneren regte. Elfriedens Aeußerung, daß ihr der stille Gast ein völlig Fremder sei, klang ihm wieder in der Erinnerung nach, und er konnte sich nicht enthalten, eine darauf bezügliche Aeußerung zu thun.

„Meine Tochter hat nur die Wahrheit gesprochen," sagte Rocholl, „denn ich erinnere mich nicht, daß sie Walter Jasmund jemals gesehen hätte, es müßte denn in ihrer frühesten Kindheit gewesen sein. Uebrigens stehen die Dinge da hinten schlecht, sehr schlecht, und es geschah selbstverständlich nicht ohne triftige Veranlassung, daß ich Sie so lange hier warten ließ. Unser Hausarzt war zufällig gerade auf dem Wege nach Mellenthin, als ihm der Knecht, der ihn holen sollte, auf der Landstraße begegnete, und wenn Jasmund dadurch auch unerwartet schnell in ärztliche Behandlung gekommen ist, so hat uns

Doktor Fallmer doch leider sehr wenig Hoffnung machen können."

„Wirklich?" fragte Wolfram, bei dem das aufrichtigste Mitleid längst wieder jede andere Empfindung überwog. „Es schien doch, als sei außer der unbedeutenden Wunde am Kopfe keine weitere Verletzung vorhanden."

„Allerdings, auch Doktor Fallmer ist dieser Ansicht, und seine Diagnose, die freilich noch nicht ganz feststeht, lautet merkwürdigerweise auf ein schweres typhöses Fieber, das zwar nicht die Folge, wohl aber die Ursache des Sturzes vom Pferde gewesen sein kann. Ich denke mir darüber sogleich nähere Aufklärung zu verschaffen, indem ich nach Kliffborn hinüberfahre, einem benachbarten Gute, welches Jasmund in allerjüngster Zeit erworben hat. Man wird mir dort sicherlich Auskunft geben können über den Zustand, in dem er seinen unglückseligen Spazierritt angetreten hat."

Er öffnete ein Fenster und rief einem draußen vorübergehenden Dienstboten zu, der Kutscher solle sich mit dem Anspannen beeilen. Wolfram konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß er hier in seiner Ueberflüssigkeit eigentlich eine nicht sehr vortheilhafte Figur machen müsse; er bereute fast, dem freundlichen Wunsche Elfriedens so bereitwillig nachgegeben zu haben, und er hatte das Bedürfniß, seine zwecklose Anwesenheit vor Thomas Rocholl zu entschuldigen.

Dieser aber ließ ihn gar nicht über die ersten Worte hinauskommen. Er wandte sich ihm zu, und indem er ihn mit seinen klaren, durchdringenden Augen ruhig ansah, fiel er ihm in's Wort: „Im Gegentheil, mein lieber Herr, ich weiß Ihnen aufrichtig Dank dafür, daß Sie noch hier geblieben sind. Meine Tochter hat mir erzählt, daß Sie im Begriffe waren, nach der Eisenbahnstation zu fahren; da Sie dort aber für heute ohnedies keinen An-

schluß mehr erreichen können, so werden Sie mir's nicht abschlagen, diese Nacht unter meinem Dache zu verbringen. Ich möchte Sie gerne noch ein wenig näher kennen lernen."

Es war unmöglich, einen Ablehnungsvorwand für eine in solcher Form ausgesprochene Einladung zu finden, obwohl Wolfram aus Gründen, über die er sich selber nicht Rechenschaft zu geben vermochte, in diesem Augenblick froh gewesen wäre, wenn ihm ein solcher Vorwand zur Verfügung gestanden hätte. Die eigenartige, knorrige Persönlichkeit Thomas Rocholl's war ihm durchaus nicht unsympathisch, und doch fühlte er eine Unruhe und ein Mißbehagen, von denen er vorhin während seiner kurzen Unterhaltung mit Elfriede vollkommen frei gewesen war. Mit etwas mehr Zurückhaltung vielleicht, als es die herzliche Aufforderung verdiente, erklärte er seine Zustimmung, und der Gutsherr klingelte nach dem alten Nitzschke.

„Machen Sie sich's in dem Fremdenzimmer, das Ihnen der Alte zeigen wird, nach Möglichkeit bequem, mein werther Herr Wolfram, und betrachten Sie dies Haus und seine Umgebung ganz so, wie wenn Sie schon seit Jahren darin heimisch wären. Der Park, der Wirthschaftshof und meine kleine Bibliothek — Alles steht selbstverständlich zu Ihrer Verfügung, und vielleicht gelingt es Ihnen, sich mit Hilfe dieser bescheidenen Unterhaltungsmittel bis zu meiner Rückkehr das Gespenst der Langeweile vom Leibe zu halten. Da wir vor morgen Mittag eine Krankenpflegerin schwerlich erhalten werden, und da die alte Nitzschke sich mit Rücksicht darauf erboten hat, die Nacht hindurch bei unserem Patienten zu wachen, so muß meine Tochter für die nächsten Stunden die erforderlichen Handreichungen am Krankenbette thun, und sie kann Ihnen deshalb nicht Gesellschaft leisten. — Führen Sie den Herrn in das rothe Zimmer, Nitzschke, in welches meine Tochter den Koffer bereits hat bringen lassen."

Er verabschiedete sich mit einem nochmaligen Händedruck von seinem Gaste, und dieser stieg, dem freundlichen Alten folgend, in das zweite Stockwerk empor, in welchem nach der Parkseite zu die Fremdenzimmer lagen.

Das Gemach, dessen Thür ihm geöffnet wurde, war zwar nur von mäßiger Größe und ziemlich niedrig, aber so anheimelnd und behaglich eingerichtet, als wäre es nicht für den vorübergehenden Aufenthalt von Besuchern, sondern zu dem ständigen Wohnraum eines bevorzugten Hausgenossen bestimmt. Der alte Diener schien denn auch erwartet zu haben, daß der Fremde seiner angenehmen Ueberraschung auf eine lebhaftere Weise Ausdruck geben würde, als es in Wirklichkeit durch die leichte Veränderung in seinen Zügen geschah.

„Sie können stolz darauf sein, mein Herr," sagte er in seiner geschwätzig vertraulichen Art, „daß unser Fräulein Ihnen aus freien Stücken das rothe Zimmer gegeben hat, und daß Herr Rocholl nichts dagegen einzuwenden hatte. Das ist noch keinem Gast widerfahren, so lange ich hier im Hause bin."

„In der That? Hat es mit diesem Zimmer denn irgend eine besondere Bewandtniß?"

„Unsere Frau — Gott habe sie selig, denn sie ruht ja nun schon lange in der kühlen Erde — hatte sich's eingerichtet, weil ihr die Aussicht so gut gefiel, und namentlich, seitdem sie angefangen hatte zu kränkeln, brachte sie fast den ganzen Tag hier oben zu. Darum ist denn auch nach ihrem Tode Alles so geblieben, wie sie's verlassen hatte, und unser Fräulein hält sich nirgends lieber auf, als hier in dem rothen Zimmer. Es hat inzwischen schon mancher liebe Freund für ein paar Tage oder Wochen bei uns auf Mellenthin gewohnt, aber, wie gesagt, das Stübchen da ist bis jetzt noch Keinem eingeräumt worden."

Wolfram erwiederte scherzend, daß er die Ehre, welche ihm damit widerfahren sei, ihrem vollem Werthe nach zu schätzen wisse, und komplimentirte den Alten, der sehr geneigt schien, eine längere Unterhaltung anzuknüpfen, auf gute Art zur Thür hinaus. Als er dann aber allein war, machte er ein sehr ernstes Gesicht und sagte, während er an das Fenster trat und seinen Blick über den ziemlich ausgedehnten Park des Mellenthiner Herrenhauses dahinschweifen ließ, halblaut zu sich selber: „Wie es scheint, hast Du da wieder eine recht nette Dummheit gemacht, alter Junge. Zwei schönen Augen zu Liebe, die doch ganz gewiß nicht für Dich geschaffen worden sind, hast Du Dich auf ein paar Stunden einsperren und zur trostlosesten Langeweile verurtheilen lassen. Herr Thomas Rocholl hatte zwar die Großmuth, Dir die beliebige Benutzung aller vorhandenen Belustigungen freizustellen; aber nachdem das herrlichste Kleinod von Mellenthin unsichtbar geworden ist, hat alles Andere verteufelt wenig Verlockendes. Der Park, nun, es mag sein, daß er sich recht hübsch machte, wenn man ihn zu Zweien durchwandeln dürfte, — der Wirthschaftshof — pfui Teufel! — und Thomas Rocholl's Bibliothek? Pah, ich wette, daß sie nichts Anderes enthält, als ein Konversations-Lexikon und einige gute Werke über Pferdezucht, Waldkultur und dergleichen nützliche Dinge. Machen wir lieber gar nicht erst den Versuch, ihre Schätze an's Licht zu fördern."

Er fühlte ein Verlangen, sich auf das altmodisch geformte und mit einem hellen, geblümten Stoff überzogene Sopha niederzustrecken, aber in dem Moment, da er sich dazu anschickte, kam ihm wieder in den Sinn, was der alte Nitzschke über die Bedeutung des rothen Zimmers geäußert hatte.

„Nein," sagte er mit großer Entschiedenheit, „sie hat mir ihr kleines Heiligthum nicht überlassen, damit ich

mich darin aufführe wie ein lümmelhafter Student. Auf dem Sopha mag ihre kranke Mutter oft genug gesessen und voll trüber Ahnung in die sinkende Sonne geschaut haben, und sie selber — pah, das sind ja Alles Dummheiten, aber der Rohrstuhl da am Fenster ist für einen ungeschlachten Gesellen meines Schlages am Ende auch bequem genug."

Und da saß er nun wirklich ein paar Stunden lang, fast ohne sich zu rühren und ohne auch nur ein einziges Mal zu gähnen, wie es bei einem Menschen, der sich langweilt, im Grunde doch sehr natürlich gewesen wäre. Aber er langweilte sich trotz seiner Unthätigkeit vielleicht gar nicht so sehr, als er es vorher gefürchtet hatte. Der mißmuthige Ausdruck seines Gesichts war allgemach einem fast heiteren gewichen, und um seine Lippen zuckte es zuweilen wie ein kleines Lächeln. Die Erinnerungen oder Vorstellungen, die ihn beschäftigten, mußten also von einer recht angenehmen Art sein, und es konnte auch kaum als ein Zeichen von Langeweile gelten, daß es ihm nicht einfiel, die Kerzen auf den beiden Armleuchtern anzuzünden, obwohl die Schatten abendlicher Dunkelheit das Gemach nach und nach ganz erfüllten.

Da wurde an die Thür geklopft, und er fuhr empor wie aus einem tiefen Traume.

„Ah, Sie sitzen noch im Finstern?" ertönte Thomas Rocholl's Stimme. „Hat man sich während meiner Abwesenheit so wenig um Sie gekümmert? Es thut mir leid, daß Sie einen so schlechten Begriff von unserer Gastfreundschaft bekommen müssen. Aber der Weg, den ich da gemacht habe, war in der That sehr nothwendig."

„Es bedarf durchaus keiner Entschuldigung, Herr Rocholl," erwiederte Wolfram im Tone vollster Aufrichtigkeit, „die Zeit ist mir wie im Fluge entschwunden."

„Um so besser! Jetzt aber machen Sie mir wohl das

Vergnügen, unseren ländlichen Abendimbiß zu theilen. Einfach und ohne alle Förmlichkeiten, wie sich's für einen Bauern ziemt."

Sie gingen hinab, und Rocholl öffnete seinem Gaste die Thür des Speisezimmers, dessen Ausstattung in ihrer gediegenen, prunklosen Vornehmheit ganz der des Gemaches entsprach, in dem Wolfram vorhin seine kurze Unterhaltung mit Elfriede geführt hatte. Die Tafel war für vier Personen gedeckt, aber außer Elfriede Rocholl war beim Eintritt der beiden Herren Niemand im Zimmer. Freundlich erwiederte sie den ehrerbietigen Gruß des jungen Ingenieurs, doch glaubte dieser die Wahrnehmung zu machen, daß ihre Miene ernster und ihre Gesichtsfarbe weniger frisch sei, als vorhin.

„Wir brauchen nicht auf Reichardt zu warten, lieber Vater," sagte sie; „er behauptet wieder einmal, von seiner Arbeit nicht abkommen zu können."

„Lassen wir ihm seinen Willen; er würde uns wenig Dank wissen für eine nochmalige Nöthigung. Wollen Sie sich da drüben neben meine Tochter setzen, Herr Wolfram?"

Das war eine Aufforderung, welcher der Ingenieur mit großer Bereitwilligkeit Folge leistete. Elfriede drückte auf eine Glocke, und der alte Nitzschke, dessen Lippen sich beständig lautlos bewegten, wie wenn er eine stumme, aber nichtsdestoweniger sehr lebhafte Unterhaltung mit sich selber führe, begann mit dem Serviren.

Auf eine Frage Wolfram's nach dem Befinden des Patienten erwiederte der Gutsherr mit ernster Miene: „Der heutige Tag wird, wie es scheint, den Beginn eines traurigen Kapitels in der Chronik von Mellenthin bezeichnen. Der arme Jasmund liegt noch immer in hochgradigem Fieber und in tiefer Bewußtlosigkeit da, es müßte wohl so etwas wie ein Wunder geschehen, wenn wir ihn durchbringen sollten."

Wolfram sah auf Elfriede, und er gewahrte, daß eine Thräne an ihren Wimpern hing. Die Speisen auf ihrem Teller aber waren noch völlig unberührt. Wieder durchzuckte ihn dabei eine häßliche, unbehagliche Empfindung, wie er sie heute schon einmal verspürt hatte, eine Empfindung, deren Ursprung und Natur er nicht begriff, weil es doch unmöglich Eifersucht gegen einen Sterbenden sein konnte, was sich da in ihm regte.

Es gab ein kleines Schweigen, dann fuhr Thomas Rocholl, der ebenfalls sehr wenig Eßlust zeigte, fort: „Er ist heute Mittag erst aus Berlin auf Kliffborn angekommen, und sein leidendes Aussehen wie sein offenbar fieberhafter Zustand ist natürlich allen Personen aufgefallen, mit denen er dort in Berührung gekommen ist. Er versprach sich Erholung und Besserung von dem Spazierritt, den er da unternahm; unterwegs aber muß ihn dann wohl die Schwäche überwältigt haben. Eine unbestimmte Ahnung von dem bevorstehenden Ausbruch einer schweren Krankheit ist auch wohl als Erklärung für die quälende Unruhe und Rastlosigkeit anzusehen, die ihn gepeinigt haben muß, wenn er sich entschloß, am Morgen nach seiner Hochzeit diese Reise zu unternehmen."

„Am Morgen nach seiner Hochzeit?" Mit großer Lebhaftigkeit hatte Wolfram es wiederholt, denn bei aller Theilnahme für das offenbar sehr tragische Geschick des fremden Mannes war es ihm nun doch wie eine schwere Last vom Herzen gefallen. „Und seine Gattin — hat sie ihn denn nicht begleitet?"

Rocholl zog die Augenbrauen zusammen und zuckte mit den Achseln.

„Es müssen wohl sehr triftige Gründe gewesen sein, welche sie gehindert haben, das zu thun," meinte er, und aus seinen Worten klang deutlich der Groll, der ihn erfüllte. „Ich kenne die Dame nicht, und ich weiß natür-

lich auch nicht, was sich in Berlin zugetragen hat; aber für ein starkes Stück halte ich's allerdings, einen Mann in solchem Zustande allein reisen zu lassen, gleichviel, ob man seit vierundzwanzig Stunden oder seit vierundzwanzig Jahren mit ihm verheirathet ist. Natürlich habe ich sofort an Frau Jasmund nach Berlin telegraphirt, und ich denke, daß wir die Ehre haben werden, sie morgen früh hier zu begrüßen."

„Ohne Zweifel! Und wahrscheinlich wird sie den Wunsch haben, den Kranken mit sich zu nehmen, wenn nicht nach Berlin, so doch nach seinem Gute, das, wie Sie sagen, ja in unmittelbarer Nachbarschaft des Ihrigen gelegen ist."

„Davon kann nach Doktor Fallmer's entschiedener Erklärung nicht die Rede sein. Ob es sich nun mit Jasmund's Krankheit zum Schlimmen oder zum Guten wenden möge, ehe nicht in diesem oder in jenem Sinne die Entscheidung erfolgt ist, werde ich nicht zugeben, daß er mein Haus verläßt."

Ein dankerfüllter Blick aus Elfriedens schönen, feucht schimmernden Augen traf das harte, knochige Gesicht ihres Vaters, und Wolfram, dem dieser Blick nicht entgangen war, that keine weitere Frage.

(Fortsetzung folgt.)

Vorbestraft.

Novelle

von

P. Blumenreich.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Vorsitzende des Gerichtes hatte gesprochen. Es könne nicht der mindeste Zweifel aufkommen, so hatte er ausgeführt, daß hier eine öffentliche Beleidigung der gröblichsten Art vorliege, doch müsse man die Sachlage gehörig berücksichtigen. Die beiden Leute, die sich da als Privatkläger und Beklagter gegenüberständen, seien bis vor Jahr und Tag Freunde gewesen; der Eine habe für das Geschäft des Anderen gearbeitet und daraus habe sich ein Verkehr entwickelt, wie ihn fast nur nahe Verwandte untereinander pflegen. Aber die Familie des Einen, des Unbemittelten, wäre von Jahr zu Jahr zahlreicher geworden, und was er bei seinem Freunde verdient habe, hätte nicht mehr hingereicht. Schon war er des Freundes Schuldner geworden. Und eines Tages habe er erkannt, daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten — er habe sich mit vielem Wagemuth auf eigene Füße gestellt, und unter unsäglichen Opfern und Entbehrungen sei es ihm geglückt, nicht allein seine Schulden bei dem Freunde tilgen zu können, sondern auch sein junges Unternehmen lebensfähig zu machen. So lange es ihm noch schlecht ergangen wäre, sei das Verhältniß zu dem jetzigen Kläger

fast das alte geblieben; als aber sein Geschäft sich zu heben begonnen habe, und er ein Konkurrent seines ehemaligen Brodgebers geworden sei, da hätte ihm dieser die Freundschaft gekündigt, und von diesem Augenblick habe eine endlose Reihe von Chikanen und Verfolgungen begonnen, durch welche der nahezu überflügelte Geschäftsmann sich zu rächen suchte. Und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre durch diese Manöver das junge Unternehmen zu Grunde gerichtet worden. Da der aus dem Sattel Gehobene mit seinen Verleumdungen und Verfolgungen nicht aufgehört habe, sei die Erbitterung des Verfolgten so gestiegen, daß dieser eines Tages auf eine an öffentlicher Stelle gethane bissige Bemerkung seines Feindes diesem mit einem Schlag in's Gesicht geantwortet habe. Dieser Schlag sei unfraglich ein Akt gesetzwidriger Selbsthilfe, er müsse bestraft werden, wenn auch — so schloß der Vorsitzende des Gerichts — mit der kleinsten zulässigen Buße.

Der ganze Fall war für die Nichtbetheiligten im Grunde so interesselos, daß kaum Jemand bemerkt hatte, wie hier eigentlich der Richter zum Vertheidiger geworden war. Und dann — unter *diesem* Vorsitzenden gab es fast nie Unterhaltendes zu hören. Er war ein Richter vom alten preußischen Schlage. Korrekt bis zur Verknöcherung, aber streng gerecht. Niemals hätte er wissentlich das Recht gebogen — niemals! Auch duldete er keinerlei Ausschreitung. Das wußten am besten jene Herren Vertheidiger, welche ihre Erfolge durch einen schlagfertig angebrachten Zwischenruf, durch einen effektvollen Seitenhieb, wohl gar durch einen Witz zu erzielen pflegten. Der alte Landgerichtsdirektor Brausewein litt dergleichen nicht; bei dem mußte man mit Gründen wirken.

Immerhin — zwei Leute aus der sogenannten besseren

Gesellschaft hatten sich im „Kaiserhof" geprügelt — das lohnte schon der Mühe, auszuhalten.

Ein eleganter junger Herr mit hübschem, gebräuntem Gesicht, der erst während der Verhandlung den Zuschauerraum betreten hatte, schien nicht sowohl des „Falles" wegen gekommen, als aus privaten Gründen. Wiederholt nickte er dem Vorsitzenden lächelnd zu; dieser aber blinzelte nur mit einem Auge: hier hatte er keine Privatbeziehungen.

Der Vertreter des Privatklägers hatte sich erhoben und blickte mit siegessicherer Miene um sich, kein Zweifel, er hatte noch einen Trumpf in Händen, eine interessante Ueberraschung.

„Die Darstellung des Falles," bemerkte er, „die denselben für den Beklagten als so milde erscheinen läßt, beruht hauptsächlich auf den Angaben des Beklagten selbst, der die ihm angeblich widerfahrenen Beleidigungen und Beeinträchtigungen natürlich im schwärzesten Lichte geschildert hat. Wäre seine Glaubwürdigkeit über allen Zweifel erhaben, so stünde es freilich um die Sache meines Klienten schlimm. Dem gegenüber bin ich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß der Beklagte vorbestraft ist, vorbestraft wegen eines gemeinen Vergehens."

Der Mann, von dem hier die Rede war, wurde bleich. Auf die Frage des Vorsitzenden, wie es sich mit dieser Behauptung verhalte, entstand eine kleine Pause. Der Mann brauchte Sammlung, um diesem Schlage Stand zu halten. Seine Hand krampfte sich um die Holzleiste der Schranke — er athmete tief auf.

„Ja, Herr Landgerichtsdirektor, ja!" stieß er hervor. „Es ist wahr! Ich bin bestraft. Aber kein Mensch wußte davon als — als der Kläger, dem ich's in einer vertrauten Stunde erzählt. Und der Schur.." — er brach auf einen strafenden Blick des Vorsitzenden hin ab — „der

Mensch hat seinen Zweck erreicht, indem die Sache nun wieder aufgerührt und bekannt wird! Daß sich aber ein Rechtsanwalt dazu hergab —"

Der Vorsitzende unterbrach ihn: „Es steht Ihnen nicht zu, sich so zu äußern. Mein Recht allein wäre es, zu fragen, ob denn die Eröffnung des Herrn Rechtsanwalts für die Beurtheilung des vorliegenden Falles unerläßlich oder auch nur zweckdienlich war."

Niemand würdigte diesen schönen Beweis strenger Unparteilichkeit. Man war durch den Zwischenfall zu sehr in Anspruch genommen. Niemand bemerkte auch, daß der junge, elegante Mann im Zuschauerraum plötzlich kreidebleich auf eine Bank zurücksank, sich an die Stirn griff, auf welcher der Schweiß perlte, und dann mühsam hinauswankte. Nur der Vorsitzende sah es und erschrak, aber er bezwang sich und gewann schnell wieder seine volle Ruhe.

Erst als das Urtheil gefällt und in jener knappen, klaren Weise begründet war, die dem alten Brausewein so sehr zu eigen, erhob er sich und eilte in das Anwaltszimmer, wohin er den jungen Mann hatte gehen sehen. Die Amtswürde war von seiner Miene verschwunden.

„Was ist Dir geschehen?" fragte er mit liebevoller Theilnahme den jungen Mann, seinen Schwiegersohn, der sich inzwischen wieder erholt hatte.

„O, es ist vorüber," lächelte Jener, noch ein wenig matt.

„Wie kam denn das, mein Sohn?" forschte Brausewein. „Du hast doch nicht etwa an dem Krankenbette heute —"

Der junge Mann verneinte stumm. Er schöpfte tief Athem und fragte nur leise: „Ist er verurtheilt, Vater?"

„Wer?" entgegnete der Richter, neuerdings erschreckt.

„Der Angeklagte — ist er verurtheilt?"

„Natürlich, das mußte er ja werden. Die Vor-

bestrafung kam hinzu, der Kläger ist vollkommen unbescholten — so leid mir's that, ich mußte ihn verurtheilen. Aber Du willst mich offenbar nur ablenken, sage mir doch, was war's denn mit Dir?"

„O nichts — ein Schwindelanfall, sonst gar nichts!"

„Aber wie ist das möglich? Hast Du Dich aufgeregt, mein Junge?"

„Offenbar bei der Konsultation, von der ich eben kam," versetzte der junge Arzt zögernd. Doch nun hatte er sich erhoben; er nahm sich offenbar zusammen und lachte. „Haha, die Konsultation! Ja, das hat mich so erregt. Ich war in heftigen Widerspruch gerathen mit zwei berühmten Kollegen. Man wollte es gar nicht versuchen mit einer ernsthaften Operation. ‚Der bleibt mir unter'm Messer!' sagte der Geheimrath Werder in seiner brutalen Weise. Und der Professor Gerstmann bestätigte: ‚Draufgehen muß er ja doch!' Ich aber setzte den Herren auseinander, daß ich meinen Patienten besser kenne, daß seine moralische Kraft ihm sicher helfen würde, den kritischen Moment zu überstehen. Und endlich gaben sie nach. Mein Mann aber hielt sich heldenhaft bei dem schmerzhaften Eingriff — von der Narkose hatte man abgesehen — und nun, glaube ich, ist er gerettet. Als ich ihn verließ, lag er in tiefem, verheißungsvollem Schlummer. Aber mich scheint die Sache ein bischen mitgenommen zu haben."

Die Augen des Richters leuchteten; mit Wohlgefallen ruhten sie auf der schlanken, sehnigen Gestalt des jungen Mannes, den er liebte wie einen Sohn.

„Ja, ja, ich verstehe," sagte er mit innigem Stolz. „Das hat Dich sehr gepackt."

„Denke doch," fuhr Jener fort, „die Angst der Familie und die Verantwortung! Und das gespannte Lauschen und Beobachten nach der Operation — dabei kann

Einem wohl das Blut zu Kopfe steigen. Glücklicherweise war es für heute mein letzter Krankenbesuch, und da ich hier in der Nähe war, wollte ich versuchen, ob nicht auch Du bald fertig wärest, um Dich in meinem Wagen mitzunehmen."

„So komm," sagte der Richter, „laß uns eilen, Deine Frau ist bei uns, weißt Du, sie hatten Toilettensorgen und saßen einträchtiglich beisammen — alle meine drei Mädchen mit der Tante!"

Es huschte wie Sonnenschein über das vornehm-strenge Gesicht des alten Brausewein, als er von seinen Töchtern sprach. Sogar scherzen konnte er in solchen Augenblicken. „Kannst bei uns essen," meinte er, „die Tante hat es ganz sicher vorausgesehen, daß Dich die Ungeduld zu Deinem Frauchen treiben würde."

Und sie fuhren miteinander nach Hause.

* * *

Landgerichtsdirektor Brausewein hatte eine geräumige Wohnung in einer der alten Straßen der inneren Stadt. Hier hauste er schon seit mehr als zwanzig Jahren. Er liebte die Veränderung nicht und entschloß sich auch nicht zu einer solchen, als nacheinander erst seine Gattin starb und darauf zwei seiner Töchter sich verheiratheten. Nun hauste er allein mit seiner Jüngsten, der eine alte Tante zur Seite stand. Von Zeit zu Zeit wurden auch die verheiratheten Schwestern in das Haus ihres Vaters eingeladen, wie gerade heute, wo man zu solch' einem Familienmahl zusammengekommen war.

Die Damen warteten; noch fehlten sowohl der alte Herr, als auch die Schwiegersöhne.

„Ich sagte es ja schon vor einer Stunde," meinte die Tante, „ich wußte es ja, sie würden uns warten lassen."

„Mein Mann ist sonst stets pünktlich," trat Asta, die Aelteste der drei Schwestern, für ihren Gatten ein. Sie

war eine stolze, hochblonde Schönheit von durchaus aristokratischer Haltung; ihre Toilette, ihre ganze Art, sich nachlässig an dem Gespräch zu betheiligen, während die weißen schlanken Finger in dem von ihr aufgeschlagenen Modejournal blätterten, stimmten miteinander überein: durch und durch Dame, ein wenig flach, ein wenig hochmüthig. Sie hatte sich vor nunmehr fünf Jahren leidenschaftlich in den Freiherrn v. Meyfeld verliebt, der eine kurze Zeit hindurch als Assessor unter ihrem Vater arbeitete. Den schönen, eleganten und formgewandten Mann sehen und seinem bestrickend liebenswürdigen Wesen sich gefangen geben, war Eines. Noch ehe der Landgerichtsdirektor sich besinnen konnte, hatte ihn die Thatsache überrumpelt. Bodo v. Meyfeld warb um Asta und, wie diese selbst, so wußte er auch ihren Vater schnell für sich zu gewinnen. Der alte Herr mochte damals glauben, einen tüchtigen Juristen aus dem Freiherrn machen zu können. Für gewisse Stellungen, besonders im Gebiet der Staatsanwaltschaft, erfreuen sich die Abkömmlinge altadeliger Familien noch immer entschiedener Bevorzugung; der junge Mann konnte also Karrière machen. Aber ein Glücksfall trat hindernd dazwischen. Bodo machte, eben verheirathet, eine Erbschaft; ein stattliches Gut fiel ihm zu. Hätte er seine juristische Laufbahn aufgegeben, sich in den neuen Pflichtenkreis hineingelebt, er hätte auch nach Bezahlung seiner Schulden standesgemäß leben können. Aber weder er selbst noch seine junge Gattin zeigten Neigung, sich im fernen Ostpreußen auf einem weltabgeschiedenen Gutshofe zu vergraben. So blieb der Freiherr in Berlin, übergab die Bewirthschaftung seiner Besitzung einem Pächter und ließ sich zum Verwaltungsdienst versetzen. Das letztere schien ihm mehr seiner neuen Würde als Gutsherr auf Lohausen zu entsprechen. Nun bekleidete er einen schlecht bezahlten Posten im Ministerium des Auswärtigen, lebte

aber auf großem Fuße. Die Ehe war bisher kinderlos geblieben, und so konnte man sich den Freuden der Großstadt unbehindert hingeben.

Wenn Asta soeben versicherte, daß ihr Gatte sonst pünktlich zu sein pflege, so traf dies sicher für solche Tage zu, wo man im Hause des Vaters zu Gaste war. In der eigenen Häuslichkeit pflegte es Bodo nicht ganz so genau zu nehmen. Da hielt ihn bald dieser, bald jener Anlaß ab, mit seiner Frau zu speisen. Heute war es eine dienstliche Angelegenheit, morgen ein unumgängliches Frühstück mit befreundeten Sportsleuten.

Die Uhr zeigte übrigens erst zehn Minuten nach Drei, um welche Zeit der Direktor sich zu Tische zu setzen pflegte, als Bodo eintrat. Unmittelbar hinter ihm kamen der alte Herr und Doktor Heinrich Forster, der zweite Schwiegersohn des Hauses.

Frau Rosa eilte ihrem Manne entgegen und küßte ihn. Sie sah ihrer älteren Schwester zwar nicht unähnlich, war vielleicht nicht minder schön als diese, aber ihre Schönheit war doch anderer, bescheidenerer Art. Auch sie war blond, nur fiel die Farbe ihres schlicht frisirten Haares nicht so in's Auge; ihre Gestalt war zarter als die der Schwester, ihr Wesen sanfter, schmiegsamer und vor Allem ganz beträchtlich jugendlicher; daß sie schon Mutter eines blühenden Knaben von fast zwei Jahren war, hätte ihr kaum Jemand angesehen.

Wie sie jetzt ihrem Manne, dem Doktor, am Halse hing, ihn mit zärtlichen Vorwürfen überhäufend, weil er sie hatte warten lassen, wie sie ihm, noch ehe er Platz genommen, den neuesten Streich des kleinen Willi erzählte, wie sie, seit er eingetreten, Niemand weiter sah als Heinrich, so war sie ganz und gar das Bild einer in der Hingebung glücklichen und beglückten jungen Frau.

Wiederum ein anderer Typus war Stefanie, die Jüngste

der drei Töchter des Landgerichtsdirektors. Erst siebenzehn Jahre alt, kaum hübsch zu nennen, aber frisch und blühend; Nase und Mund ein wenig zu groß, gelocktes Haar, volle, rothe Wangen und blitzend weiße Zähne.

Man saß bei Tische; Tante Julchen entschuldigte sich, weil das Gemüse etwas zu stark gedünstet sei. Aber die Köchin höre ja nicht auf sie!

Der alte Herr lächelte behaglich. „Denke nur, Tante Julchen," neckte er, „was daraus werden sollte, wenn Du nicht ab und zu ein wenig Aerger hättest. Du müßtest wirklich nach Marienbad!"

Tante Julie warf ihm einen verweisenden Blick zu. Sie war eine überaus rundliche, kleine Dame, welche durch übertriebene Beweglichkeit beweisen zu wollen schien, wie jung sie noch immer sei.

„Nach Marienbad," wiederholte Stefanie, „und während Deiner Abwesenheit müßte ich die Wirthschaft führen!"

Tante Julchen sah aus, als ob sie wirklich böse werden wollte. „Ich sage es ja, ich weiß es ja, zum Kinderspott wird man für seinen guten Willen!" rief sie ganz erregt.

„Aber Tantchen," begütigte Rosa, „der Vater scherzt ja nur! Stefanie soll nur erst ihre eigene Wirthschaft führen, meinst Du nicht auch, Heinrich?"

Sie hatte sich an ihren Mann gewandt, um ihn in das Gespräch zu ziehen; er erschien ihr heute merkwürdig einsilbig. Auch jetzt stimmte er nur durch eine Kopfbewegung zu.

Der alte Herr aber, der sich sehr behaglich fühlte, erklärte mit Bezug auf seine jüngste Tochter: „Die Steffi wird so leicht Keiner nehmen!"

„O, da muß ich bitten," mischte sich Bodo v. Meyberg in die Unterhaltung, „mir ist da eine gewisse höchst interessante Lohengringeschichte zu Ohren gekommen."

Stefanie erröthete bis an die Haarwurzeln. Glücklicherweise hatte man vor den alten Herrn eben den Braten hingestellt, er war eifrig mit dem Zerlegen beschäftigt, und fragte, ohne aufzublicken: „Eine Lohengringeschichte?"

„Sie handelt von einem jungen Mädchen, das sich in einen strahlenden Ritter verliebte — ob er ‚zu Schwane' kam, verräth die Sage nicht. Aber insoweit stimmt sie mit dem Original überein, daß der Ritter auf die Frage, wer er sei, ganz wie Lohengrin antwortete:

‚Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art.'"

„Du bist abscheulich, Schwager," wehrte sich die Kleine, fast mit Thränen kämpfend.

„In der That, Du bist indiskret, Bodo," sagte Asta zu ihrem Gatten, „Du wirst Dir das Vertrauen Deiner Schwägerin verscherzen."

„Ich bin zerknirscht, Kleine," versicherte der Freiherr, „obwohl ich immer eine kleine Schwäche für Indiskretionen gehabt habe. — Apropos, Papa, sage mir doch, ist es indiskret, wenn ich mich beim Gerichtsschreiber nach den Personalakten eines Menschen erkundige?"

„Das ist einfach unstatthaft," erklärte der Landgerichtsdirektor. „Akten sind Amtsgeheimniß!"

Der Doktor war aufmerksam geworden. Mit unsicherer Stimme fragte er: „Wessen Personalakten interessiren Dich denn, wenn man fragen darf?"

„O, die eines ehemaligen Aktuars, der sich um einen Posten auf Lohausen bewirbt, und den ich meinem Pächter empfehlen soll."

„Ja, was gehen Dich in diesem Falle seine Akten an? Besitzt er keine Zeugnisse?"

„Doch, die denkbar besten," versetzte der Freiherr; „aber seine Entlassung aus dem Justizdienst erscheint mir nicht aufgeklärt."

„Ich sollte meinen," sprach der Doktor lebhaft, „das könnte Dir vollkommen gleichgiltig sein! Wenn der Mann das ist, wofür er sich ausgibt, wenn er leisten kann und will, was man von ihm verlangt, und wenn er überdies noch gute Zeugnisse besitzt —"

„So kann er immer noch wegen irgend einer Spitzbüberei aus dem Dienst entfernt worden sein, kann immer noch eine Bestrafung erlitten haben."

Der Doktor erbleichte, aber er bezwang eine leichte Schwächeanwandlung und sagte mit mattem Lächeln: „Wie vorsichtig Du bist, Bodo! Gesetzt, Du erführest von einer Bestrafung des jetzt fleißigen und tüchtigen Bewerbers —"

„Aber Heinrich," warf hier Frau Rosa ein, „wie kannst Du nur noch fragen!"

Der Freiherr entfernte eben mit Geschicklichkeit die zarten Fleischfasern von einem Putenbein; er hatte den hohlen Knochen auf die Gabel gespießt und manipulirte so wirksam, daß auch nicht eine Spur des delikaten Bratens verloren ging. Das Alles hinderte ihn indessen nicht, jetzt sein Monocle einzukneifen und in seinem schnarrendsten Tone zu versichern: „Kann nicht mit Dir streiten, Heinrich, könnte aber auch nicht mit solchen Leuten verkehren, auf welche Deine Großmuth, Deine sogenannte Humanität anzuwenden wäre!"

„Ich muß Deinem Schwager unbedingt zustimmen, Heinrich," nahm jetzt der Gerichtsdirektor das Wort. „Eine Bestrafung ist ein unauslöschlicher Makel, der Zweck der Strafe ist nicht sowohl Besserung des Verurtheilten, als seine Kennzeichnung vor der Welt. Zum Theil aus diesem Grunde hat man sich für die Oeffentlichkeit des

Gerichtsverfahrens entschieden. Ist das aber richtig, so trifft auch zu, daß uns diese Kennzeichnung des Bestraften vor der freiwilligen Berührung mit ihm schützen sollte. Und, was mich betrifft, so kann ich nur sagen: ich wünsche Jedem, der mit den Gesetzen in Konflikt gerieth und seine That gebüßt hat, das allerbeste Fortkommen — ich selber aber würde ihm mein Haus verschließen."

Der letzte Blutstropfen war aus dem Gesicht des jungen Arztes gewichen; Messer und Gabel entfielen seinen Händen — er wäre vom Stuhl gesunken, wenn nicht seine zu Tode erschreckte Frau ihn umfaßt hätte.

2.

Das junge Ehepaar war in seine Wohnung zurückgekehrt, nachdem die Familientafel im Hause des Vaters so jäh unterbrochen worden war.

Der alte Herr war ganz starr sitzen geblieben; mit großem, durchdringendem Blick hatte er den Schwiegersohn angesehen, der heute schon zum zweiten Male unter so auffälligen Umständen erkrankte. Was war mit dem Jungen? Hatte er sich wirklich so sehr erregt, daß es immer nur eines geringfügigen Anlasses bedurfte, um die sonst so widerstandsfähige, zähe Natur des kräftigen Mannes zu überwinden? Oder gab es da einen dunklen Punkt?

Landgerichtsdirektor Brausewein lehnte heute die Parthie Piquet ab, die er sonst mit dem Freiherrn zu spielen pflegte; ernst und einsilbig geworden, begab er sich in sein Zimmer.

Frau Rosa hatte darauf bestanden, daß ihr Gatte heute die Nachmittagssprechstunde ausfallen lasse und der Ruhe pflege. Sie war von ernstlicher Besorgniß erfüllt, benachrichtigte einen befreundeten Kollegen Heinrich's und

saß nun in des Letzteren Arbeitsstube, in welcher der Kranke auf einer Chaiselongue ruhte. Noch hatte sie keine Frage an ihn zu richten gewagt. Sie suchte sich zunächst darüber hinwegzutäuschen, daß die beunruhigenden Vorgänge für sie persönlich von tieferer Bedeutung seien. Zunächst und zu allererst konnte es sich nur um Heinrich selbst handeln. Unmöglich erschien es ihr, daß die Operation den energischen jungen Arzt so sehr angegriffen haben sollte. Was aber war es sonst? Und da kam die Empfindung wieder, die sie in ihrer sonst so glückerfüllten Ehe nun schon wiederholt beschlichen hatte: die unklare Empfindung irgend eines geheimnißvollen Abgrundes, der zwischen ihr und dem Manne ihrer Liebe gähnte. Freilich, seine Liebe, seine pflichtbewußte Mannhaftigkeit deckten oft Wochen und Monate hindurch den häßlichen Schlund — dann wieder kamen Stunden, in denen sie es deutlich empfand, daß nicht Alles zwischen ihnen sei, wie es sein müsse.

Sie hatte in den drei Jahren eine merkwürdige Wandlung an sich erlebt. Wie ganz anders empfand sie heute für den Mann, dessen Athemzügen sie jetzt lauschte, als damals, da sie ihn kennen gelernt hatte. Damals gefiel er ihr, und heute hing ihr ganzes Herz an ihm. Er kam zu ihnen in's Haus als Assistent des berühmten Arztes, der die sterbende Mutter behandelte. Rosa hatte eben das achtzehnte Jahr vollendet; ihre ältere Schwester befand sich auf der Hochzeitsreise in Italien. Steffi war noch ein Kind. So fühlte sich Rosa doppelt vereinsamt, denn ihr Vater suchte Trost in eifriger Erfüllung seiner richterlichen Pflichten. Als sie dann selbst unter den Folgen der schmerzlichen Erregungen erkrankte, behandelte sie der Doktor Forster. Sie erkannte bald, daß eine freudlose Jugend ihn frühzeitig gereift und ernst gemacht habe; er nahm mehr, als es sonst in seinem Wesen lag,

Antheil an dem jungen Mädchen, das inmitten eines geordneten Familienkreises allein stand — allein, wie er immer gestanden hatte. Und im Wesentlichen diese gemeinsame Empfindung war es, was sie zusammenführte. Dazu kam, daß ihn der Vater sehr bald lieb gewann, weil er in ihm einen verwandten Zug, eine unbeugsame Pflichttreue zu erkennen glaubte. Die Aussichten des jungen Arztes waren die günstigsten. Er hatte die Mühe nicht gescheut, in Preußen ein zweites Staatsexamen abzulegen; zuerst war er in Wien, seiner Heimath, promovirt worden. Schon dadurch fiel er in solchen Kreisen auf, die ihn fördern konnten; und wirklich ernannte ihn nach kurzer Zeit ein berühmter Arzt zu seinem Assistenten. Damit war für den Landgerichtsdirektor auch äußerlich jedes etwa noch vorhandene Bedenken überwunden und gern und freudig nahm er den tüchtigen jungen Mann zum Schwiegersohn an.

Noch verband die Neuvermählten kaum etwas mehr, als eine äußere Leidenschaft. Erst in der Ehe erkannte Rosa, welch' ein edler, reiner, fester Charakter ihr Gatte war. Sie blickte zu ihm auf, sie sah in ihm, von dem sie wußte, daß er aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, ein leuchtendes Beispiel von männlich-ernstem Streben, von untadeliger Pflichtergebenheit. Und allgemach vertiefte sich diese aufrichtige Anerkennung seines Werthes zu einem immer wärmeren Empfinden. Heute liebte sie ihn, wie nur je eine Frau ihren Gatten geliebt. Und dennoch gab es etwas in dieser Ehe, worüber Rosa nicht nachdenken durfte, und was sich ihr dennoch von Zeit zu Zeit immer wieder aufdrängte. Heinrich schrieb und empfing Briefe, deren Inhalt sie nicht erfahren konnte. Er sah Leute bei sich, die nicht den Arzt besuchten, und die er nicht mit seiner Frau bekannt machte. Vielleicht waren es Verwandte und Freunde aus seiner Jugend —

ſicher Perſonen, deren er ſich ſchämte. Denn, ſoviel war klar, nicht nur in Armuth war er aufgewachſen, ſondern auch unter Verhältniſſen, von denen er nicht reden mochte. Hundertmal ſchon hatte ſie verſucht, ihm das Siegel vom Munde zu löſen; hundertmal begann ſie von ihrer eigenen Kindheit zu ſprechen, in der Hoffnung, früher oder ſpäter auch ihm liebe und traute Erinnerungen zu wecken. Immer aber brach er ein ſolches Geſpräch mit auffallender Haſt, mit ängſtlicher Scheu ab. Es gab eben eine Periode in ſeiner Vergangenheit, an die er nicht gemahnt ſein wollte und deren Schatten dennoch die ſonnige Gegenwart verdunkelten. Daher war Roſa's erſter Gedanke geweſen, daß der Unfall Heinrich's in irgend welchem Zuſammenhange ſtehen müſſe mit jenem unfaßbaren, unnennbaren Geſpenſt der Vergangenheit.

Da endlich, da war der Doktor Holm! Mit nicht geringem Erſtaunen ließ er ſich erzählen, was vorgefallen war.

„Ueberanſtrengung, verehrte Frau," ſagte er, „Ueberreizung der Nerven. Aber ich will ihn pflichtſchuldigſt unterſuchen."

„Ich habe jedes Wort gehört, Kollege," erklärte Heinrich dem Eintretenden, „und ich kann Ihnen verſichern, daß es weder etwas zu klopfen, noch zu fühlen, noch zu horchen gibt. Ich bin ſo geſund wie Sie; ich habe den dummen Anfall völlig überwunden und kann Ihnen nur wünſchen," ſchloß er matt lächelnd, „daß Sie zu ernſtlicher Erkrankten gerufen werden."

Doktor Holm wußte nicht, was er davon halten ſollte. Dort drinnen eine junge, geängſtigte Frau mit verweinten Augen — hier der Mann in einer zwar nicht ganz ungezwungenen, aber doch auch nicht eben unglaubwürdigen Heiterkeit. Er ſtand der Sachlage rathlos gegenüber.

Doktor Forſter mochte die ein wenig peinliche Lage ſeines Freundes begreifen.

„Ich will Ihnen mit wenig Worten Klarheit verschaffen," begann er jetzt wieder. „Haben Sie in Ihrem Leben einmal irgend einen schrecklichen, erschütternden Eindruck empfangen? Irgend etwas Gräßliches gesehen, das unter gewissen Umständen stets wieder vor Ihnen auftaucht und sich Ihnen aufdrängt, ganz so, wie Sie es damals sahen?"

„Gewiß, lieber Freund," entgegnete Holm. „Ich passirte einmal die Gertraudtenbrücke gerade in dem Augenblicke, als ein in rasender Eile heranrollender Wagen der Feuerwehr ein Kind überfuhr. Pferdehufe, Vorder- und Hinterräder hatten das unglückliche Wesen geradezu zermalmt. Und so oft und wo immer das Läuten der Feuerwehr an mein Ohr schlägt, steigt vor meinem Blick jene zuckende, blutüberströmte, kleine Gestalt auf — ich mag dagegen kämpfen, mag mich abwenden, die Augen schließen, Alles umsonst! Ich sehe das blonde, niedliche Ding mit seinen fliegenden Locken dahertrippeln, stürzen und zermalmt werden."

Heinrich athmete tief auf. „Sehen Sie, mein Lieber, solch' eine grauenvolle Erinnerung haftet auch in meiner Seele, und es gibt Momente, in denen ich gerade so wie Sie das beklagenswerthe Opfer einer schweren Katastrophe vor meinen Augen zu Grunde gehen sehe. Es kommt vor, daß mich diese Wahnvorstellung mit so furchtbarer Gewalt packt, daß sie mich überwältigt, wie eben heute! Da, mein Freund, haben Sie die Erklärung."

Rosa preßte die Hand auf's Herz. Von Angst und Unruhe erfüllt, hatte sie an der Thür gehorcht. Also wirklich eine schreckliche Erinnerung! Nun, es würde ihr doch wohl gelingen, diese Erinnerung in ihm zu verwischen. Sie wollte sich alle Mühe geben. Freilich — warum hatte er nicht längst zu ihr darüber gesprochen? Fürchtete er, sie werde davon ergriffen werden, sich zu schwach

zeigen? Den Irrthum wollte sie ihm benehmen, noch heute, sogleich!

Wenn der Doktor Holm nur gehen wollte! Gegen das, was ihren Mann leiden machte, wußte doch Niemand ein Heilmittel, als sie — sie allein! Sie würde ihren Heinrich gesund machen. Wenn nur Doktor Holm erst ginge!

Das Mädchen kam und brachte einen für Heinrich bestimmten Brief. Wieder diese Handschrift! Und mit einem Schlage stand es wieder vor ihr, das unfaßbare Gespenst, das aus diesen friedlichen, wohlgeordneten Räumen nicht zu bannen war!

Endlich, endlich ging der Doktor Holm. „Es ist nichts — gar nichts!" sagte er noch zu ihr.

„Es ist nichts," versicherte nun auch Heinrich, als er eintrat.

Sie bemühte sich, eine unbefangene Miene anzunehmen. „Da, sieh diesen Brief," sagte sie, „von wem ist er?"

Er zuckte zusammen. „Ich — ich weiß nicht — wir wollen gleich sehen!" Aber das kam recht unbestimmt heraus.

„Heinrich," bat nun Rosa, „Du mußt ja die Handschrift erkennen! Weiß ich doch genau, daß Du zu wiederholten Malen Briefe von dieser Hand empfingst!"

„Ja, ja — ganz recht," lenkte Heinrich ein, „ein armer Verwandter, der in ewigen Nöthen ist und mich anzapft. Es genirte mich und deshalb schwieg ich davon."

Er sagte ihr nicht die Wahrheit! Dieser geliebte, verehrte Mann, sonst das Vorbild aller Tugenden, log! Wie ein zweischneidiges Schwert ging's durch ihr Herz — er log! Es war entsetzlich — es konnte nicht so bleiben!

Und mit einem Male kam es über sie wie der Muth der Verzweiflung. „Heinrich," rief sie in leidenschaftlichem Tone, „Heinrich — bin ich denn nicht Dein Weib, daß

Du mir mißtraust? Daß Du Dich mit Geheimnissen abmarterst, auf welche auch ich ein Recht habe? Liegt denn nicht meine Seele offen vor Dir wie ein heller Tag? Und Du — Du verbirgst mir etwas — Du, Heinrich, Du greifst zur Unwahrheit!"

„Aber Kind," wehrte er in sichtlicher Verlegenheit ab, „Rosa — was fällt Dir ein!"

Gerade seine unsichere Art machte sie sicher. Ihr war, als fühlte sie sich wachsen, erstarken. Und Worte der Liebe, der Begeisterung kamen mit dem Ausdruck leidenschaftlichster Hingabe über die Lippen dieser Frau, die sonst so scheu, so still, so zurückhaltend war.

„Sprich doch, mein geliebter Heinz — befreie Deine Seele! Sollen wir denn nicht Eins sein? Die Lüge aber, die Verstellung wird uns trennen! Komm, mein Heinz, habe Muth und Vertrauen, sage mir, was Dich bedrückt!"

Ihm wurde ganz wunderlich zu Muth, wie Jemandem, der lange, lange durch einen nachtdunklen, engen Weg sich gezwängt hat und nun endlich den Ausgang ins helle Sonnenlicht vor sich sieht. Es stieg ihm heiß in die Augen; zum ersten Male, seit er sie kannte, fiel er ihr zu Füßen. Den Kopf in ihrem Schoße bergend, fragte er leise: „Könntest Du mir Alles verzeihen, Rosa, Alles?"

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. So hatte sie ihm also wirklich etwas zu verzeihen? Was würde sie hören?

„Ja, Heinrich, Alles!" Aber ihre Stimme schwankte. Der Schreck raubte ihr den Athem.

Er erhob sich jetzt; sein Gefühl sagte ihm, daß er vorsichtig sein müsse. Und doch wollte er diese Stunde nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Mit anscheinender Ruhe begann er: „Es ist eigentlich nur ein Jugendstreich —"

„Um so besser," fiel sie ihm aufathmend in's Wort. „Ach, Heinrich, einen Augenblick fürchtete ich schon —"

„Was denn?" fragte er hastig, denn er empfand klar und deutlich, daß von den nächsten Worten vielleicht Glück und Frieden seines Lebens abhinge. „Was fürchtetest Du?"

„Ich glaubte schon" — sie lächelte jetzt bei der Vorstellung — „Du hättest einen Konflikt mit der Behörde gehabt!"

„Eine strafbare Handlung begangen?" fragte er, und sein Blick ruhte mit einem seltsamen Ausdruck auf ihrem sanften, regelmäßigen Gesichtchen.

„Ich wagte gar nicht, das Wort auszusprechen," sagte Rosa, und schüttelte das blonde Köpfchen.

Heinrich hatte sich halb abgewendet.

„So etwas könntest Du mir niemals verzeihen — wie?" fragte er mit bebender Stimme.

„O sprich nicht so, Heinrich," versetzte sie schnell, „mit dergleichen soll man nicht scherzen! Es wäre ja auch geradezu entsetzlich! Nein, das will ich mir lieber gar nicht vorstellen!"

Er stand jetzt ganz abgewendet: sie konnte sein zuckendes Gesicht nicht sehen.

„So sprich doch," begann sie wiederum, „was kann denn mein guter Mann auf dem Gewissen haben!"

Nein, er durfte nicht reden. Lieber diese Qual tragen bis an's Ende. Rosa war ja lieb und gut, aber sie war nicht stark genug dafür; er mußte schweigen.

Und so log er von Neuem: „Eine alte, dumme Spielgeschichte! Ich wurde verführt und habe nun jetzt noch alte Schulden zu bezahlen."

„Wenn es weiter nichts ist!" rief sie, völlig erleichtert.

„Nein, es ist nichts weiter," versicherte er, „reden wir gar nicht mehr davon." Seine Stimme gewann jetzt an

Festigkeit. „Ich schämte mich, Rosa. Aber jetzt suche ich Alles gut zu machen durch Fleiß, Eifer und Pflichtgefühl."

Er zog sie an sich — Rosa schrak vor seinen eiskalten Händen zusammen. Wieder war ihr's, als sage ihr Heinrich nicht die Wahrheit. Das namenlose, unfaßbare Gespenst stand wieder zwischen ihnen; es war Alles umsonst gewesen. Eine gräßliche Ahnung legte sich centnerschwer auf ihr Herz.

Dieses Gespenst, das mehr und mehr ihr Heim verdüsterte, würde endlich den Untergang ihres Glückes herbeiführen, es würde Alles zerstören! — „Rette mich, rette uns Beide!" wollte sie rufen. „Laß es endlich Tag werden zwischen uns!" Aber sie sah Heinrich's seltsame, starre Miene. Wenn er jetzt auch spräche, er würde ihr irgend etwas erzählen, irgend etwas, das nicht die Wahrheit war.

Drinnen rief der kleine Willi nach ihr. Sie hörte zu ihrem Glücke nicht, wie Heinrich, als sie das Zimmer verließ, murmelte: „Es ist nicht möglich — nicht möglich!"

3.

Es war noch gar nicht lange her, daß eines Tages der Gesangverein „Harmonie" in einem der Wenzel'schen Festsäle seine Probe abgehalten hatte. Dieselbe ging nicht recht, und Musikdirektor Waldau war verstimmt. Zum dritten Male klopfte er eben ab, weil die Altstimmen zu spät eingesetzt hatten. Jetzt traf sein strafender Blick ein kleines, häßliches Mädchen, deren einzige Freude die Musik war. Um den Dirigenten besser sehen zu können, war sie bei der Probe in die erste Reihe gerückt; bei den Aufführungen würde sie natürlich im Hintergrunde bleiben. So ganz vorn aber war sie dem Gewaltigen gefährlich

nahe, sie wurde unter dem Rügeblick sehr verlegen, über und über roth, sie fühlte sich offenbar zerknirscht, Thränen hingen an den Wimpern ihrer kleinen, rothumränderten Augen.

Neben dem Mädchen saß der erste Tenor des Vereins, ein sehr hübscher, fast zu eleganter junger Mann. Er mochte Mitleid mit ihr empfinden, denn er wandte sich jetzt zu ihr, um sie zu trösten. Das sei ein ganz besonders schwieriger Einsatz, den würde auch er leicht versäumen; er freue sich übrigens stets über ihre schöne Stimme, die man immer heraushöre.

Das kränkliche Gesichtchen der Kleinen verklärte sich: ihre Augen erstrahlten in inniger Dankbarkeit. Sie rückte sich zurecht.

„Also, bitte," rief der Musikdirektor, und diesmal „klappte" der Einsatz ganz vortrefflich; die herrliche Stimme des unschönen Mädchens durchdrang den Chor wie nie zuvor.

Stefanie Brausewein, eines der jüngsten Mitglieder der „Harmonie", hatte den kleinen Zwischenfall mit Rührung beobachtet. Es war doch gar zu nett von Herrn Schwarz, dem Tenor! Sonst pflegte er ihr, Steffi, lebhaft den Hof zu machen; heute aber gönnte sie es der Kleinen.

Stefanie sang Sopran. Nicht ohne Mühe hatte sie es bei dem in gewissen Dingen sehr strengen Vater durchgesetzt, daß sie an den Proben der „Harmonie" theilnehmen durfte. Sie liebte die Musik und sehnte sich nach etwas, was außer der recht pedantischen Ruhe des Hauses lag. Um die Sache unmöglich zu machen, hatte die Tante in ihrer bekannten Art vorausgesagt, daß diese Geschichte gewiß zu einer Liebelei führen würde. Aber der Landgerichtsdirektor meinte, seine Tochter würde sich schon vor zweifelhaften Einflüssen zu schützen wissen. So hatte er

die Erlaubniß ertheilt, und Steffi war ganz glücklich in ihrer neuen Aufgabe.

Freilich, die Tante war diesmal merkwürdigerweise im Recht geblieben mit ihrer Prophezeiung. Aber was hatte das auch zu bedeuten? Wie sehr auch der Vater auf Form und Würde hielt, in dem einen Punkte war er allezeit liberal gewesen: seine Töchter sollten nur aus Liebe heirathen. Und Steffi besonders hatte sich vorgenommen, diesem seinem Wunsche zu folgen. Sie wollte keinen anderen Mann heirathen, als den sie lieben würde.

Ob es Herr Schwarz war? Bisweilen kam es ihr so vor. Aber sie hatte noch immer eine geheime Scheu, sich selbst darüber klar zu werden. Konnte sie denn ihrem Vater, dem Landgerichtsdirektor sagen, daß ihr ein Herr Schwarz gefalle? Ein Herr Schwarz — sie wußte nämlich nichts weiter von ihm, als daß er Schwarz heiße und daß sie ihm nicht minder gefalle, als er ihr.

Merkwürdig genug war sie hierüber klar geworden. Es traf sich schon bei ihrem ersten Zusammensein, daß sie sich miteinander beschäftigten. Und dann hatten sie sonderbarerweise immer gleichzeitig in den Noten zu suchen oder zu der nämlichen Zeit ein paar Schritte im Saale zu machen. Wenn Steffi mit ihrer Tante kam, so war es immer Herr Schwarz, der zuerst Stühle für die beiden Damen freimachte. Dann ließ die kleine Kokette das Notenheft fallen, oder ihr fehlte ein Bleistift, um ein verdrucktes Vorzeichen zu korrigiren, oder sie vergaß beim Gehen eine Kleinigkeit, welche ihr dann der schöne Tenor eiligst nachtrug und mit höchst eleganter Verbeugung überreichte. Zu mehr war man nicht gekommen, die Tante war eben sehr im Wege.

Eines Tages aber wußte es Herr Schwarz einzurichten, daß er den Saal zugleich mit den beiden Damen verließ. Er wandte sich vor dem Hause nach rechts;

dorthin führte auch der Weg Jener. So konnte er nicht anders, als sie begleiten. Und nun führte er eine Kriegslist aus. Es fuhr gerade ein Pferdebahnwagen vorüber, und Herr Schwarz behauptete, es sei der rechte für die Damen. Er eilte mit Stefanie voraus, die Tante möge nur langsam folgen, der Schaffner solle warten. Natürlich war der Wagen dann nicht der rechte, was die Tante erschreckt gewahr wurde; sie winkte lebhaft, man solle wieder aussteigen. Die wenigen Augenblicke aber hatte Herr Schwarz benützt, um Stefanie in aller Hast zu erklären, wie die Dinge ständen.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Fräulein Brausewein," flüsterte er, „daß Sie mir's mit dem ersten Blick angethan haben, daß ich Sie liebe, seit ich Sie kenne!" Und während schon die Tante herankeuchte, und der bereits in langsame Bewegung gerathene Wagen hielt, fügte er noch hinzu: „Sie werden mich für einen Thoren halten, aber ich spreche die volle Wahrheit!"

Sie kam nicht dazu, ihm zu antworten, denn die Tante war inzwischen angelangt und hieß Steffi aussteigen unter lauten Vorwürfen über den Irrthum.

Stefanie hätte auch gar nicht antworten können; sie war ganz athemlos vor Schreck. Ganz unpassend war das und keck und unglaublich. Dennoch gefiel es ihr, und fast hätte sie das durch einen Blick verrathen. Aber sie schlug die Augen nieder.

Schließlich — was war Herr Schwarz? Zunächst ein sehr hübscher, schlanker junger Mann mit wohlgepflegtem blondem Vollbart, seinem Betragen nach wohlerzogen, gebildet, bescheiden. Was er sonst that und trieb, war ihr so unbekannt, wie sein Vorname, seine Herkunft. Nur daß er sie liebte, wußte sie; er hatte es ihr inzwischen wiederholt gesagt. Sehr, sehr gern hätte sie mehr erfahren, sie zerbrach sich nicht selten den Kopf darüber.

Offenbar gehörte er der besseren Gesellschaft an. Weshalb aber schwieg er so hartnäckig über Dinge, die sie zwar nicht ganz so sehr interessirten, wie das, was sie von ihm wußte, die ihr aber doch nicht gleichgiltig sein konnten. Als die Tante einmal unvorsichtig genug war, mit Steffi eine Konditorei zu besuchen, ließ sich die Kleine das Adreßbuch vorlegen. Aber da gab es mehr denn zweihundert Schwarz und kein einziger führte die Standesbezeichnung „Tenor". Damals stieg der sonst mit der Welt durchaus nicht unzufriedenen Stefanie die Erkenntniß auf, daß ein Adreßbuch ohne Photographien doch ein sehr unvollkommenes Ding sei.

Herr Schwarz kam regelmäßig eine halbe Stunde zu spät zur Probe; freilich war er ganz außerordentlich taktfest und verursachte nie eine Störung. Warum aber erschien er nicht pünktlich? Hatte er so viel zu thun? War er behindert? Und warum versuchte er gar nicht, in ihr Haus zu kommen? Natürlich hätte er dann ja auch verrathen müssen, was für ein Schwarz er sei. Vielleicht — vielleicht kam er deshalb nicht.

Glücklicherweise war die Tante seit einer Woche unwohl. Steffi mußte allein zu den Proben gehen; sie kehrte dafür in Begleitung zurück, denn Herr Schwarz ließ es sich nicht nehmen, sie nach Hause zu führen. Es war ganz merkwürdig, wie gut sich Beide dabei unterhielten, obgleich sie eigentlich von nichts Besonderem sprachen. In gewissem Grade lenkte sogar Steffi die Unterhaltung; sie war überhaupt sicherer, energischer, als Herr Schwarz, vielleicht, weil sie kein Geheimniß hatte. Nebenher konnte sie auch sehr pfiffig sein. „Du wirst ihm," sagte sie sich, „von Dir selbst und Deiner Kindheit sprechen. Das wird ihn ganz unvermerkt dazu führen, auch seinerseits den Schleier zu lüften." Und sie erzählte von ihrer Schulzeit und Puppenzeit.

„Meine Puppen," sagte sie, „hatten Namen, Geburtstag, waren unartig, und ich schalt sie aus, wenn sie ihr Hütchen verloren hatten. Die Folge davon ist, daß meine Puppen ihre Hüte heute noch haben."

„Heute noch?" fragte Herr Schwarz, den dies Alles außerordentlich belustigte. „Leben denn Ihre Puppen noch?"

„Sie werden das vielleicht kindisch finden," entschuldigte sie sich, „aber sie waren mir zu lieb, um sie zu verschenken. Doch ich schwatze hier lauter Dinge, die Ihnen vielleicht albern erscheinen."

Er wurde plötzlich ganz ernst. „Dem Himmel sei Dank," sagte er mit Nachdruck, „daß mir dergleichen nicht albern erscheint. Ich beneide Sie um Ihre Jugend."

Endlich hatte sie ihn, nun würde er Farbe bekennen müssen.

„War denn Ihre Jugend nicht auch die schönste Zeit Ihres Lebens?" fragte sie.

„Ach nein," entgegnete er mit einem Seufzer. „Die stärkste Erinnerung, die mir haften geblieben, ist die an ein großes Unglück, das meine armen Eltern fast zu Grunde richtete. Sonst weiß ich nur, wie ich von frühesten Tagen her eine leidenschaftliche Neigung für die Musik hatte. Von ganzem Herzen gern hätte ich mich ihr ganz gewidmet. Ein Künstler wollte ich werden, meinem bescheidenen Namen wollte ich Geltung und Bedeutung erringen. Aber es sollte nicht sein. Der frühe Tod meines Vaters legte mir schwere Pflichten auf, Alles drängte mich in einen anderen, sichereren Berufskreis. Ich fügte mich mit blutendem Herzen; aber täglich und stündlich kämpfe ich noch gegen das Drückende meiner Verhältnisse. Denken Sie sich nur, mein liebes Fräulein, einen Tag wie den anderen sich vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein mit einem gleichgiltigen, wenn auch vielleicht bunten

Allerlei beschäftigen zu müssen. Auf einem Platze stehen, auf dem man keine andere Pflicht hat, als höflich und allenfalls aufmerksam zu sein. Jeder eigene Gedanke — ein Fehler! Jede selbstständige Ansicht eine Gefahr. Und dabei in beständigem Verkehr mit Menschen, denen die augenblickliche Situation ein Recht gibt, auf uns herabzusehen."

Sie hörte ihm mit angehaltenem Athem zu. Was war er nur? Weshalb nannte er seinen Beruf nicht beim Namen? Welch' eine sonderbare Stellung mußte er nach dieser Schilderung einnehmen.

„Manchmal," fuhr er fort, „manchmal schon wandelte mich die Lust an, so mitten in mein Tagewerk hinein ein fröhliches Lied ertönen zu lassen. Aber ich mußte mir sagen, daß man mich unzweifelhaft für verrückt halten und mich hinauswerfen würde. O glauben Sie mir, ich habe viel, sehr viel gelitten. Aber noch hoffe ich, es wird mir eines Tages doch gelingen, das Joch widriger Verhältnisse abzuschütteln."

Sie war eigentlich nicht klüger als zuvor, aber sie hatte einen Blick in seine Seele gethan, und eine gewisse Vertrautheit griff zwischen ihnen Platz, als sich solche Gespräche, wie das eben geschilderte, wiederholten.

Immer inniger fühlte sich das junge Mädchen an den feurigen, ritterlichen jungen Mann gefesselt. Wenn sie nur endlich hätte erfahren können, was er eigentlich war.

Und einmal kam ein Tag, wo sie um ihn bangte wie ein liebendes Weib. Es war an einem Vereinsabend; Herr Schwarz hatte sich erboten, mit einer als Gast anwesenden Sängerin das Duett zwischen Lohengrin und Elsa vorzutragen. Der Dirigent war einverstanden, während es unter den Mitgliedern nicht Wenige gab, welche über die Vermessenheit des jungen Mannes lächelten.

Seine Stimme war ja schön und groß, aber doch noch ungeschult; er würde sich also sicher blamiren.

Stefanie zitterte. Ihr war, als müsse sie sterben, wenn man über ihn lachte. Aber man lachte nicht. Herr Schwarz hatte einen großen Erfolg, so wenig künstlerisch durchgebildet auch sein Vortrag war.

„Wer ist der junge Mann?" wurde allgemein gefragt, aber Niemand wußte Antwort. Nur allerhand geheimnißvolle Andeutungen durchschwirrten den Saal. Er habe, hieß es, einen Gönner, den er selbst nicht kenne. Schließlich wurde behauptet, daß ein Prinz den jungen Mann protegire. Man machte dazu seine Glossen.

Steffi gratulirte ihm, und mit einer Entschiedenheit, die erst heute Abend in ihr gereift war, fügte sie hinzu: „Möchten Sie sich nicht einmal meinem Vater vorstellen?"

„Es würde mich überglücklich machen," antwortete er, „aber jetzt kann ich nicht, darf ich nicht. Doch hoffe ich, der Tag wird kommen!"

Das war denn doch mehr als sonderbar. Stefanie schmollte jetzt, sie war ernstlich gekränkt. Er aber ertrug es mit männlicher Ruhe. Es schien, er könne wirklich nicht anders.

Eines Abends plauderten sie über Lohengrin. Mit Abscheu sprach er von dem Charakter der Elsa, mit ganz eigenthümlicher Beziehung. Sie verstand ihn. Nein, sie wollte ihn nicht „befragen".

In tiefen Gedanken ging sie umher. Wenn sie jetzt ihrem Vater sagte: „Ich liebe einen Mann, und er liebt mich, ich weiß zwar nicht, wer er ist, aber ich glaube an ihn, ich vertraue ihm. Ich will sein werden, und wenn er der Schornsteinfeger wäre, mit dem ihr mich immer neckt." Warum sollte der Vater nicht wollen?

Trotzdem war ihr etwas bange um's Herz. Was

würde Heinrich sagen? Wie strenge würde er sie ansehen! Und Bodo — wie würde er sich über sie lustig machen. Einmal kam ihr die Sache ganz abenteuerlich vor und ein anderesmal wieder ganz natürlich, wenn auch romantisch. —

Nun sangen sie schon miteinander; sie studirte daheim ihren Part, und der Dirigent des Musikvereins, der sich lebhaft für die Stimme des Herrn Schwarz interessirte, probirte mit ihnen, wenn er mit der „Harmonie" fertig war. Dann blieben die meisten Mitglieder des Vereins im Saale, und das Sängerpaar erntete vielen Beifall. Natürlich sangen sie aus „Lohengrin". Steffi fühlte sich über die Wirklichkeit erhoben, ihr schwebte das hehre Bild einer Jungfrau vor, die in grenzenlosem Vertrauen zu dem Manne ihrer Liebe erstirbt. Er war ihr Lohengrin, aber sie wollte niemals fragen, „woher er kam der Fahrt". Ihm und sich selbst wollte sie unverbrüchlich treu bleiben.

Herr Schwarz seinerseits phantasirte oft von dem Glücke, sie zu besitzen, aber er sprach nie davon, wann und unter welchen Umständen dies möglich sein würde. Das machte ihr bange, und dennoch wollte sie ausharren.

4.

Einige Wochen waren vergangen, seitdem sich das Gespenst im Hause des Doktors Forster gezeigt hatte. Frau Rosa hätte sich wieder beruhigt, wenn nicht ein auffälliger Zwischenfall die Erinnerung neu belebt hätte.

Sie saß mit ihrem Gatten beim Frühstück, als vom Kinderzimmer her die Thür geöffnet wurde, und der kleine Willi hereintrippelte. Man hatte ihm draußen die mit der Frühpost eingelaufenen Briefe und Zeitungen in das Schürzchen gepackt. Freudestrahlend warf er seine Ladung

dem Vater zu Füßen. Frau Rosa wollte den niedlichen kleinen Knirps abküssen, kniete vor ihm nieder und hob die Briefschaften auf, während der Vater ihm ein Schnittchen Kuchen als Botenlohn darreichte. So gingen die Briefe durch Rosa's Hände.

Daß ein Schreiben vom „Verein der Aerzte" darunter war, konnte ihr nicht auffallen; war doch Heinrich Mitglied dieser hochangesehenen Gesellschaft, deren Vortrags- und Diskussionsabenden er gewissenhaft beizuwohnen pflegte. Aber da war auch ein Briefchen, welches auf der Rückseite des Couverts den Namen des Professors Siemering trug, jenes berühmten Arztes, als dessen Assistent Heinrich so schnell in die Praxis gelangt war.

„Von Professor Siemering," sagte Rosa, die nicht wenig stolz auf die Beziehung ihres Gatten zu dem ausgezeichneten Pathologen war, „gewiß eine Vertretung, Heinrich."

„Schon möglich," erwiederte er, noch mit dem Kleinen beschäftigt, und scherzend fügte er hinzu: „Wenn es so ist, mag die Hälfte des Honorars Deiner Sparbüchse zufallen."

Eilig öffnete Rosa den Brief. Er lautete:

„Mein lieber Kollege!

Der ‚Verein der Aerzte' braucht tüchtige junge Kräfte in seinem Vorstand. Ich habe deshalb gelegentlich der bevorstehenden Neuwahl Sie in Vorschlag gebracht. Natürlich werden Sie annehmen. Dergleichen darf sich Niemand entziehen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Siemering."

Rosa hätte fast aufgejauchzt vor Freude. Sie hatte kaum einen anderen Wunsch, als den, ihren Gatten zu Ruhm und Ehren gelangen zu sehen. Und wenn es Einer verdiente, war er es. Mit leuchtendem Gesicht überreichte sie ihrem Manne das Schreiben.

„Meinen Glückwunsch, Herr Präsident," rief sie jubelnd.

„Glückwunsch," schwatzte der kleine Willi nach und patschte vergnügt in die fleischigen Händchen.

„Es thut mir um Deinetwillen ganz aufrichtig leid, daß ich ablehnen muß, mein Kind," sagte Heinrich.

„Ablehnen?" fragte Rosa erstaunt. „Ja, weshalb denn?"

„Weil ich nicht gern an die Oeffentlichkeit trete, liebste Rosa," versetzte er in sichtlicher Verlegenheit. Und um den Eindruck zu verwischen, fügte er hinzu: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie sehr man durch derlei Repräsentationspflichten in Anspruch genommen wird. Das mögen sich die großen Herren gestatten, deren Zeit mit Gold aufgewogen wird, und die deshalb nur halb so viel zu arbeiten brauchen, als Unsereiner. Ich bin dazu nicht reich genug."

Rosa war ganz starr. Das konnte unmöglich der wahre Grund sein. Es war noch nicht drei Tage her, daß Heinrich ihr mit Stolz sein „Journal" gezeigt und ihr vorgerechnet hatte, wie viel ihm seine Praxis in dem eben abgelaufenen Jahre eingetragen hatte, eine Summe, die fast um das Doppelte ihren Bedarf überschritt.

„Aber Heinz," wandte sie ein, „das kann Dein Ernst nicht sein. Du verdienst mehr, als Du je gehofft. Und Du hast ja noch nebenher Zeit für eine ausgedehnte Armenpraxis, die Dir nicht selten noch Geldopfer auferlegt."

„Eben deshalb," beharrte er. „Gerade meiner Armen wegen muß ich mir meine Zeit frei halten!" Er griff begierig nach diesem Vorwand, um ihr klar zu machen, wie es ihm ganz und gar unmöglich sei, sich wählen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß er, wie sie ja wisse, nicht gern von sich reden mache.

„Wer Dich hört," sagte jetzt Rosa, „der sollte meinen, Du hättest die Oeffentlichkeit zu fürchten."

Er erbleichte; es war, als ob ihn ein Schlag getroffen hätte. Aber er raffte sich schnell wieder auf und stieß jetzt fast rauh hervor: „Nichts und Niemanden habe ich zu fürchten! Aber ich will nicht — will nicht!"

Er hatte sich erhoben und ging nun mit finsterer Miene in sein Arbeitszimmer. Willi schaute ihm ganz verschüchtert nach. Es kam sonst gar nicht vor, daß der Vater an ihm vorüberschritt, ohne mit der Hand über sein feines, schlichtes Blondhaar zu streichen.

Rosa war verstimmt. Sie fand das Verhalten ihres Mannes rücksichtslos gegen sie, gegen ihren Vater, dem es nicht wenig Freude gemacht haben würde, den Sohn so emporsteigen zu sehen. Und das Alles wegen seiner Armen? Oder wegen des Zeitverlustes? Unmöglich!

Wieder fühlte sie jene unbestimmte Angst. Eine unheimliche Ahnung stieg in ihr auf, eine Vorempfindung kommenden Unheils, das doch noch immer keine greifbare Gestalt annehmen wollte. Wie oft sie sich auch sagte: „Was kann mich denn bedrohen?" — immer legte es sich wie ein eisiger Nebel auf die Zukunft.

Es fand heute die Vorbesprechung der Neuwahlen im Verein der Aerzte statt. Heinrich war gegangen, um abzulehnen, nachdem seine Frau noch einmal versucht hatte, ihn umzustimmen. Diesmal hatte er sie in einem Tone abgewiesen, den sie noch nie von ihm gehört. Es konnte nicht Laune oder Eigensinn sein, was ihn bestimmte, es waren Gründe zwingender Art. War es nicht die höchste Zeit, ihre Besorgnisse dem Vater anzuvertrauen? Ihr war unsagbar bange, sie fühlte sich allein mit ihrem Geheimniß, allein mit einem Gespenst.

Sobald ihr Gatte fort war, ging sie zu ihrem Vater. Als sie in sein Arbeitszimmer trat und ihn in seine Akten so vertieft dasitzen sah, daß er sie gar nicht bemerkte; als sie ihren Blick durch das einfach eingerichtete Gemach

schweifen ließ, da sagte sie sich: der geheime Zug, der den strengen, stolzen Richter mit dem jungen Arzte verband, dieses Einverständniß zwischen Beiden beruhte auf einer grundlegenden Eigenschaft ihres Wesens. Beide waren von heiligstem Pflichteifer erfüllt, Beide streng und ernst, beide Männer von unbeugsamer Willenskraft. Und dennoch — dennoch!

Endlich blickte der Landgerichtsdirektor auf.

„Guten Abend, mein liebes Kind," rief er ihr ohne aufzustehen zu. „Du bist mir ja immer willkommen, wie Du weißt. Aber heute — da sieh diesen Stoß Akten! Ich bin gerade bei einem Betrugsprozeß, einer jener überaus kritischen Sachen, bei denen sich gar so schwer sagen läßt: wo hörte der gute Glaube auf — wo begann die Rechtsverletzung? Denke Dir, der Mann verfährt in seinem Geschäft seit Jahr und Tag in einer gewissen Weise, die Niemanden schädigt, ihm aber erheblichen Nutzen bringt. Damit diese beiden Wirkungen eintreten, ist es nur nöthig, daß seine geschäftlichen Erfolge sich nicht wesentlich verschlechtern. Oder verständlicher ausgedrückt: so lange er so viel von seiner Waare absetzt wie bisher, so lange wird jene Manipulation Niemandem Ursache zur Beschwerde geben. Ganz allmälig aber verringert sich sein Umsatz; die Konkurrenz, irgend welche Konjunkturen sind die Ursache. Natürlich glaubt der Mann nicht an einen dauernden Rückgang; er nimmt nur eine vorübergehende Stockung an, und so verfährt er weiter wie bisher. Sein Geschäft wird erheblich schlechter, er ist jetzt, um sich zu halten, auf jene Manipulation angewiesen. Und doch muß er sich sagen, daß er bei dem jetzigen Stand der Dinge seine Geschäftsfreunde ganz empfindlich schädigt, ja daß er sie nach den gesetzlichen Begriffen betrügt, weil er ‚zur Erreichung unberechtigten Gewinnes falsche Vorspiegelungen anwendet'. Stehe ich

da nicht vor der Frage: ‚Wo beginnt der Betrug?‘ Und vor der noch viel schwerer zu beantwortenden: ‚Hat sich der Mann über die veränderte Bedeutung seiner Manipulation Rechenschaft abgelegt?‘ — Kannst Du Dir vorstellen, welche Sorge mir solch' ein Fall macht?“

Ob sie sich das vorstellen konnte! Sie hätte ihren Vater nicht kennen müssen. Er konnte sich Tag und Nacht mit solch' einer Sache beschäftigen, konnte Essen und Trinken vergessen bis zur Stunde der Verhandlung. War er auch dann noch nicht mit sich einig über seine Stellung zu der entscheidenden Frage, so vertagte er ohne Bedenken. Denn er trug ein Ideal vom Recht in seiner Seele, und keine Sorge stand ihm höher, als daß es nicht verletzt werde. Wer aber nach solchen peinlichen Erwägungen im Unrecht blieb, wen er für schuldig hielt, der schied in seinen Augen aus der Gesellschaft redlicher Menschen, er war fortan ein mit unauslöschlichem Makel Behafteter, ein Verurtheilter, ein Bestrafter.

Er hatte sich schon wieder an sein Aktenstück gemacht; was er Rosa gesagt, war nicht viel mehr als ein Selbstgespräch gewesen.

Jetzt durfte ihm Rosa nicht kommen; er würde sie kaum ausreden lassen, viel weniger ihre Empfindungen begreifen. Sie ging zu Asta, welche in dem eleganten, neuerbauten Nebenhause wohnte. Steffi's wegen hatte der alte Herr gewünscht, daß Asta möglichst in der Nähe wohne. Zwar überstieg der Miethspreis für ein so vornehmes Quartier die Verhältnisse des Freiherrn bei Weitem; aber Bodo hielt nun einmal eine gewisse Repräsentation für unerläßlich.

Es war ein scharfer Gegensatz zwischen der altmodischen, schlichtbürgerlichen, der Arbeit gewidmeten Schreibstube des alten Herrn und dem Heim seiner ältesten Tochter. Auch von der Wohnung Rosa's stach die ihrer Schwester

himmelweit ab. Rosa hatte sich zwar modern und hübsch eingerichtet, aber jeder Gegenstand im Hause war doch nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorhanden. Hatte sie doch eine Nähmaschine in ihrem Zimmer! Wie ganz anders sah es bei Asta aus. Reichstes, stylvolles Mobiliar, schwere Teppiche, prächtige Wanddekorationen! Während Heinrich darauf hielt, daß es in allen Räumen seines Heims hell und luftig sei, erschwerten hier dicke, dunkle Draperien dem Tageslicht den Eintritt. Man bedurfte ja seiner nicht zum — Nichtsthun! Ja, die Arbeit hatte hier keine Stätte. Der große geschnitzte Schreibtisch Bodo's, an dessen freistehender Rückwand Bilder auf Goldgrund angebracht waren, zeigte auch nicht eine Spur von Abnutzung. Das Tintenfaß war sicherlich tagelang nicht geöffnet worden. Man hätte übrigens kaum schreiben können, weil die ganze mit karminrothem Tuch bezogene Fläche mit allerhand schönen, aber zwecklosen Requisiten besetzt war. Viel eifriger wurde in diesem Zimmer geraucht; da stand nicht, wie bei Heinrich, jenes bescheidene runde Tischchen, auf welchem höchstens ein Dutzend Cigarren Platz finden, sondern da gab es einen raffinirt erdachten Rauchschrank, hinter dessen Glasscheiben dem Kenner die Bock, die Henry Clay, die Manuel Garcia entgegenlachten. Ausgebreitet auf einer Platte vor dem Schranke lag eine Anzahl von theils schon gebräunten, theils noch weißgelblichen Meerschaumspitzen. Nur wer sehr viel Zeit hatte, konnte alle diese Spitzen so sorgfältig angeraucht haben. Ueberall im Zimmer, auch auf den kostbarsten Möbeln, auf dem wundervollen Smyrnateppiche, Spuren von Cigarrenasche. Auch einige Bücher auf den Tischen: „Das Pferd" in Maroquin gebunden; ein reich illustrirtes Jagdwerk und „Die Gesellschaft von Berlin". —

Bodo war nicht zu Hause, wie immer. Man konnte kommen, wann man wollte, nur wenn man eingeladen

war, traf man ihn an. Asta saß im Zimmer ihres Gatten, angeblich, weil sie in ihrem Salon von dem Klavierspiel einer Nachbarin gestört wurde. Sie selbst besaß zwar ein theures Instrument, aber es blieb wochenlang unbenützt. Wenn der alte Brausewein den Kopf darüber schüttelte, daß man einerseits hier im Hause so rein gar nichts thue, während Bodo andererseits nie daheim war, versicherte ihm Asta, ihr Mann sei sehr beschäftigt. Sein Gut — das er verpachtet hatte — und seine Rennangelegenheiten nähmen ihn ganz und gar in Anspruch.

Die junge Frau führte ihre Schwester in den Speisesaal, wo noch das Gedeck Bodo's aufgelegt war.

„Mein armer Mann ist heute nicht zu Tische hier gewesen," sagte sie. „Ach, und er ißt so schlecht im Klub!"

„Weshalb kommt er nicht nach Hause?" fragte Rosa.

„Wo denkst Du hin — in drei Tagen ist das Henkell-Rennen. Da hat der arme Bodo den Kopf voll. Er kümmert sich um die Trainirung, um die Meldungen, um den Stand der Wetten — Du kannst Dir gar nicht denken, was es da zu thun gibt!"

Es war recht komisch, daß Asta dies Alles so ernst nahm.

„Weißt Du, Asta, daß mich hier friert? Komm, laß uns in Deinen Salon gehen. Wenn wir plaudern, stört uns Deine musikalische Nachbarin nicht," sagte Rosa.

Asta wollte etwas einwenden, sie besann sich aber und schritt voraus, das elektrische Licht im Salon entzündend.

„Ach," sagte Rosa, auf die große leere Wandfläche über dem Sopha zeigend, „wo ist denn euer Prachtstück, euer Piglheim?"

Ein Schatten huschte über Asta's Gesicht; sie hatte die Frage gefürchtet. Aber sie war doch zu sehr Weltdame, um ernstlich in Verlegenheit zu kommen.

„Der Tölpel von Franz," antwortete sie, „Bodo's

neuer Diener, hat den breiten Rahmen so stark beschädigt, daß eine umständliche Reparatur nöthig wurde. Ich ärgere mich, so oft ich den leeren Fleck sehe."

Das Letztere mochte übrigens richtig sein. Einer zweiten ähnlichen Frage aber wollte Asta vorbeugen, denn sie fuhr fort: „Ich habe deshalb auch die Mappe mit den kostbaren Radirungen unter Verschluß gebracht. Dieser Mensch ist im Stande, das Putzöl darüber auszugießen."

Jetzt wurde Asta abgerufen; die Schneiderin wünschte sie zu sprechen. Rosa hörte im Nebenzimmer lebhafte Hin- und Herrede.

„Ich habe jetzt nicht Zeit zum Anprobiren," sagte Asta, „ich habe Besuch. Uebrigens müßte ich die Rechnung ohnehin meinem Manne vorlegen. Er wird dann —"

„Ich möchte bitten, gnädige Frau," fiel die Schneiderin ein, „daß wenigstens die vorige Rechnung . . ."

„Es wird Alles besorgt werden," schnitt ihr Asta hochmüthig das Wort ab.

Rosa wurde aufmerksam. Sie war von Hause an strenge Ordnung im Bezahlen gewöhnt. Nie wäre von ihr etwas bestellt worden, wozu nicht schon das Geld bereit lag. Auch besprach sie stets vorher mit ihrem Manne, was sie etwa an größeren Ausgaben vorhatte. Genau so war es gehalten worden, so lange noch der Vater für die Bedürfnisse seiner Töchter sorgte. Asta schien sich das abgewöhnt haben.

Und während Rosa dies dachte, fiel ihr Blick auf den reizenden, aus einem ganzen Elephantenzahn kunstvoll geschnitzten Uhrständer, wo die Schwester ihr überaus kostbares Uehrchen zu verwahren pflegte. Er war leer. Und doch trug Asta die Uhr nicht. Wo war sie? Vielleicht dort im Schmuckkästchen? Der Schlüssel zu dem ebenfalls aus Elfenbein gefertigten Miniaturschränkchen steckte daran. Von einer geheimen Unruhe getrieben, öffnete Rosa.

Auf dem blauen Seidenpolster lag nichts als eine Granatbroche, in der einige Steine fehlten. Asta besaß sehr werthvollen Schmuck — wo war er? Was ging hier vor?

In diesem Augenblick trat die junge Frau wieder ein: das feine Gesicht noch um einen Schimmer bleicher als sonst, die schmalen Lippen aufeinander gepreßt. Und schon hatte Rosa ihren eigenen Kummer vergessen.

„Was ist das, Asta," rief sie, ihr entgegen fliegend, „Du verbirgst mir etwas! Du leidest!"

Noch versuchte die Stolze zu leugnen; aber Rosa hielt ihr rücksichtslos vor, was sie gesehen hatte.

„Nun ja denn," entschloß sich Asta endlich, „ich will Dir die Wahrheit sagen: Bodo hatte einen Wechsel zu bezahlen."

Rosa horchte mit schwerem Erstaunen auf. Eigentlich hatte sie gar keine klare Vorstellung, was eigentlich ein Wechsel sei. Weder beim Vater noch bei Heinrich hatte sie davon gehört.

„Mußte denn das sein? Und hatte es nicht Zeit?" fragte sie.

„Ein Wechsel ist eine zwingende, unaufschiebbare Verpflichtung," antwortete Asta. „An den Vater wollte ich mich um keinen Preis wenden — Du weißt, wie strenge er in Geldsachen denkt. Wir trieben also das Geld auf, so gut es ging. Es mußte sein. Uebrigens — ich that es gerne. Mein Gott, dergleichen kann ja vorkommen bei einem Manne wie Bodo, der an das Sparen nicht gewöhnt ist."

Rosa verstummte. Von ihrem Herzeleid wagte sie in diesem Augenblick nicht zu sprechen — Asta hatte ja ihr eigenes. Es schien ihr ganz ungeheuerlich, zu welchen Folgen hier ein offenbar unbedachtes Wirthschaften geführt hatte. Nur das Eine verstand sie: entweder liebte Asta ihren Mann bis zur Blindheit, oder sie opferte sich

für ihn aus falscher Scham. Und beides war ein Unglück, war sehr traurig, denn Bodo konnte sehr wohl mit dem auskommen, was er hatte.

„Wir bekommen ja zum Quartal wieder die Pachtrate, dann wird Alles beglichen," nahm Asta das Gespräch wieder auf.

„Wenn ihr so viel Rückstände zu bezahlen habt," entgegnete Rosa, „dann kann der Rest unmöglich reichen."

„Du übersiehst ganz, daß Bodo auch außergewöhnliche Einnahmen hat. Erst im Herbst gewann er fast fünftausend Mark."

„Er gewann? Beim Spiele doch nicht etwa?"

Ein nervöses Zucken flog über Asta's blasses Gesicht Sie versuchte zu lächeln.

„Warum nicht gar! Beim Rennen!"

„Ist denn das möglich?" rief die erstaunte Rosa. „Da sollte man doch aber glauben, daß solchen Gewinnchancen auch die Möglichkeit schwerer Verluste gegenübersteht."

Es war die höchste Zeit, dies Gespräch abzubrechen. Asta, die von Sekunde zu Sekunde unruhiger geworden war, athmete erleichtert auf, als sie draußen Bodo's Stimme hörte. In fliegender Hast ergriff sie Rosa's Hände.

„Nicht wahr, Röschen," flüsterte sie beschwörend, „Du sagst dem Vater nichts!" Dann eilte sie ihrem Manne entgegen.

Bodo hatte nicht einmal abgelegt, er sagte, er müsse gleich wieder fort.

„Weißt Du, Asta, ich habe der langweiligen Baronin Hennstedt mein Wort gegeben, bei ihr zu Abend zu essen. Kannst Dir ja denken, wie ungern ich's thue, aber ich konnte nicht ausweichen." Und zu Rosa gewendet: „Wir haben Rücksichten zu nehmen; sie bezieht nämlich alle Zuckerrüben von unserem Gute."

Rosa begriff das nicht recht; das Gut war ja verpachtet. Auch Asta war nahe daran, die Fassung zu verlieren. Es kam ihr augenscheinlich ganz überraschend, daß Bodo sich nicht einmal durch ihren Besuch zurückhalten ließ. Aber er war schon wieder hinaus in das gemeinsame Schlafzimmer, um Toilette zu machen.

Nun erhob sich Rosa, um zu gehen. Asta ließ sie nicht fort. Sie war vielmehr bemüht, die peinlichen Eindrücke zu verwischen.

„Im Gegentheil," bat sie, „bleibe doch, Röschen! Bodo bleibt nicht länger fort, als er muß, ich weiß das genau, und wir plaudern inzwischen. Ich habe Dich ohnedies selten genug."

So blieb Rosa. Sie fand es auch natürlich, daß ihre Schwester sie für einen Augenblick allein ließ; es hätte des Vorwandes gar nicht bedurft, unter welchem Asta zu ihrem Gatten schlüpfte.

Drinnen erhob sich nun eine halblaut geführte, aber um so leidenschaftlichere Auseinandersetzung. „Du mußt mit Deinem Vater sprechen!" hörte Rosa nur. Dann ein Aufschluchzen Asta's, und jetzt kam die Schwester wieder lächelnd heraus, während Bodo sich mit einigen Artigkeiten verabschiedete.

Noch ein Weilchen saß Rosa bei ihrer Schwester. Aus jedem Worte, aus jedem Zucken um diesen feingeschnittenen Mund mußte sie erkennen, wie hier die Sachen standen. Wenn sie auch nicht begriff, wie das Alles so hatte kommen können, so war ihr doch klar, daß eine tiefe Zerrüttung nicht nur der äußeren Verhältnisse Bodo's, sondern noch viel mehr der inneren Beziehungen zu seiner Frau sich vorbereite. Hier war kein unfaßbares, nur ihrer lebhaften Einbildungskraft wahrnehmbares Gespenst, hier hatte das Unheil eine drohende Körperlichkeit, hier war es zum Greifen nahe.

Das Herz voll innigen Mitgefühls und doch im Augenblick noch außer Stande, der stolzen Asta mit Worten nahe kommen zu können, brach sie endlich auf. Unwillkürlich verglich sie ihren Mann mit Bodo — ihre Ehe mit der Asta's. Sie hatte wirklich keinen Grund zu klagen. Es war sicher nur ein Jugendstreich, den Heinrich ihr verschwieg. Und dennoch — dem Vater wollte sie sich anvertrauen. Sie hatte sich's nun einmal vorgenommen. —

Bei Brauseweins war eben das Abendessen vorüber. Der alte Herr saß in einem großen Lehnstuhl; Steffi schob ihm gerade das gestickte Kissen unter den Kopf. Nun setzte sie sich zum Klavier und begann zu spielen. Als Rosa so das Zimmer übersah mit seinem stillen Behagen, seinem gedämpften Licht, da bot es ein Bild des reinsten häuslichen Friedens dar. Nur die Mutter hätte noch gefehlt, um es zu vollenden. Aber man konnte ja auch die gute Tante als Frau des Hauses gelten lassen.

Der Vater schien von dem neuen Prozesse nicht mehr so ganz erfüllt, als zuvor. Wahrscheinlich war er sich darüber klar geworden. Und doch, jetzt, als Steffi geendet hatte, wandte er sich an Rosa.

„Denke Dir," sagte er, „in dem Prozeß, von dem ich Dir vorhin sprach, wird Dein Mann eine wichtige Rolle spielen."

Viel fehlte nicht, und sie wäre zu Boden gesunken. Aber der Vater fuhr fort: „Er ist als Zeuge vorgeladen worden — als Belastungszeuge, und zwar von Seiten der Staatsanwaltschaft."

Ihr war noch immer ganz schwarz vor den Augen. „Als Zeuge," wiederholte sie sich. Vergeblich! Es erfüllte sie ein geheimes Grauen, eine entsetzliche Angst — sie hätte nicht sagen können, wovor. Ihre Befürchtungen aber über Heinrich's Jugendstreich theilte sie dem Vater nun doch nicht mit.

Als sie, von Unrast getrieben, nach Hause kam, war Heinrich schon da; ihr zu Liebe hatte er sich besonders beeilt. Sein scharfes Auge glitt prüfend über ihre Züge.

„Was ist Dir geschehen, mein Schatz, Du siehst ja ganz aufgeregt aus!"

Sie zitterte allerdings noch jetzt. Wie mit zugeschnürter Kehle preßte sie heraus: „Du — Du wirst vorgeladen werden."

Er verfärbte sich leicht und gewann erst wieder völlig seine Haltung, als sie hinzufügte: „Als Zeuge — der Vater hat mir's gesagt."

„Ich gehe freilich ungern zu Gericht," versetzte er, „aber darnach kann das Recht nicht fragen. Um was handelt sich's denn?"

„Um einen Betrugsprozeß. Der Vater hatte die Akten im Hause."

Heinrich sah, wie seine Frau litt. Das gab ihm Kraft und Ruhe. „O," sagte er, „das hat nichts auf sich. Nur ein ärgerlicher Zeitverlust. Aber Du — wie konntest Du, armes Kind, darüber so erregt sein?"

Er hatte sie an sich gezogen und sah sie mit klarem, gütigem, alle Angst verscheuchendem Blick an.

„O, ich bin ein Kind! Ich weiß nicht, wie es kam, Heinz. Aber es ist ja auch ganz vorbei."

5.

Die schönen, warmen Frühlingstage mahnten daran, daß es an der Zeit sei, die Toiletten in Ordnung zu bringen. Asta verhielt sich in diesem Jahre ganz auffällig gleichgiltig zu der sonst so ernsthaft behandelten Frage; vielleicht war das auch der Grund, weshalb Rosa es ebenfalls nicht besonders eilig zu haben schien; sie hatte sich in solchen Dingen immer von der älteren Schwester

und deren vornehmem Geschmack leiten lassen. Nur Steffi sah den sonnigen Tagen des wunderschönen Monats Mai gerüstet entgegen, ihr Kostüm war bereits fix und fertig. Aber sie putzte sich gern, und so fehlte schließlich immer noch etwas, vor Allem ein genau zur Farbe des Kleides passender Sonnenschirm.

Landgerichtsdirektor Brausewein, sonst durch und durch Ordnungsmensch, für seine Person sparsam und anspruchslos, war doch in dem Punkte einer Ausschreitung fähig, wenn es galt, die Wünsche seiner Töchter zu erfüllen. Es war, als ob neben dem hohen und stolzen Götterbilde, das seine Brust erfüllte, neben dem Glauben an das geheiligte Recht, auch eine menschlich kleinere Regung Raum verlangte. Er griff schmunzelnd in die Tasche, wenn er sah, daß es bei den „Mädels" hier und da nicht zureichte, ja er that ihnen den Gefallen, schön zu finden, was sie mit seiner Hilfe Wunderliches erstanden hatten.

„Ich glaube, Rosa und Asta sind ein bischen knapp," hatte Steffi gelegentlich hingeworfen. Daß die Frau Doktorin ihr Spargeld der Frau Baronin geliehen, und diese damit wiederum ihrem Herrn Gemahl ausgeholfen hatte, konnte die Kleine nicht wissen. Aber das konnte ihr doch unmöglich entgehen, daß Asta den vorjährigen Seidenmantel, und Rosa sogar den Hut vom vergangenen Sommer trug. Vielleicht plante Jede von ihnen ein kostspieliges Geburtstagsgeschenk; jedenfalls waren ihnen die Mittel knapp.

„Nun, wo fehlt's denn?" meinte der alte Herr.

„Aber, Väterchen, siehst Du denn das nicht?" fragte Steffi mit berechtigtem Erstaunen. „Hüte und Schirme und —"

Landgerichtsdirektor Brausewein winkte ab. Er gab ein nettes rundes Sümmchen her und verzichtete auf nähere Begründung.

Heute gingen nun die drei Damen aus, um einzukaufen. Natürlich in den neuen Viktoriabazar, der jetzt allgemeinen Zuspruch hatte, und von dem in der letzten Zeit in Damenkreisen so viel die Rede war.

In der That, der erste Eindruck war großartig. Man hatte ja schon immer in ersten, in luxuriös ausgestatteten Geschäften gekauft; aber dieser neue Bazar übertraf das bisher Dagewesene. Es war ein riesiger, weitausgedehnter Häuserblock, an drei der belebtesten Straßen frei gelegen, mit mehr als einem Dutzend mächtiger Spiegelfenster an jeder Front und mit vier Stockwerken. Schon das Umschreiten des Kaufpalastes war ein Vergnügen. Und was konnte man dort Alles kaufen! Schmucksachen und echte Spitzen, künstliche Blumen und Kinderwäsche, Handschuhe und elegante Stiefel, Mäntel und Jaquets, von den schier unzähligen Stoffmustern ganz abgesehen. So duftige Frühlingskleider hatte es bisher noch gar nicht gegeben; wahrhaftig, Wolken waren wie Kaffeesäcke dagegen. Das neue Unternehmen unterschied sich von seinen Vorgängern durch eine Mannigfaltigkeit, die bisher in Berlin noch nicht gesehen worden war. Großartige Modegeschäfte hat es ja längst gegeben; aber in einem und demselben Hause Konzertflügel und Elfenbein-Briefpapier, Spitzenschleier und Salonlampen, Spazierstöcke und persische Teppiche erstehen zu können; in einem und demselben Hause Japanwaaren und Marmorvasen, Ballstrümpfe, Portemonnaies und indische Shawls, Operngucker und Kinderwagen zu finden — das war man selbst in der schnell aufgeblühten Großstadt noch nicht gewöhnt. Zudem zeigten sich auch in dem inneren Betriebe eine Reihe von dankenswerthen Neuerungen. Niemand belästigte den Besucher durch eine Frage nach seinem Wunsche; Niemand machte den Vorübergehenden darauf aufmerksam, daß die hier so sorgsam und geschmackvoll aufgestellten Waaren nicht nur zum Bewun-

dern, sondern zum Kaufen vorhanden seien. Man schien von dem gerade hier außerordentlich zutreffenden Grundsatz auszugehen, daß gute, preiswerthe Waare keiner Anpreisung bedarf. Die zahlreichen Angestellten gaben auf jede Frage bereitwilligst Auskunft, auf Wunsch wurde man vermittelst eines eleganten Fahrstuhls in irgend eine höhere Region gehoben oder zu jener Abtheilung geführt, nach der man Verlangen trug. Eine weitere Annehmlichkeit lag in der Vereinfachung des Kaufgeschäfts selbst. Hier gab es kein Vorschlagen, kein Handeln und Feilschen. Jeglicher Gegenstand, von dem gewaltigen Eichenbüffet bis herunter zu dem niedlichen Nähkörbchen, wies auf einer Marke deutlich lesbar den Preis auf. Niemand also hatte nöthig, sich in Auseinandersetzungen darüber einzulassen, ob ihm dieser oder jener Gegenstand zu theuer sei. Man trat an einen der Tische heran, prüfte, was da ausgestellt war, ließ sich größere Auswahl vorlegen, und fand entweder das Gewünschte oder ging weiter, unbehelligt durch die leider sehr üblich gewordenen aufdringlichen und nicht selten recht einfältigen Anpreisungen von Seiten des Verkäufers.

Die drei Damen hatten nicht Augen genug, um alle die Herrlichkeit aufzunehmen. Sie schritten bewundernd durch die breiten Gänge, hier vor einem neuen Hutmodell, dort vor einer Fächergallerie stehen bleibend. Ueberall sahen sie in den gewaltigen Spiegeln, welche jeden Pfeiler bedeckten, ihr eigenes Bild, das sie inmitten all' dieses Modeluxus auf Schritt und Tritt daran erinnerte, um wieviel es noch an Reiz gewinnen könnte.

Es mag nichts Verführerischeres geben für eine hübsche junge Frau, als solch' einen Rundgang. Wohin sich Ohr und Auge wendet, überall lockende Schönheit. Wo immer nur etwas Anziehbares, Umhängbares vorhanden, da ist sicher auch einer jener lebenden weiblichen Automaten be-

schäftigt, sich damit zu schmücken, sich so und wieder so zu drehen, einen Schritt vorwärts, einige zur Seite zu thun, den Arm zu heben und den Kopf zu neigen, damit dem Beschauer auch nicht die kleinste Nüance in Farbe und Form des Kleidungsstückes entgehe.

Wie wohl solch' einer „Probirmamsell" zu Muthe sein mag, denkt jetzt Rosa, während sie vor der Abtheilung „Verschnürte englische Jaquets" stehen bleiben. Zwei Damen, eine ältere und ihre Tochter, scheinen auf eines der verschnürten englischen Jaquets zu reflektiren. Unermüdlich läßt der geschniegelte Kommis von einem Diener neue Abarten dieses Kleidungsstückes herbeischaffen. Stück für Stück wird „am lebenden Wesen" demonstrirt, das heißt, das schlanke und doch voll entwickelte junge Mädchen mit dem Puppenkopfgesicht und der hochmodernen Frisur zieht unter Beihilfe des Verkäufers ein Stück nach dem anderen an. Jedes einzelne wird sorglich zugeknöpft, dann hier ein wenig gezupft, dort ein wenig gerückt und glatt gestrichen, und nun stellt sich der lebende Kleiderständer dem prüfenden Blick der beiden Damen dar. Natürlich kleidet und paßt und steht dieser herrlichen Figur immer ein Jaquet so gut wie das andere. Da wird denn die Wahl zur Qual. Und die „Probirmamsell" dreht und wendet sich nun schon in der neunzehnten verschnürten englischen Jacke, und Mutter und Tochter sind noch immer unentschieden.

Mittelst eines Aufzugs ließen sich die Damen jetzt in jenes Stockwerk befördern, in welchem sich die Abtheilung für Sonnenschirme befand. Während ein junger Mann eben die achtundfünfzig Schattirungen von Heliotrop vorführte, fiel Steffi's Blick auf die benachbarte Abtheilung: Touristenausstattungen. Sie wollte einen frohen Ruf der Ueberraschung ausstoßen, sie sah dort drüben eine ihr wohlbekannte hohe, schlanke Gestalt mit krausem Blond-

haar, mit schön gepflegtem Vollbart — es war in der That Herr Schwarz. Wollte er eine Reise antreten? Er musterte eben eine elegante Tasche, die ihm aber wohl nicht gefiel. Merkwürdig. er stellte sie nicht auf den Verkaufstisch zurück, sondern in den Glasschrank, aus dem sie genommen war. Sie wollte zunächst thun, als sähe sie ihn nicht; beim Gehen aber wollte sie ihm einen Blick zuwerfen — einen einzigen nur.

Aber wo hatte er denn seinen Hut? Und wie ging er hier herum, wie bewegte er sich nur? Da schob er die Reisenecessaires gerade, dort rückte er den zierlichen Feldstuhl aus dem Wege, und jetzt rollte er gar einen großkarrirten englischen Plaid zusammen. Wenn er das häßliche Ding da erstanden hatte, was bei seinem so geläuterten Geschmack kaum anzunehmen war, so mochte es doch irgend ein dienstbarer Geist einpacken! Wirklich, es sah aus, als ob er hier zu Hause wäre.

Einen Augenblick lang standen ihre Gedanken ganz still, sie riß nur die Augen auf und schaute, während Asta und Rosa Schirme wählten und sie nicht weiter beachteten.

Instinktiv drehte Steffi sich plötzlich ab, als wollte sie gar nichts weiter sehen. Aber der große Spiegel, der auch hier alle vier Seitenwände eines gewaltigen Pfeilers bedeckte, verrieth ihr mehr, als sie wissen wollte. Sie sah jetzt, wie Herr Schwarz aus einem Schubfache mehrere Paare jener modernen rehfarbenen Touristenstiefelchen nahm, ohne welche eine rechtschaffene Sommerreise heute nicht mehr möglich ist, wie er sie einer Dame zeigte und offenbar auf die mannigfachen Vorzüge dieser modernen Fußbekleidung hinwies. Steffi schloß die Augen und lachte laut auf. Das war ein Kommis, der ihm, ihrem Lohengrin, ähnlich sah, ganz auffällig ähnlich sah. Ein merkwürdiger Zufall — weiter nichts.

Nun machte sie die Augen weit auf und wählte unter den zahlreichen Schirmen einen aus, der mit cremefarbener Spitze derart bezogen war, daß er nunmehr viereckig erschien. Das war zwar excentrisch und sonst nicht nach ihrer Art, aber sie war eben nicht bei der Sache. Asta tadelte sie; der Schirm passe gar nicht zu ihrer zwar sehr niedlichen, aber durchaus mädchenhaften Toilette, er sei viel zu auffallend für sie. Sonst wurde Steffi leicht zum Widerspruch gereizt und bestand gern auf ihrem Willen, heute nicht. Sie legte den Schirm gleichgiltig fort. Ihr war so eigenthümlich zu Muthe, sie hätte nicht sagen können, warum. Ihr Herz pochte zum Zerspringen — das machte diese dumme Aehnlichkeit! Aber sie sah gar nicht mehr hin. Sie nahm den glatten, zierlichen Schirm, zu dem Rosa ihr rieth. Warum denn nicht? Es war ihr schließlich einerlei.

Und nun gingen sie weiter, direkt durch die Abtheilung für Touristenausstaltung. Steffi, die einen durchbrochenen Strohhut mit ungeheurem Vorderschirm trug, senkte den Kopf, sie wollte nichts sehen — nichts. Aber auf einmal dicht neben sich hörte sie eine wohlbekannte schöne Männerstimme, welche so oft ihr Herz hüpfen gemacht, in verbindlichstem Tone sagen: „Gerade für einen so zierlichen Fuß, gnädige Frau, bedarf es nicht der unbequemen, unschönen Stöckelabsätze. Ich bitte nur zu probiren, die Gnädige wird sehen, daß dieser elegante Stiefel genau paßt und ganz vorzüglich sitzt."

Steffi hob den Kopf und blieb starr stehen. Sie warf Lohengrin, der in respektvoller Haltung vor der vornehm aussehenden Kundin stand, einen vernichtenden Blick zu. Herr Schwarz prallte zurück, aber er faßte sich schnell und erwiederte mit Festigkeit ihren Blick — den gelben Stiefel in der Hand.

Steffi stürzte ihren Schwestern nach, welche eben die

große, breite, mit kostbaren Teppichen belegte Haupttreppe hinabstiegen. Von all' den Schätzen, die noch rechts und links von ihnen auftauchten, wurde sie nichts mehr gewahr. Sie ging wie eine Nachtwandlerin, ohne zu wissen wo und wie.

Nun war ihr Alles klar. Er hatte verschwiegen, wer er sei, weil er nur ein Kommis war. Er kam immer zu spät, weil der Viktoriabazar erst um acht Uhr geschlossen wurde. Und sie hatte ihn für einen verkappten Prinzen gehalten! Es war zu lächerlich! Er war ein Betrüger. Ein Kommis schleicht sich nicht in die beste Gesellschaft, ein Stiefel verkaufender Kommis macht der Tochter eines Landgerichtsdirektors keine Liebeserklärung! Denn sie, Stefanie Brausewein, konnte doch niemals einen Kommis heirathen! Das war einfach unmöglich; der Vater würde es niemals zugeben, Bodo würde den Schwager beleidigen, ohrfeigen oder sonst etwas. Thöricht, nur daran zu denken. Ihre Wangen brannten. Sie schämte sich in den Tod, ihr Herz so weggeworfen zu haben. Aber nun — nun war Alles zu Ende!

Alles, Alles zu Ende — es gab ihr plötzlich einen furchtbaren Riß — gerade in der Abtheilung für japanische Lackwaaren. Hier war es völlig still und leer, kein einziger Käufer auf der Bildfläche. Sie sank in einen häßlichen japanischen Stuhl, schluchzte laut auf und rief: „Ich bin sehr unglücklich!"

Die gelangweilten Verkäuferinnen rissen die Augen weit auf. Sie waren sehr froh, daß irgend etwas passirte. Eine von ihnen schickte, ein Unwohlsein voraussetzend, einen Diener in die im Mittelstockwerk befindliche Restauration, um Selterswasser zu holen.

Asta und Rosa blieben wie angedonnert stehen. Steffi galt immer als der Rappelkopf in der Familie; so aber hatte sie es doch noch nie getrieben.

„Aber Steffi," sagte Rosa sanft, „was weinst Du wegen des dummen Schirmes! Du hättest ja den viereckigen auch haben können!"

Steffi schluchzte laut auf — die Thränen rollten ihr über die frischen Wangen.

Jetzt fuhr Asta sie ungeduldig an: „Du bist ein dummes Ding! Was willst Du denn eigentlich?"

„Was ich will?" schuchzte Steffi, „was wißt ihr davon!"

Dann stand sie rasch auf, schritt an dem galonnirten Diener, der ihr Limonade reichen wollte, vorüber und sagte energisch: „Gehen wir — es ist vorüber!"

Aber bei den Kinderwagen, in einem dunkleren Nebengange — Rosa las eben das Etikett an solch' einer Equipage und rief entrüstet: „Siebzig Mark!" — übermannte es Steffi von Neuem. Sie warf sich Asta an die Brust und stieß mit thränenerstickter Stimme hervor: „Sage mir doch, Asta, bist Du glücklich verheirathet?"

Asta war sprachlos. Was fiel der Kleinen ein?

„Natürlich, Du Närrchen," sagte sie, und ihr Blick streifte flüchtig die nicht minder erstaunte Rosa, „was hast Du nur? Was geht Dir durch den Sinn? Du möchtest wohl einen sehr reichen Mann?"

„Ja, ja, einen sehr reichen Mann," versetzte Steffi mit bitterem Lächeln, „so reich, daß er mir das Alles hier kaufen kann. Der Deine ist nicht so reich — bist Du dennoch glücklich?"

„Gewiß, sehr glücklich," versicherte Asta, und auch ihr flog ein seltsames Lächeln über die feinen Züge.

„Und Du, Rosa — nun, Du bist doch auch glücklich?" fragte die Kleine, noch immer in dem gleichen Gedankengange.

„Gewiß!" antwortete Rosa.

„Und nur ich nicht!" schluchzte Steffi.

Rosa legte ihren Arm um das weinende Kind. „Auch Du wirst glücklich werden, sei nur ruhig, Steffi! Aber ich muß sagen, ich hätte Dich für vernünftiger gehalten."

Jetzt gingen sie nach Hause. Stefanie kämpfte mühsam gegen die Thränen. Sie wollte nicht weinen wegen eines Ladendieners! Pfui, nein! Er war todt für sie. Im Verein würde sie hochmüthig über ihn wegsehen. Luft würde er für sie sein!

Zu Hause schützte sie Kopfweh vor und legte sich hin, angeblich, um zu schlafen. Die Schwestern, welche sie noch begleitet hatten, um sich bei dem Vater zu bedanken und ihre Einkäufe zu zeigen, fanden, daß sie heute sehr sonderbar sei. Der Landgerichtsdirektor schalt, sie sei launenhaft — er dulde dergleichen nicht.

Stefanie aber fühlte sich grenzenlos unglücklich. Als sie jetzt allein war, schrieb sie an Herrn Schwarz.

„Ich weiß Alles! Sie haben mich in unwürdiger Weise getäuscht. Gerade das durften Sie mir nicht verschweigen. Ein Verbrechen wäre verzeihlicher gewesen. Ich kenne Sie nicht mehr.

Eine Besucherin des Viktoriabazars."

Zum ersten Male in ihrem Leben schlief Stefanie nicht. Sie weinte die ganze Nacht hindurch. Am Morgen kam ein Brief für sie. Glücklicherweise hatte sie selbst dem Briefträger geöffnet; der Vater war schon auf's Gericht gegangen, und die Tante in der Küche beschäftigt. Er schrieb ihr:

„Fragen Sie Ihren Herrn Vater, ob ein Angeklagter, und wäre es ein Verbrecher, nicht das Recht hat, sich zu vertheidigen. Und ich bin kein Verbrecher — nur ein Kommis! Aber Sie werden mich hören, Fräulein Stefanie, ob Sie wollen oder nicht. Sie werden mich hören, wie und warum ich das wurde, was ich bin.

Ein Kommis des Viktoriabazars."

Ach, Stefanie konnte es nicht ableugnen, sie war doch froh, daß sie ihn noch einmal — nur noch ein einziges Mal — sprechen durfte! Und wie würde er es möglich machen, mit ihr zu reden — mit der Tochter des Landgerichtsdirektors?

Das war furchtbar interessant! Aber dann — nachher — war es unwiderruflich zu Ende!

6.

Es war ein schöner Maisonntag. Rosa hatte sich, da das Wetter Beständigkeit verhieß, darauf gefreut, am Nachmittag mit ihrem Manne hinauszufahren in's Grüne. Schon gestern hatte Willi ein fertiges Programm gemacht. Er wollte seinen Ball, seinen Reifen und noch manches Andere mitnehmen. Denn draußen im Freien pflegte Heinrich selbst mit ihm zu spielen; er war im Stande, sich eine Stunde lang mit seinem Jungen im Grase herumzukollern. Sonntag Nachmittags hielt der Doktor keine Sprechstunde ab; da gehörte er seiner Familie.

Heute gegen Mittag aber war Jemand von einem zwei Meilen weit gelegenen Dorfe hereingekommen und hatte den Doktor Forster geholt; er konnte gar nicht vor Abend zurück sein.

Recht verstimmt saß Rosa mit ihrem Kleinen bei Tische. Es war ja etwas Schönes um die Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit ihres Gatten, es hatte wohl auch seinen Reiz, den Ruf des jungen Arztes sich weiter und weiter verbreiten zu sehen, aber man kam gar nicht zum Genuß. Immer und immer nahm ihn der Beruf in Anspruch. Man kann einander innerlich gar nicht nahe rücken, wenn man immer nur auf flüchtige Viertelstunden angewiesen ist.

Zu Hause mochte Rosa nicht bleiben. So entschloß

sie sich, mit dem Kleinen zum Großvater zu gehen. Aber auch hier fand sie Alles, nur keine Sonntagsstimmung vor. Der Landgerichtsdirektor hatte am Abend vorher neues Material zu seinem großen Betrugsprozeß bekommen — er saß völlig in Akten vergraben. Steffi war überaus melancholisch. Sie hatte während der letzten Wochen die Proben in der Harmonie nicht besucht, sie wollte Lohengrin nicht sehen, auch nicht das einzige Mal, das er erbeten hatte. Aber sie dachte unaufhörlich an ihn, unaufhörlich! Sie stellte sich ihn vor, wie er den Damen Stiefel anprobirte oder wasserdichte Reisemäntel, wie er ihnen Artigkeiten sagte mit derselben schönen Stimme, mit der er so eindringlich zu singen wußte: „Athmest Du nicht mit mir die süßen Düfte?" Es war zu schade! Das Leben wurde völlig reizlos ohne ihn. Und kein Trost — nicht einmal in der Poesie! Wie sollte man ihn sich poetisch verklärt denken — ihn, der mit Stiefeln handelte — einen Kommis!

Rosa saß drinnen beim Vater im Arbeitszimmer; sie war ruhig, in ihre Gedanken versunken; Willi spielte mit einem Altersgenossen in dem winzigen Gärtchen hinter dem Hause. Steffi hätte nicht so schweigsam dasitzen können, heute besonders nicht. Sie spielte Klavier — natürlich lag der Auszug aus „Lohengrin" vor ihr. Die Gesangsstellen gewannen heute einen besonders wehmüthigen Ausdruck für sie, obwohl sie nur immer die Begleitung spielte. Während sie so in tiefem Sinnen dasaß und schmerzlich nickte bei jeder Stelle, die sie so schön von ihm hatte singen hören, setzte plötzlich hinter ihr eine schöne, goldig klare Tenorstimme ein — so rein und so innig, daß sie gar nicht an die Wirklichkeit glauben konnte. Ihr war vielmehr, als habe das lebhafte Spiel ihrer Phantasie die stille Einsamkeit um sie her belebt, als sänge der Schatten, der sie seit Tagen nicht

mehr verließ. Und mechanisch spielte sie weiter, bis die Stelle zu Ende war. Nun erst blickte sie auf. Sie wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, denn da stand er selbst in stolz bescheidener Haltung vor ihr. Wie war er nur unangemeldet in den Salon gekommen? Vermuthlich hatte ihm das Mädchen nicht widerstehen können.

„Ich weiß, daß es unerhört ist, was ich wage," begann er jetzt.

„Es ist auch unerhört," bestätigte sie, ihn flammenden Blickes von unten bis oben messend.

Herr Schwarz war aber nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er hielt den Flammenblick standhaft aus und sagte mit einer ganz leichten Verneigung: „Sie waren wiederholt so freundlich, mich zu einem Besuch im Hause Ihres Herrn Vaters aufzufordern."

„Das war unter ganz anderen Umständen," unterbrach sie ihn heftig.

Es flog wie ein trauriger Schatten über sein schönes, ernstes Gesicht. „Ich bestehe auch nur für dies eine Mal auf dem Recht, welches mir Ihre Einladung gibt. Zur Probe kommen Sie nicht mehr — sprechen mußte ich Sie, mein Fräulein. Wenn Sie mir die Thür weisen, so werde ich etwas Anderes versuchen, und zwar noch heute — sogleich!"

„Natürlich heute," rief sie höhnisch. „Heute haben Sie frei, da ist Ihr Geschäft geschlossen!"

Er erbleichte. Wie konnte nur dies so liebenswürdige Mädchen so boshaft sein!

„Sie sind grausam, Fräulein Stefanie," sagte er, sich mit Absicht einer Anrede bedienend, die sie wiederholt von ihm geduldet hatte, „noch bin ich derselbe, dem Sie bisher so freundlich gesinnt waren. Wenn ich aber sehe, daß Sie in so bösen Vorurtheilen befangen sind, so will ich lieber verzichten und gehen!" Und er machte in der That Miene dazu.

Schon reute sie ihre Härte, und wie sie sich auch bezwang, sie konnte ihren Thränen nicht wehren. Niemals früher hatte sie so viel und so leicht geweint, wie in diesen Tagen.

„Nein," schluchzte sie, „bleiben Sie — sprechen Sie — sagen Sie, was Sie wollen!"

„Ich will es versuchen," begann er jetzt ernst und ruhig, „Ihnen zu beweisen, daß auch ein Kommis ein Mensch sein kann, würdig Ihrer Neigung. Das ist freilich keine leichte Aufgabe, denn in Ihren Kreisen, Fräulein Stefanie, herrscht oft ein Vorurtheil, schlimmer, als bei den Blaublütigen! Und daher weiß ich, wie Sie sich schämten, mit einem Kommis verkehrt zu haben!"

Stefanie blickte zu Boden! Warum ließ sie sich das nur gefallen? Es klang doch wirklich, als wäre er gekommen, um *ihr* den Text zu lesen! Aber sie schwieg.

Er aber fuhr ruhig fort: „Ich bin, wie Sie, aus sogenannter guter Familie. Mein Vater war zwar kein höherer Beamter, aber ein wohlhabender Kaufmann. Vielleicht waren die Kreise, in denen er eine Rolle spielte, keine so exklusiven, wie die Ihren, aber Sie dürfen mir glauben, daß man ihn als zur besseren Gesellschaft zählend betrachtete. Ich selbst sollte studiren, hatte eine tüchtige Vorbildung genossen. Man war in meinem Elternhause sehr musikalisch — ganz wie bei Ihnen — man pflegte auch sonst Künste und Wissenschaften, wie das in guten, friedlichen Bürgerhäusern, in denen der Wohlstand herrscht, durchaus nicht ungewöhnlich ist. Im Geschäft meines Vaters war zu jener Zeit ein junger Mann thätig, der durch ganz außerordentliche Tüchtigkeit sich bald eine erste Stellung errungen hatte. Mein Vater vertraute ihm unbedingt; wer so ungewöhnlich begabt war, den glaubte er auch für ehrlich halten zu dürfen. Leider mit Unrecht. Denn eines Tages war mein armer Vater zu

Grunde gerichtet infolge von niederträchtigen Betrügereien, die Jener ausgeführt hatte. Als Prokurist hatte er Wechsel in einem enormen Betrage auf den Namen unserer Firma gefälscht. Der entsetzliche Schreck verschlimmerte ein altes Herzleiden meines schwerbetroffenen Vaters. Er hat den völligen Zusammenbruch seines Hauses nicht lange überlebt! — Meine Mutter blieb in Armuth zurück. Von ihren drei Kindern war ich der Aelteste, damals siebenzehn Jahre alt. Auf mir stand nun alle Hoffnung, ich sollte der unglücklichen Frau so bald als möglich eine Stütze werden. Ich war Primaner und wäre ohne die Katastrophe demnächst zur Universität gegangen. Wie vieler Jahre hätte es nun bedurft, bis ich meiner Mutter wirklich helfen konnte! Ich sah das Alles, ich war reif genug, um all' das Unglück zu begreifen, und doch nicht reif genug, ihm Widerstand zu leisten. Zu meinem Vormund hatte man den Mann gemacht, der meines Vaters Geschäft fortführte. Er bot mir an, hier einzutreten. Ich kann von einem Kampf, den es gekostet hat, nicht reden, denn ich mußte mich ja selbstverständlich fügen — mußte ein Kommis werden. Und das, mein Fräulein, das ist es, was mich in Ihren Augen so sehr herabgewürdigt hat."

Steffi hatte mit einer Mischung von Rührung und Zerknirschtheit zugehört. Eben, als sie ihm ein freundliches Wort sagen wollte, wurde sie aufmerksam durch ein Geräusch im Nebenzimmer. Ihr war, als hörte sie einen Schrei, ein dumpfes Stöhnen im Zimmer des Vaters. Sie lauschte, aber es war schon wieder still.

„Bitte, setzen Sie sich," sagte sie. „Ich höre Ihnen zu." Sie sah ihn dabei nicht an.

„O, ich bin eigentlich zu Ende, Fräulein Stefanie, Ich lernte jetzt Packete verschnüren, Stoffe zusammenlegen, ich schleppte Waaren herbei und räumte sie wieder fort.

Launische Damen ließen sich zwanzig verschiedene Muster zeigen und fanden nicht das rechte — dann fiel wohl ein hartes Wort gegen mich. Als einmal der Prinzipal sah, wie eine Kundin den Laden verließ, ohne gekauft zu haben, schalt er mich auf's Heftigste und belegte mich mit den ehrenrührigsten Bezeichnungen. Das ist sehr lächerlich, mein Fräulein, und für einen Mann, der sich dergleichen gefallen lassen mußte, kann man sich natürlich nicht interessiren. Aber der Mann, der damals kaum ein Jüngling war, der trug es mit Heldenmuth. Glauben Sie mir, ihm war sehr wehe um's Herz, aber er sagte sich: in so und so viel Jahren, Monaten, Wochen wirst Du der Mutter etwas von Deinem Gehalt bringen können. Und ich habe damals meine Thränen verschluckt und, was noch schlimmer war, die Schimpfworte eingesteckt. Mit neunzehn Jahren aber hatte ich Gehalt, konnte wirklich der Mutter etwas abgeben. Und von diesem Augenblicke an versöhnte ich mich mit meinem Loose."

Wieder hörte man aus dem Nebenraum auffälliges Geräusch. Aber Steffi achtete diesmal nicht darauf; sie war zu sehr bei der Geschichte des Herrn Schwarz.

„Ich gewann bald ein freieres Benehmen," fuhr dieser fort, „und wurde ein sehr brauchbarer Verkäufer — ein gesuchter, beliebter, gut bezahlter. Heute verkaufe ich Alles, selbst das, was die Anderen nicht los werden, und hänge der Dame einen Plaid an, die eigentlich gelbe Stiefel haben wollte. Schließlich trabte ich fort aus meiner österreichischen Provinzstadt. Ich wollte Geld verdienen, viel Geld — hören Sie, Fräulein Stefanie — ich wollte meiner Schwester zu einer Existenz verhelfen, wollte meinen kleinen Bruder etwas lernen lassen. Und bald engagirte mich, der ja auch von der Natur nicht vernachlässigt wurde, ein erstes Modewaarengeschäft, das mich meiner Verwendbarkeit wegen sehr hoch bezahlte,

und dem mich nun der Viktoriabazar unter noch glänzenderen Bedingungen entführte. In einem aufgezwungenen Berufe ausharren, Fräulein Stefanie, das hat wohl schon Mancher zuwege gebracht. Aber auf diesem unfreiwillig beschrittenen Felde etwas *erreichen*, das ist schwer, und dazu muß man nicht nur ein Kommis, sondern auch ein *Mann* sein!"

Stefanie sah ihn jetzt aus thränenfeuchten Augen voll an und reichte ihm die Hand. War er nicht mehr, als mancher adelige Müßiggänger, mit dem sie getanzt, und der nur die ererbten Reichthümer verzehrte? Und sie drückte leise des Kommis Hand — sie duldete, daß er die ihre an seine Lippen führte.

„Hier in Berlin," so fuhr Herr Schwarz fort, „es ist jetzt etwa ein Jahr her, „lächelte mir ein merkwürdiger Glücksstern. Eines Tages erhielt ich einen Brief von unbekannter Hand, der etwa so lautete: ‚Ein Freund Ihrer Familie, der gerne ungenannt bleiben möchte, erfuhr zufällig von Ihrer Anwesenheit. Haben Sie irgend einen Wunsch, so nennen Sie ihn. Wenn es dem Schreiber dieser Zeilen möglich ist, wird er erfüllt.' Die Antwort sollte ich an einen Dritten senden. Das gefiel meinem, wie ich gestehe, etwas romantischen Sinne. Und ich antwortete ihm: ‚Ich habe, was ich brauche, aber ich möchte mich gern musikalisch ausbilden. Was ich verdiene, gehört, soweit es meine bescheidenen Ansprüche übersteigt, meinen Angehörigen. Wenn es Ihnen also Ernst ist u. s. w.' Der Unbekannte eröffnete mir nun werthvolle Beziehungen und warf mir eine kleine Summe aus zu meiner Ausbildung. Ich gab mein Wort, mich nicht zu erkundigen und das Geld nur für die Musik zu verwenden."

„Wie reizend!" rief Steffi. Sie erinnerte sich an das, was man an jenem Musikabend von einem unbekannten

Gönner erzählte. Dieser geheimnißvolle Gönner gab ihrem Freunde den romantischen Nimbus wieder, den der Stiefelhandel so jählings zerstört hatte. Gewiß, er war zu etwas Großem bestimmt, trotz alledem!

„Eines Tages," so erzählte Herr Schwarz weiter, „gab mir mein Unbekannter den Rath, in die ‚Harmonie' einzutreten; man brauche dort Tenorstimmen, und der Dirigent würde sich mit mir besondere Mühe geben. So ging ich hin — so kam ich in die ‚beste' Gesellschaft. Aber schon am ersten Abend hatte ich die Empfindung, als müßte ich in diesem naserümpfenden, vornehmen Kreise den Kommis draußen lassen. Durch mein Betragen glaubte ich mich nicht bloßzustellen, und schließlich — ich habe mich ja ganz gut behauptet."

„Ja, das ist wahr," versicherte Steffi treuherzig, „Sie traten auf wie ein wirklicher Ritter. Ich hielt Sie für einen verkleideten Prinzen!"

„Sie armes Kind," antwortete er, „welche Enttäuschung!"

„Ja, es that wehe," sagte sie mit der ihr eigenen Entschiedenheit, „sehr wehe, aber es ist nun vorüber — ganz vorüber! Ich bin ein dummes Ding gewesen! Wie aber haben Sie sich die Sache eigentlich gedacht? Ich mußte doch einmal erfahren, wer Sie sind?"

„Was ich mir dachte? Ach, Fräulein Stefanie, ich, bin ein Thor, ein Träumer! Ich dachte — ich hoffte, Sie würden mir eine Weile gut bleiben, auch ohne zu wissen, was und wer ich bin! Es Ihnen zu sagen, wagte ich nicht. Aber ich hoffte auf Ihr Herz, Ihre Treue, Ihre Neigung, und ich meinte, wenn ich mich vielleicht in wenigen Jahren etabliren könnte — Ja," fügte er ein, „wie häßlich und prosaisch das nun wieder klingt — nicht wahr? Mich etabliren, das heißt mich unlösbar mit dem aufgezwungenen Beruf verbinden. Diesmal aber

geschähe es für Sie! In selbstständiger Stellung durfte ich hoffen, die Vorurtheile Ihrer Familie zu überwinden. Auch zählte ich auf die Großmuth Ihres Herzens: Sie würden mir meine arme Familie verzeihen — die arme, aber unbescholtene Familie eines unschuldigen Bankerotteurs. Und jetzt — jetzt wissen Sie Alles!"

Er hatte mit großer Wärme gesprochen, zuletzt so laut und lebhaft, daß man es in den Nebenzimmern hören mußte. Die Tante hatte auch einige Male die Thür geöffnet und den Kopf geschüttelt, aber sie schritt nicht ein, da der Landgerichtsdirektor, der nebenan arbeitete, zweifellos Alles gehört haben mußte, so gut wie sie. Doch nebenan rührte sich nichts. Wäre Steffi aufmerksam gewesen, sie hätte verzweifeltes Schluchzen wahrnehmen müssen. Aber das Glück macht selbstsüchtig — sie hörte nichts.

„Und nun, Fräulein Stefanie," schloß er, „nun thun Sie, was Sie vorher thun wollten — weisen Sie mir die Thür!"

„O nein, ich öffne sie Ihnen!" rief das junge Mädchen aufflammend. „Wenn es Ihr Ernst ist, so will ich Ihre Braut heißen — schon heute — so lange Sie noch Kommis sind!"

Seine Augen leuchteten, seine ganze Gestalt schien sich zu heben — so stolz und stattlich hatte sie ihn nie gesehen. Aber er that nichts, als ihr zärtlich noch einmal die Hand küssen.

„Bedenken Sie es noch," sagte er mit bebender Stimme, „es ist kein leichter Schritt für Sie. Was mich betrifft, so macht schon diese edle Regung Ihres Herzens mich überglücklich, sie versöhnt mich mit meinem Geschick! Für Sie bin ich ja heute — Ihresgleichen!"

„O, noch mehr als das," jubelte sie, „Sie sind der Mann, den ich liebe, zu dem ich aufschaue! Es ist

Alles bedacht, Alles! Gleich führe ich Sie zu meinem Vater!"

Sie faßte Herrn Schwarz an der Hand und riß die Thür zum Nebenzimmer auf. Aber sie prallte entsetzt zurück.

Da lag Rosa wie eine Leblose auf dem Sopha, das Gesicht in den Händen vergraben; der Landgerichtsdirektor stand da, leichenblaß, wie zerbrochen, sich mühsam auf den Schreibtisch stützend, wo die Akten zerstreut lagen. Er schien den fremden jungen Mann gar nicht zu sehen.

„Vater — Rosa — was ist geschehen?" stammelte Stefanie.

Keine Antwort. Schwarz wechselte mit Steffi einen Blick, einen Händedruck und ging. Stefanie aber schrie auf: „Was ist's, was ist's — Vater — Röschen — so sprecht doch nur!"

„Ein furchtbares Unglück hat uns betroffen," sagte dumpf der alte Richter, „Du wirst es früh genug erfahren, mein Kind! Quäle Rosa nicht mit Fragen — kümmere Dich lieber um den armen kleinen Willi!"

Stefanie stand starr. Was für ein Unglück war geschehen und woher kam es? Niemand war beim Vater eingetreten, ihm eine Botschaft zu bringen; nicht einmal ein Brief oder ein Telegramm schien gekommen zu sein.

„Sage mir nur," bat sie, „ist Heinrich etwas zugestoßen?"

„Nein — nichts!"

Das war doch geradezu räthselhaft. Wer sollte das verstehen? Aber Eines erkannte Stefanie mit schrecklicher Klarheit: sie durfte ihrem Vater mit ihrem Liebesroman nicht kommen — jetzt nicht und vielleicht lange nicht!

7.

Noch nicht eine Stunde war es her, da bot dieser selbe Raum, in welchem jetzt zwei Menschen so schwer litten, ein Bild des Friedens. Der alte Herr erledigte seine Akten mit jener Gewissenhaftigkeit, die den Grundzug seines ganzen Wesens bildete. Stück für Stück, Blatt für Blatt wurde geprüft. Er hätte es für pflichtwidrig gehalten, einen Einspruch auch nur vierundzwanzig Stunden nach Ablauf der Frist noch zu beachten; aber es hätte ihm auch nie geschehen können, daß er das anscheinend unbedeutendste Moment, welches etwa zu Gunsten des Angeklagten sprechen würde, übersah. Wie der Juwelier beim Abwiegen eines Edelsteins nach den minimalsten Gewichten sucht und auch das leiseste Schwanken der stählernen Zunge in Berechnung zieht, so litt das Rechtsbewußtsein des alten Brausewein es nicht, wenn einer der Beisitzer diesen oder jenen Einwand kurzer Hand beseitigt wissen wollte. Das Recht war für ihn der folgerichtige Ausfluß des geltenden Gesetzes, es stand so fest, wie das Gesetz selbst. So lange dieses Gesetz in Kraft war, so lange gab es für ihn keine andere Rechtsgrundlage. Und weil schließlich seine bessere Erkenntniß doch in Widerstreit gerathen mußte mit manchem irrigen, verfehlten oder für die veränderten Verhältnisse nicht mehr zutreffenden Gesetzesparagraphen, so rettete er sich durch peinliche Genauigkeit in der Abwägung aller mildernden Momente.

Er hatte heute mehr denn sonst zu thun. Vorangegangene Festtage hatten den Stoff sich häufen lassen. Aber just dann war dem alten Herrn wohl. Die Randbemerkungen, Verfügungen, Unterschriften flogen nur so; Rosa blickte wiederholt lächelnd von ihrer Stickerei auf, wenn wieder ein Aktenstück neben den Sessel des Vaters zu Boden fiel.

„Du thust es noch immer dem Jüngsten gleich!“ sagte sie. „Und dabei kommt mir's vor, als ob Du jedes dieser Stücke wie einen Kranken behandelst, ihn aushorchst und abklopfst, ganz, wie es Heinrich macht.“

Der alte Herr lächelte. In der That, wie ebenso viele Krankheitsfälle erschienen ihm alle diese Verstöße gegen das Gesetz.

Jetzt kam der große Betrugsprozeß Heberle, der den Landgerichtsdirektor so ganz besonders interessirte, an die Reihe. Wie ein Feinschmecker an das Saisongericht geht, so rückte sich der Richter vor diesem „Fall“ zurecht.

Rosa wurde aufmerksam. Um was es sich denn da handle, fragte sie. Um jenen Betrug, von dem er ihr schon neulich gesprochen und in welchem auch Heinrich als Zeuge geladen sei.

„O, mein Mann hat sich nicht wenig darüber geärgert,“ erzählte sie. „Solch' ein Zeitverlust kränkt ihn mehr, als eine persönliche Beleidigung.“

„Dieser Heberle,“ erklärte der Vater, „ist aus demselben Orte, wie Heinrich — aus Brünn. Der Staatsanwalt sucht natürlich nach Mitteln, um seine Anklage glaubhaft zu machen, er steht in jedem einzelnen Fall vor dieser Aufgabe, und man kann es ihm nachfühlen, daß er sich vor Niederlagen, das heißt vor erfolglos bleibenden Anklagen, zu schützen bemüht ist.“

„Du weißt ja, Vater,“ antwortete Frau Rosa, „wie ich über den Staatsanwalt denke. Mir gefällt es nun einmal nicht, daß es Menschen gibt, deren Geschäft es ist, anzuklagen!“

„O, es gibt doch auch Andere, deren Beruf die Vertheidigung ist,“ meinte der Richter.

„Freilich, die gibt es,“ beharrte Rosa, „nur ist ihr Einfluß nicht entfernt demjenigen des Anklägers gleich, wie mir immer scheinen will. Schon daß der Letztere

von Amtswegen einschreitet, während der Vertheidiger nur ein privater Sachwalter ist, schon das halte ich für ein Mißverhältniß. Es geht ganz natürlich zu, daß der gleichfalls von Amtswegen bestellte Richter dem Staatsanwalt näher steht, ihm mehr Glauben schenkt, als dem Vertheidiger."

„Du vergissest, mein Kind, daß Anklage und Vertheidigung immer erst nöthig werden, wo ein Rechtsbruch vorliegt. Wo dies aber der Fall ist, stehen sich nicht mehr zwei gleich berechtigte Faktoren gegenüber, sondern ein Angreifer der Gesellschaft: der Schuldige, und ein Vertheidiger der Gesellschaft: der Staatsanwalt. Daß diesem Sachwalter der angegriffenen Gesellschaft größere Rechte zustehen, als jenem, der sich gegen das Gesetz verging, ist ebenso begreiflich, wie die Berechtigung der Nothwehr, bei welcher auch dem Angegriffenen nicht allzu enge Schranken gezogen werden dürfen."

„O, darin stimme ich Dir zu, lieber Vater; dem Schuldigen muß seine Strafe werden! Und jeder Weg, der das bezweckt, ist zu billigen. Ob aber Jeder schuldig ist, der unter Anklage gestellt wird, ob er's in dem Maße ist, wie der öffentliche Ankläger es glauben machen will — das ist es immer wieder, was mich ängstlich machen würde."

„Mit Recht, mein liebes Kind, mit vollem Recht! Auch ich, der ich als Vorsitzender des Gerichts zwischen Ankläger und Beschuldigtem stehe, auch ich empfinde gar häufig diese Besorgniß. Aber ich darf mir sagen, daß ich es an ehrlichem Erwägen nie habe fehlen lassen. Gerade hier dieser Fall Heberle gibt mir zu denken. Ich weiß nicht, ob er schuldig, weiß nicht, wie sehr er es ist. Und die Entscheidung über diese Frage wird vielleicht im Wesentlichen bei Deinem Manne stehen."

„Bei Heinrich?" fragte Rosa; „ich glaubte, es handle sich hier um eine Kleinigkeit!"

„Kleinigkeiten gibt es im Gerichtsverfahren nicht," antwortete der Landgerichtsdirektor. „Entweder ist es richtig, daß der Ruf dieses Heberle schon früher nicht ganz makellos war — wie der Staatsanwalt durch die Vernehmung Deines Gatten beweisen will — und dann wird man die jetzige Handlungsweise des Beschuldigten unter anderem Gesichtspunkt aufzufassen haben; oder aber Dein Mann kennt Heberle als ehrlichen Mann, und dann kann er wohl in gutem Glauben gehandelt haben. Hat übrigens Heinrich Dir niemals von dem Manne gesprochen?"

„Nein, Vater; Du weißt ja, wie wenig er an seine Heimath, an seine Familie erinnert sein will."

Der Richter hatte eben ein eingeknifftes Blatt in den Akten entfaltet und schüttelte den Kopf. Der Vertheidiger schlug an Stelle des Leumundszeugen Doktor Heinrich Forster einen Anderen vor und zwar unter Berufung auf eine beigefügte Abschrift aus den Personalakten des Zeugen. „Merkwürdig," sagte er betroffen, „sehr merkwürdig!" Und wie im Selbstgespräch fuhr er fort: „Will man meines Schwiegersohnes Glaubwürdigkeit bemängeln?"

„Heinrich's Glaubwürdigkeit?" wiederholte Rosa, von einer dumpfen Ahnung gequält. „Nein, nein, das kann nicht sein!"

Jetzt sah sie, wie der Vater erblaßte, wie er die Brille zurechtrückte, krampfhaft das Aktenstück zerknitterte. Mit zwei Schritten stand sie neben ihm, den Blick starr auf das Aktenstück gerichtet.

„Was denn, Vater, was ist es?"

„O nichts," wehrte er ab, „ein Irrthum — offenbar ein Irrthum! Eine Namensverwechslung von irgend einem liederlichen Referendar! Natürlich! Es kann ja nicht anders sein! Aber erschrocken bin ich dennoch."

„Vater, ich muß wissen, was das Aktenstück enthält!“ stieß Rosa stockenden Athems hervor.

Er reichte ihr das Heft, und Rosa las das im österreichischen Amtsstyl abgefaßte Schriftstück.

„Ueber Ersuchen des königlichen Landgerichts zu Berlin de dato 12. April 1889 hat das k. k. Bezirksgericht II zu Brünn den nachstehenden Auszug aus den Personalakten des unten näher bezeichneten p. p. Forster veranstaltet und durch Amtssiegel beglaubigen lassen. Ewald Heinrich Forster, Candidatus Medicinae, geboren zu Brünn am 17. November 1852, Sohn der Diätarswittwe Johanna Aloisia Forster, geborenen Menzel, bis dahin unbeanstandet, ist durch Erkenntniß des k. k. Landgerichts zu Brünn vom 4. Dezember 1881 wegen Theilnahme an wiederholtem Betruge zu einer Kerkerstrafe von einem Jahre verurtheilt worden.

Da Inkulpat auf das Rechtsmittel der Berufung verzichtete, wurde er zur Verbüßung seiner Strafe in das k. k. Landgericht überführt.

Die Richtigkeit dieses Aktenauszuges wird hiermit beglaubigt. K. K. Bezirksgericht II. zu Brünn.“

Landgerichtsdirektor Brausewein versuchte zu lächeln.

„Es ist zu dumm,“ brachte er hervor, „wie man über so etwas erschrecken kann! Das ist ganz zweifellos ein Versehen! O, bei mir sollte dergleichen vorkommen. Ich führe drein, wie —“

Aber Rosa hörte nichts. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den graugelben, mit einer Stempelmarke beklebten Bogen. Und eines fügte sich zum andern in ihren Gedanken, und immer gräßlicher wurde es hell vor diesem starren Blick.

„Das ist es,“ schrie sie auf, „nun hab' ich's, nun weiß ich's!“ Sie nickte wieder und wieder, wie Jemand, der ein lang Gefürchtetes nun endlich sich erfüllen sieht.

„Aber Rosa," rief der alte Herr, „Du glaubst doch nicht —"

„Es ist wahr, Vater," — mit keuchender Brust fiel sie auf den Divan — „es ist wahr, ich weiß es!"

„Wie? Was? Du wußtest —?"

„Nicht was er gethan, sondern daß er mir etwas verbirgt. Wie hab' ich ihn gebeten, mir die Wahrheit zu sagen! Auf den Knieen beinahe — er wollte nicht. Er log, ich fühlte es, daß er log. Und nun, nun weiß ich . . . o, es ist unausdenkbar!"

„Es kann nicht sein," murmelte der Richter.

„Es ist wahr," sagte Rosa, aber schon mit schwächerer Stimme, wie entsetzt über ihr eigenes Geständniß.

Landgerichtsdirektor Brausewein suchte seiner Herr zu werden. Noch einmal prüfte er das Aktenstück. Es gab keinen Zweifel, wenn sich nicht tausend Zufälle verschworen hatten. Schon daß der Anwalt des Angeschuldigten einen solchen Aktenauszug verlangt hatte, war ein „Indicium". Und Name, Ort und Tag der Geburt, Stand, kurz Alles stimmte überein. Nun fiel auch ihm ein, was die furchtbare Entdeckung glaubhaft machen konnte. Wie sonderbar war Heinrich stets über seine Vergangenheit hinweggeglitten! Seine Papiere, die der Vater bei irgend einem Anlaß einmal zu sehen wünschte, waren in Verlust gerathen, ihm, diesem Muster von Ordnung. Ueber den Unterschied zwischen deutschem und österreichischem Gefängnißwesen hatte sich Heinrich wiederholt geäußert, das hiesige kannte er von einer kurzen Wirksamkeit als Gefängnißarzt her.

Und nun Rosa's Behauptung — o, es ließ sich nicht mehr bezweifeln!

Blaß wie eine Leiche, mit finsterer Entschlossenheit in den Mienen, saß er da. Das Ungeheuerliche war wahr, sein Schwiegersohn war vorbestraft. Ein ehemaliger

Sträfling gehörte zu seiner Familie, zu der des Richters, des hochgeachteten Juristen, des unentwegten Hüters des Rechtes. Ein unbeschreibliches Grauen packte ihn, ein Widerwille, ein Schrecken, für welchen die Sprache keine Worte kennt. Gefängnißstrafe, gemeines Verbrechen im Hause des Landgerichtsdirektors, der Inbegriff des Abscheulichen, Hassenswerthen in unlösbarem, unmittelbarem Zusammenhang mit seiner einwandsfreien Persönlichkeit — das war schlimmer als Pest und Aussatz.

Zwischen dem erhabenen Sitz des Gerichtspräsidenten und der Bank des Angeklagten lag für Brausewein eine Kluft, ein Abgrund, den nichts auszufüllen vermochte, über den keine Brücke führte. Zwar der Angeschuldigte genoß die Wohlthaten moderner Humanität, aber es gab keinen menschlichen Berührungspunkt zwischen ihm und dem Richter.

Wer immer die Angeklagebank betritt, der ist aller derjenigen Würden entkleidet, die ihn bis dahin dem Richter gleichgestellt erscheinen ließen. Sobald sich hinter ihm jene kleine Thür geschlossen, hört er auf, ein „Herr" zu sein: er ist „der Angeklagte X." Ob seine Bildung, seine Herkunft, seine Bestrebungen ihn sonst erheben über seine Mitmenschen, ob er in Irrthum oder Leidenschaft, in guter Absicht sogar dahin gelangte — ganz gleich. Einmal dort hinter jener Schranke stehend, wird ihm kein anderes Recht mehr zu Theil, als das geschriebene, als dasselbe Recht, welches auch der Strolch, der Gewohnheitsdieb, der im Zuchthaus Ergraute für sich in Anspruch nehmen darf. Für die Beurtheilung seines „Falles", für das Strafausmaß, vielleicht auch für die Entscheidung darüber, ob ihm zu glauben oder nicht, ob er in Haft zu behalten oder auf freien Fuß zu setzen ist — dafür allenfalls kann das Vorleben, der Bildungsgrad des Angeklagten in Betracht kommen. Aber alle sich hieraus

etwa ergebenden Vergünstigungen sind verbrieftes, verfassungsmäßiges Recht des Einzelnen; er kann fordern, erzwingen, daß sie auf ihn angewendet werden. Was er aber weder beantragen noch mit allen Rechtsmitteln der Welt zu erstreiten vermag, ist die Aufrechterhaltung jenes menschlichen Verhältnisses, das außerhalb des Gerichtssaales den Richter auch mit dem viel Tieferstehenden verbindet.

Dem Holzhauer, der ihm seinen Winterbedarf zersägt und zerhackt hat, würde der Richter ohne Bedenken die Hand zum Abschied reichen, er hätte wohl auch ein freundliches Wort für ihn. Dem Angeklagten, dem Rechtsbrüchigen auch nur das leiseste Zeichen von menschlicher Gemeinsamkeit zu geben, ihn auch nur eine Sekunde lang so zu behandeln, als sei jene hölzerne Scheidewand nicht vorhanden, das würde er tief unter seiner Würde, für ein Preisgeben seines geheiligten Amtes halten.

Und das Alles gilt in grausam verstärktem Grade von Jenem, der diese Anklagebank als ein Bestrafter verläßt. Wehe ihm! Wie eine Narbe auf der Stirn immer wieder aufglüht, wenn das erregte Blut zu ihr dringt, so flammt das Brandmal der Vorbestrafung auf und kennzeichnet den Unglücklichen, ob er auch seine Schuld längst abgebüßt hat, für immer. Zwischen ihn und die Welt, zwischen ihn und sein Weib, sein Kind drängt sich der graue Schatten, der ihn ewig und unabläßig verfolgt. So will es die Rechtsansicht unserer Zeit, so empfindet vor Allem der Richter, der Mann des Rechts.

„Ich habe ihn wie einen Sohn geliebt," sagte sich der Landgerichtsdirektor, „habe ihm meine Lieblingstochter gegeben, die untadelige, edle, keusche Rosa, und er ist — bestraft! Noch mehr als das: er hat es verschwiegen. Natürlich wußte er, der Unselige, daß Rosa ihm nie erreichbar war, wenn er die Wahrheit sagte. So unter-

schlug er die Wahrheit, so schlich er sich in mein unentweihtes Haus, der Elende!" —

Jetzt stand der Landgerichtsdirektor vor seiner Tochter, die noch immer, das Gesicht vergraben, auf dem Divan lag.

Er entfernte Steffi; Rosa blickte aus verweinten Augen fragend, angstvoll zu ihm auf.

„Du hast Recht," sagte er tonlos, „es ist so, er ist — vorbestraft."

Sie richtete sich auf. „Was aber soll geschehen?" fragte sie mit banger Miene.

„Darüber kann es keinen Zweifel geben, meine Tochter. Zwischen ihm und uns darf keine Gemeinschaft bestehen, keine!"

Er sprach mit einer Feierlichkeit, wie wenn er ein Todesurtheil verkündete. Mit namenlosem Jammer blickte er nach dem armen Weibe, seiner Tochter, die dem Bestraften angehörte.

„Wie meinst Du das, Vater?"

„Wie ich's meine? Bedenke, Rosa, er saß eines gemeinen Verbrechens wegen im Gefängniß, und er hat es uns verschwiegen!"

Von Klein auf hatte Rosa einen entsetzlichen Abscheu vor dem Begriff der Bestraftheit in sich aufgenommen. Sie schauderte, sie sah im Geiste ihren Gatten mit kurzgeschorenem Haar, den Bart rasirt, in grober Züchtlingskleidung: ihr wurde elend bei dieser Vorstellung, sie war kaum noch eines Gedankens fähig.

Und mit dumpfer Stimme fuhr der Vater fort: „Es ist Alles zu Ende — Du kannst nicht länger sein Weib sein!"

Rosa schrie auf: „Vater, Vater, das ist zu hart!"

Er aber unterbrach sich kaum. Was seine Pflicht war, stand ihm klar vor Augen. „Du darfst ihn gar nicht

wiedersehen," erklärte er mit vollem Nachdruck, „er darf auch mit dem Kinde nicht mehr in Berührung kommen. Ein Grund zur Scheidung wird gefunden werden — o, das Gesetz hat solche Fälle vorgesehen! Wenn sich hieraus nicht jene ‚unüberwindliche Abneigung' erklären ließe, die das Eherecht verlangt: wann sollte sie wohl eintreten?"

„Unüberwindliche Abneigung?" sagte Rosa, sich aufraffend. „Nein, Vater, das ist nicht wahr, es ist nicht wahr!"

„Es wird zur Wahrheit werden," sagte er streng. „Es muß sein, Rosa, es muß auch meinetwegen sein! Niemand wird glauben, daß ich nichts wußte. Ich müßte mein Amt in Unehren verlassen, als hätte ich selbst betrogen. Und ich *habe* das in gewissem Sinne gethan. Ich mußte fragen, forschen, das war ich meinem Amt, meiner Würde schuldig. Ich that es nicht und wäre nun unmöglich für meine Kreise, stieße ich nicht den Verbrecher aus meiner Familie aus. Bedenke doch, der Fall wird in öffentlicher Sitzung verhandelt, die Zeitungen werden sich dieses sensationelle Vorkommniß nicht entgehen lassen. Dann aber bleibt mir nichts übrig, als meinen Abschied einzureichen, zu fliehen wie ein Verbrecher."

„Armer Vater!"

Keine von seinen Töchtern stand dem alten Herrn so nahe, wie Rosa; und Rosa wußte, daß es schlimmer als der Tod für ihn war, was ihn hier bedrohte.

„Sieh, mein Kind," begann der Richter wieder, „hier gibt es keinen Mittelweg. Entweder wir Alle gehen mit ihm in Schanden zu Grunde, mit ihm, der sich wie ein Dieb in mein Haus schlich, oder wir sagen uns von ihm los, in aller Form und endgiltig. Er kann nicht länger zu uns gehören; er that es bis zur Stunde nur durch eine Lüge!"

Der Richter saß an seinem Tische, vor ihm auf-

geschlagen das unheilvolle Aktenstück. Sein Urtheil war abgeschlossen.

„Ich schreibe ihm in Deinem Namen," sagte er nun mit fester, klarer, stahlharter Stimme. „Du darfst ihn nicht mehr wiedersehen. Heute bleibst Du hier, morgen reisest Du mit dem Kinde und Steffi nach Lohausen. Inzwischen lasse ich hier die Scheidung einleiten und nach Möglichkeit beschleunigen. Jede Stunde ist Gewinn."

„Nein, Vater," rief sie unter Thränen, „das ist nicht möglich, das kann nicht sein! Er ist mein Mann, der Vater meines Kindes. Vielleicht auch ist's doch ein Irrthum! Laß ihn zu Dir kommen und sich vertheidigen. Je mehr ich's überdenke — ich kann's doch nicht glauben!"

„Ich aber, Rosa, ich *glaube* nicht, ich *weiß*, daß hier ein Zweifel ausgeschlossen ist!"

Und er bewies ihr haarscharf, wie das Protokoll entstanden, wie es nur durch das Zusammenwirken gravirender Umstände gefordert und wie es in unantastbar klarer Form Rechtens abgegeben werden konnte.

„Wollte ich ihn aber anhören, so könnte er mich wankend machen, und das *darf* nicht geschehen!" so schloß er.

Rosa schwieg. Ihr Vater hatte Recht. Wie vermochte sie ihrem Gatten das Furchtbare in's Gesicht zu sagen? O, kein Zweifel, sie würde schwankend werden.

„Und bedenke weiter," fuhr der Vater fort, „was wirst Du einst Deinem Kinde sagen? Wie soll es mit Achtung von seinem Vater reden? Nein, Willi soll in dem Glauben heranwachsen, daß sein Vater todt ist."

Rosa schauderte; sie wagte nicht zu antworten.

„Lieber einen armen, aber unbescholtenen Tagelöhner zum Vater! Der Abgestrafte muß fort aus unserem Hause!"

Mit Mühe erinnerte sich Rosa an seine Lüge, an sein

Unrecht. Ja, der Vater hatte Recht, aber es war schrecklich. Ganz leise wagte sie jetzt einen Einwand.

„Wenn ich doch vielleicht — mit ihm ginge? Nach Amerika zum Beispiel . . ."

„Das darfst Du nicht," donnerte der Richter. „Noch bist Du meine Tochter und als solche bist Du es meinem Namen schuldig, Dich loszumachen. Ich bin in Ehren grau geworden, will in Ehren sterben. Mit der Unehre haben wir nichts gemein, lieber zu Grunde gehen!"

Rosa war schon wieder stumm. Sie war überwältigt, willenlos gemacht von einem Schicksal, das stärker war, als sie. Und sie wehrte sich nicht länger, drückte nur mit stummen, brennenden Thränen ihr Kind an sich.

Der Vater schrieb mit ihrer Zustimmung an Heinrich:

„Ihre Vergangenheit ist uns bekannt geworden; ich darf nicht zweifeln, daß Alles richtig ist. Sie begreifen, daß dies jedes Band zwischen uns zerschneidet. Denn Sie haben sich unter einer Maske in mein Haus geschlichen, unter der eines ehrenhaften Mannes. Wenn Ihnen noch ein Funke redlicher Gesinnung geblieben ist, so werden Sie einer Scheidung keine Hindernisse bereiten. Meine Tochter, mit deren Einverständniß ich Ihnen schreibe, reist ab. Es hat also keinen Zweck, mich aufzusuchen."

Nun wurde Rosa etwas ruhiger. Heinrich wird sich vertheidigen, dachte sie; er ist unschuldig verurtheilt worden, hat sich für einen Anderen verurtheilen lassen. Sie hoffte, etwas Unbestimmtes, Unfaßbares würde dazwischen kommen. Denn ohne Heinrich zu leben, erschien ihr als ein Ding der Unmöglichkeit.

Aber er kam nicht, wie sie erwartet hatte; er schrieb:

„Ja, ich bin verurtheilt worden und zwar formell — ich sage formell — mit Recht und Grund. Wenn man mich so verstößt und fallen läßt, wie Sie und Rosa es thun, so verzichte ich darauf, mich zu wehren. Nur be-

halte ich mir meine Rechte auf meinen Sohn vor. Auch ich verlasse Berlin. Ich werde mein Brod wo anders finden."

* * *

So nahm das Verhängniß seinen Lauf. In Abwesenheit beider Gatten wurde ihre gemeinsame Wohnung geräumt. Alle drei Schwestern reisten nach Lohausen, während durch einen vom alten Brausewein beauftragten Anwalt die Scheidungsklage eingeleitet wurde.

Heinrich war völlig verstummt; er ließ nichts mehr von sich hören. Es war wie ein Todesfall, aber ohne die Leiche, ohne das Grab, welches eine verklärte Erinnerung ausströmt, einen milden Hauch der Versöhnung. Ein Todter war freilich im Hause, aber man sah ihn nicht, und es war verpönt, von ihm zu sprechen. Und seine unsichtbare Gegenwart bedrückte die Herzen und mordete jedes Lächeln im Entstehen.

Nun hatte Rosa's Gespenst bestimmte Gestalt angenommen, und das unglückliche junge Weib verzehrte sich in stummem Gram.

Zweimal besuchte der Landgerichtsrath seine Tochter; das erste Mal kam er in Begleitung Bodo's, dem man die Wahrheit nur zum geringsten Theil enthüllt hatte. Man dürfe ihm nichts davon sagen, hatte Asta erklärt, denn sein Ahnenschild sei makellos; er wäre im Stande, sich zu erschießen.

Wohl sah der alte Herr, wie es mit seiner armen Rosa bestellt war, aber er blieb unbeugsam trotz dieser Erkenntniß. Es konnte nicht anders sein — Jenem war eben sein Recht geschehen.

8.

Es dauerte nicht lange, so waren die drei Schwestern wieder in Berlin, denn der Landgerichtsdirektor hatte es

ohne sie nicht ausgehalten. Auch in ruhigsten und friedlichsten Tagen hing der alte Herr an seinen Töchtern, konnte er ohne sie nicht leben. Diese zärtliche Zuneigung, die sich in hundert kleinen Zügen äußerte, mochte wohl das Gleichgewicht in dem sonst nur vom formellen Recht erfüllten Manne herstellen. Er konnte aus einer Sitzung kommen, in welcher er Jemanden unerbittlich streng verurtheilt hatte — irgend ein Zeichen ächt väterlicher Liebe brachte er dennoch heim. Und wenn er sich fragte, wie so ganz verschiedene Empfindungen sich in ihm regen konnten, fand er nur die eine Antwort: in meinem Hause herrscht eben das Recht, unter meinen Augen verletzt eben Niemand das Gesetz; daher kann die Härte und Strenge meiner Anschauungen daheim nicht zur Geltung kommen.

Den Prozeß Heberle als Richter zu Ende zu führen, hatte der alte Brausewein abgelehnt. Zwar von der Vernehmung des Doktors Heinrich Forster hatte man absehen müssen, da dieser glaubhaft nachgewiesen hatte, daß sein derzeitiger Aufenthalt im Auslande sich nothgedrungen noch weit ausdehnen müsse. Aber auch ohnedies wünschte sich der Direktor gerade diesem Prozeß zu entziehen. Nicht allein, weil er fürchten mußte, nicht frei von Befangenheit zu bleiben, sondern noch mehr aus Rücksicht für Rosa, der er heute fast noch mehr zugethan war, für die er noch zärtlicher empfand, als zuvor. Vielleicht fühlte er die Verantwortung, sie ihres Gatten, den kleinen Willi des Vaters beraubt zu haben, und so suchte er sie durch verdoppelte Zärtlichkeit zu entschädigen.

Heberle war inzwischen freigesprochen worden, zur großen Genugthuung des alten Brausewein, der hier sicher einem schweren Kampf entgangen war. Und da nun diese Angelegenheit aus der Welt geschafft war, gelang es doppelt leicht, Bodo außerhalb des Geheimnisses bleiben zu lassen. Er wußte bis zur Stunde noch nicht, was

zwischen Rosa und seinem Schwager stand. So gab es denn keinen Grund für die drei Töchter Brausewein's, der Hauptstadt noch länger fern zu bleiben.

Rosa hoffte noch immer auf irgend ein fabelhaftes Ereigniß, welches den Gatten rechtfertigen, ihn ihr zurückgeben könnte, denn welch' ein Grauen sie auch vor seiner That empfand, die Liebe für ihn war nicht erstorben. Asta drängte nach Berlin. Mit Schrecken hatte sie gesehen, wie auf dem Gute eine arge Verwahrlosung eingerissen war. Soviel stand fest: mit dem Ablauf der Pachtzeit war Bodo's Besitzthum nur noch halb so viel werth, als zuvor. Auf das Dringlichste hatte sie ihren Mann gebeten, seinen Besuch zu wiederholen, eine gründliche Inspektion zu unternehmen — Bodo kam nicht. Seine Pflichten hielten ihn in Berlin zurück, schrieb er der immer unruhiger werdenden Asta.

Und ebenso ruhelos sah Steffi dem Tage der Rückkehr entgegen. Sie hatte tiefes Schweigen bewahrt über Alles, was sie bewegte, wenigstens dem Vater und Asta gegenüber. Nur Rosa hatte sie sich in einer stillen Stunde anvertraut, während Asta hinausgefahren war, um sich zu vergewissern, ob man wirklich gewagt hatte, den jungen Wald abzuholzen.

Anfangs war Rosa ganz sprachlos über das Abenteuer. Schließlich rührte sie der Jammer der Kleinen, und sie versprach Hilfe. Aber mit Vorsicht, denn der Vater war eben jetzt zu schwer getroffen.

An einem Junitage kamen sie in Berlin an. Natürlich stand Bodo mit drei kleinen Sträußchen in der Hand auf dem Bahnsteige. Solche konventionellen Verpflichtungen versäumte er nie.

Es war kein frohes Wiedersehen. Jedes von ihnen belastet mit Sorgen, Befürchtungen, Kummer. Bodo kam seiner Frau sehr angegriffen vor; auch der alte Herr er-

schien seinen Töchtern nicht mehr so rüstig, wie noch vor vier Wochen, als er sie in Lohausen besucht hatte. Unverändert war nur Tante Julchen. Sie hatte es ja vorausgesagt, daß man es in dem gräßlichen Nest, dem Lohausen, nicht lange aushalten würde.

Rosa sprach jetzt öfter als jemals in Asta's Wohnung vor. Sie ging dem Vater und seiner rührenden Aufmerksamkeit nicht gerade aus dem Wege, aber es zog sie doch mehr zur Schwester; vielleicht, weil sie deutlich fühlte, daß auch hier das Unglück über Nacht hereinbrechen werde.

Der schöne, große Piglheim fehlte noch immer, auch Asta's kostbare Uhr hatte sich noch nicht wieder eingefunden. Im Gegentheil: die Wohnung wollte Rosa merkwürdig leer erscheinen, sie konnte nicht sagen warum. Leer, verödet! Keine Gäste, keine Empfänge mehr; die gutgeschulte Zofe entlassen, hier und dort Staub, Unordnung, ein Bild fortschreitender Verwahrlosung. Dazu kam eine seltsame Apathie, die sich in Asta's ganzem Wesen zeigte. Sie, die sonst den Spielplan des Lessingtheaters ebenso genau kannte, wie die Reihe bevorstehender Konzerte, sie hatte in diesem Jahre noch nicht einmal die Kunstausstellung besucht. Und doch hätte sie mehr als je Grund gehabt, sich zu zerstreuen, denn Bodo war immer von Hause abwesend, Tage und Nächte hindurch.

Jedermann mußte sehen, wie hier der Verfall einriß, wie das Unglück fast greifbar nahe war. Nur der Vater sah es nicht. Er, der scharfsinnige Jurist, hatte kein Auge, keine praktische Beobachtungsgabe. Nur die ganz formelle äußere Ordnung war es, die ihn beherrschte. In die Dinge hineinzublicken, nach dem inneren Grund ihrer Entwickelung zu fragen, diese Fähigkeit war ihm abhanden gekommen in der langen Uebung feststehender Normen und Formen. Hier und da versuchte Rosa leise, auf die sicht-

lich veränderte Lage im Hause wie in der Ehe Asta's hinzuweisen. Aber der alte Herr verstand sie nicht. Asta hatte doch aus Liebe geheirathet, einen Mann aus der besten Gesellschaft, sie mußte glücklich sein! Und als es schließlich auch ihm aufzufallen begann, daß Bodo jetzt so gar nicht mehr zu Hause anzutreffen war, erschöpfte sich Asta in Entschuldigungen für ihren Gatten. Und diese Frau sollte unglücklich sein?

Traf der alte Brausewein seinen Schwiegersohn wirklich einmal an — wie zärtlich schienen die Beiden miteinander zu verkehren. Bodo war immer „trostlos unglücklich", so lange fern geblieben zu sein; Asta lächelte etwas mühsam und meinte: „Ich weiß ja, lieber Bodo, es ist nie Deine Schuld, wenn Du wegbleibst!"

Landgerichtsdirektor Brausewein, dieser gewiegte Menschenkenner, lächelte verständnißinnig dazu. Ihm sollte man nicht erzählen, daß hier etwas nicht in Ordnung sei, hier, wo Mann und Frau sich so verstanden.

Rosa und Steffi aber machten zweifelhafte Gesichter. Mit ihrem weiblichen Instinkt erkannten sie, daß das Glück anders aussah.

Der munteren Steffi besonders ging die dumpfe, schwüle Stille, welche auf ihrem Kreise wie ein Nebel lag, sehr gegen den Strich. Sie besuchte zwar, fast noch pünktlicher als im Anfang, die Musikabende der „Harmonie", und war glücklich, mit dem Geliebten plaudern zu können. Sie hoffte auch unentwegt auf die Zukunft. Aber diese Zukunft lag doch noch gar so ferne! Einmal war sie im Viktoriabazar gewesen, ganz heimlich, allein, um ihn zu sehen; der Vereinsabend in dieser Woche war ausgefallen.

Er verkaufte eben Frottirbürsten. Steffi warf ihm einen liebevollen Blick zu; er aber schien doch sehr verlegen und blickte kaum auf. Steffi beschloß, nicht mehr in den Viktoriabazar zu gehen. —

Heute Abend saßen Rosa und Steffi mit dem kleinen Willi im Wohnzimmer bei Brauseweins. Der Landgerichtsdirektor war ausnahmsweise nicht zu erwarten; die Schwurgerichts-Abendsitzungen pflegten sich bis spät hinauszuziehen. Das war übrigens der einzige Anlaß, der den alten Herrn fernhalten konnte.

Rosa hatte geweint. Am Nachmittag war der Bureauvorsteher ihres Rechtsanwalts dagewesen und hatte ihr einen größeren Geldbetrag übermittelt. Kurz nach der Katastrophe schon waren von Heinrich Anordnungen getroffen worden, welche sowohl die Mitgift seiner Frau, als auch das hübsche Sümmchen, das er sich erspart, zu ihrer Verfügung stellten. Seine Außenstände sollte ihr Mandatar einziehen; er hatte heute mit ihr abgerechnet und ihr gleichzeitig eine Lebensversicherungspolice überreicht, welche Heinrich erworben. Endlich lieferte ihr der Anwalt ein Sparkassenbuch ab, von dessen Existenz sie nichts wußte. Sie schluchzte laut auf, als sie das Büchlein aufschlug und las: „Willi Forster." Immer am 21. des Monats hatte Heinrich ein Goldstück für seinen Jungen eingezahlt, mehr als dreißig Mal hatte er die Zahlung pünktlich geleistet, bis zum Monat Mai dieses Jahres. Da war am 20. das Unglück hereingebrochen. Bald würde der 21. August da sein, Willi's vierter Geburtstag, und der Vater würde fehlen! Sie verging vor Schmerz und Jammer, vor Sehnsucht nach Heinrich. Wie ein zehrendes Fieber nagte die Reue an ihr. Wenn es doch ungeschehen zu machen wäre!

Asta trat ein, blaß und verstört.

Rosa eilte ihr entgegen. „Ist Dir etwas geschehen?" fragte sie besorgt.

Die ältere Schwester versuchte zu lächeln. „Nicht doch, wie kommst Du nur darauf? Ich möchte dem Vater guten Abend sagen."

Sie erschrak sichtlich, als man ihr sagte, der alte Herr werde heute erst in der Nacht erwartet.

„Nun, Asta's wichtige Angelegenheit hat gewiß auch Zeit bis morgen," meinte Steffi.

„Ja — o gewiß!" antwortete Asta, mit blassen Lippen lächelnd. Sie nahm Platz und ließ sich mühsam in eine gezwungene Unterhaltung ziehen. Mit ihren Gedanken beschäftigt, fragte sie, weshalb die Schwestern nicht die Gelegenheit benützten, einmal einer Schwurgerichtssitzung beizuwohnen.

Darin sei der Vater noch immer so strenge, als früher, gab man ihr zur Antwort; nur bei ganz unverfänglichen Fällen gebe er die Erlaubniß. Und Steffi erzählte, wie er sie neulich abgewiesen habe, als der sensationelle Beleidigungsprozeß zwischen dem berühmten Kritiker und einer ehemaligen Schauspielerin verhandelt worden sei.

Aber Asta hörte gar nicht hin. Ganz unvermittelt platzte sie auf einmal heraus: „Liebe Rosa, könntest Du mir nicht wieder mit einem kleinen Betrage aushelfen? Ich befinde mich gerade in einer ärgerlichen Verlegenheit!"

Rosa griff nach ihrem Portemonnaie. „Wenn es sich um nichts Anderes handelt, als um die paar Mark, die Du brauchen kannst — Du, die seit einiger Zeit so anspruchslos geworden ist —"

„Nein, nein," unterbrach sie Asta, „diesmal ist es Bodo, der —"

Sie stockte. Rosa und Steffi wechselten einen Blick unwillkürlichen Einverständnisses. Die Kleine begriff die Situation, obwohl bis zur Stunde noch Niemand mit ihr darüber gesprochen hatte.

Nun trat Rosa zu ihrer Schwester, legte ihr liebevoll die Hand auf die Schulter und sagte mit mildem Ernst: „Sei doch endlich einmal aufrichtig, Asta! Du kannst

den trügerischen Schein ja doch nicht behaupten! Sprich Dich einmal ganz frei und offen aus!"

„Was — was meinst Du denn? Ich verstehe Dich nicht," versetzte Asta mit unsicherer Stimme.

„Nun, so will ich Dir helfen," sprach Rosa, deren ganzes Wesen merkwürdig an Energie gewonnen hatte, seit das Unglück über sie gekommen war. „Du brauchst Geld für Deinen Mann, der unverhältnißmäßig viel ausgibt und Dich dabei vernachlässigt. Du bist unglücklich und suchst es zu verbergen. Hinter dem äußeren Glanz Deines Hauses verbirgt sich Noth und Elend. Ich weiß nicht, wie und wodurch das so hat kommen können, aber es ist so. Und wir haben ein Recht auf Dein Vertrauen."

Vergeblich versuchte Asta, zu sprechen; die Zunge war ihr wie gelähmt.

„Versuche es nicht, zu leugnen," fuhr Rosa fort, „es ist so, wie ich sage. Und nun mach Deinem Herzen Luft. Um was handelt sich's heute?"

Asta saß starr, wie eine Statue. Plötzlich brach sie in Thränen aus, sich Rosa in die Arme werfend. Was sie so lange mit übermenschlicher Anstrengung zurückgedämmt hatte — endlich riß es die Schranken nieder.

„Ach, Rosa," schluchzte Asta, „ich bin zum Sterben unglücklich!"

Das sah freilich noch viel ernster aus, als Rosa geglaubt hatte.

„Du übertreibst," suchte Rosa die Schwester zu beruhigen. „Du bist so glückverwöhnt, daß Dich schon eine kleine Gefahr erschüttert."

„O nein, nein! Wie viel glücklicher als ich, wie beneidenswerth bist Du, Rosa!" rief Asta unter Thränen. „Dein Mann ist zwar bestraft, ist bürgerlich unmöglich, aber er liebte Dich, er liebt Dich noch heute, er gehörte

Dir mit jeder Faser, war immer bei Dir, dachte nur für Dich, sein Leben und sein Innerstes lag allezeit offen vor Dir, bis auf den einen dunklen Punkt. Wie viel schwerer hat es mich getroffen, wie viel beklagenswerther bin ich!"

Rosa vergaß das eigene Leid bei all' dem Jammer, der hier ausbrach. Ein tiefes, inniges Mitgefühl erfaßte sie; hier mußte noch Hilfe zu schaffen sein.

„Nicht doch, meine liebste Asta," bat sie, „auch Bodo liebt Dich. Was Dein Glück bedroht, sind Standesfehler, vielleicht auch Hang zum Leichtsinn. Doch kann beides nicht so tief wurzeln, daß es nicht noch auszurotten wäre."

„Es ist fast so alt, als unsere Ehe," begann Asta, nun ein wenig ruhiger. „Schon von der ersten Stunde sah ich, daß er nicht rechnen konnte, nicht mit dem ausreichen, was er hatte. Und bald begann er zu wetten bei den Rennen, die er schon als Offizier besucht hatte. Zu seinem Unglück war's, daß er gewann. Denn nun war der böse Dämon der Spielleidenschaft entfesselt. Immer höher wurden seine Sätze, bald spielte er auch im Klub und seit einiger Zeit bei jener Baronin, bei der sich die Turfwelt immer zusammenfindet. Nun scheint ihn alles Glück verlassen zu haben, er verspielt große Summen. Und wenn ich ihn bitte, beschwöre, wird er heftig — er könne doch sein Geld nicht stecken lassen. O, ich habe unsäglich gelitten in den letzten Wochen. Heute Abend kam er ganz verzweifelt nach Hause. Er müsse um jeden Preis Geld haben! Und ich wußte keinen Rath."

In ängstlicher Erregung hatten Rosa und Steffi zugehört. Noch während man sie zu beruhigen suchte, und Rosa erwog, ob nicht etwa sie einen Versuch machen sollte, den Schwager zu beeinflussen, trat plötzlich Bodo ein.

Bleich und verstört, mit finsterem Blick stand er vor ihnen, diesmal nicht die bei ihm so üblichen äußeren

Formen beobachtend. Er hatte Rosa und Steffi kaum flüchtig begrüßt, als er auch schon mit schlecht verhehltem Zorn auf Asta zutrat und sie heftig am Handgelenk faßte. Er schien jede Rücksicht außer Acht setzen zu wollen.

„Nun, Asta," rief er, „ich warte auf Dich! Du weißt es und Du kommst nicht!"

Seine Frau stotterte etwas und suchte mit den Blicken die Schwestern zum Schweigen zu bringen.

Er aber fuhr fort: „Du weißt ja, wie es steht. Und Du versprachst mir doch — so beeile Dich gefälligst! Ich kann nicht länger warten!"

Noch ehe diesmal Asta antworten konnte, war Steffi aufgesprungen. Ihre Augen funkelten, ihre Haltung zeigte volle Entschlossenheit.

„Wollen Sie meine Schwester gleich loslassen!" rief sie mit Entrüstung. „Ich weiß nun Alles, durchschaue Alles. Sie wollen Geld und wieder Geld. Sie haben die arme Asta gequält, Ihnen vom Vater welches zu beschaffen. Und da der Vater nicht da ist, sitzt die Bedauernswerthe hier rathlos, hilflos, in tödtlicher Verlegenheit. Nun fallen Sie da herein und sind auch noch roh! Es ist schändlich! Sie sollten sich schämen, Herr Baron! Da haben Rosa und ich besser gewählt. Rosa's Mann hat sich zwar etwas zu Schulden kommen lassen, ist bestraft worden, aber nie ist er so gewesen, wie Sie! Und was mich betrifft, so ist mir mein Handlungskommis auch lieber! Nie würde er so handeln, denn er ist selbstlos, ehrenhaft und anständig!"

Nun war die Bombe geplatzt. Bodo hatte ja bisher keine Ahnung, weder von Heinrich's Vorleben, noch von der Existenz des Herrn Schwarz. Wer hätte auch ihn in's Vertrauen ziehen sollen, ihn, der für seine eigene Frau keine Zeit hatte.

Er lachte höhnisch auf. „Schöne Aufschlüsse das über

meine Herren Schwäger," sagte er und streifte die Glacé-handschuhe an. „Asta, Du kommst mit mir. Wir wollen über die Sache noch sprechen."

Und er zerrte Asta mit sich. Diese zögerte einen Augenblick, aber nur einen Augenblick; dann folgte sie ihm. Noch in der Thür warf sie einen anklagenden Blick auf Steffi, als wollte sie sagen: was nun kommt, hast Du auf dem Gewissen!

Rosa machte eine Bewegung, als wollte sie die unglückliche Schwester zurückhalten. Es war ihr ein schrecklicher Gedanke, sie nun allein mit dem Wüthenden zu wissen. Aber sie bezwang sich; in ihrer Lage hatte sie doppelten Grund, sich nicht einzumischen.

„Aber Steffi," sagte sie jetzt, „wie unklug von Dir! Bodo ist außer sich und wird nun Dein Geheimniß dem Vater preisgeben!"

„Mag er," rief die Kleine, „ich fürchte mich nicht! Mein Kommis ist besser als dieser Aristokrat! Mag es darauf ankommen, ich bin gewappnet!" —

Erst nach elf Uhr kam Landgerichtsdirektor Brausewein nach Hause, erschöpft von einer langwierigen Verhandlung. Rosa bediente ihn bei Tische. Steffi schlief angeblich schon; in Wahrheit hatte die kluge Rosa sie entfernt, um dem Vater vorsichtig beizubringen, wie es mit seiner Steffi stehe.

Sie ließ sich geduldig erzählen, was dem alten Landgerichtsdirektor wieder den Kopf warm gemacht hatte. Es handelte sich um offenkundigen Meineid; Anlaß dazu war eine unglückliche Ehe gewesen.

Mit Geschick und Eifer spann Rosa das Thema von der unglücklichen Ehe aus.

„Wie selten hört man heute von einer glücklichen Ehe! Sieh, Vater, wie traurig die meine sich gestaltet hat, auch bei Asta ist nicht Alles, wie es sein soll. Ach, wenn doch wenigstens Steffi glücklich würde!"

„Das hoffe ich," sagte der alte Herr. „Sie wird ja die Augen aufthun!"

„Bemerkst Du denn nicht, Vater, daß sie sich in Gram verzehrt?"

„Ja," gab er zu, „doch wohl nur Deinetwegen."

„Nein, Vater, auch ihretwegen! Es ist ein Herzenskummer, nur wagte sie Dir nicht davon zu sprechen!"

„Und warum nicht?"

„Weil es uns fraglich erschien, ob Du mit ihrer Wahl einverstanden sein würdest!"

„Wenn der Mann nur nicht bestraft ist," sagte rücksichtslos der alte Herr, „dann meinetwegen ein Schuster."

Rosa verschluckte die Thränen, die ihr aufsteigen wollten. Sah sie doch, daß es ihr gelingen würde, den Vater gefügig zu machen. Aber noch galt es, vorsichtig zu sein.

„Nun," meinte sie, „ein Schuster ist er freilich nicht. Aber eine gesellschaftliche Stellung nimmt er auch nicht ein."

Der Landgerichtsdirektor begann ungeduldig zu werden. „Nur heraus damit," kommandirte er. „Was ist er?"

„Er ist Kaufmann."

Der alte Herr schob mit der Linken die Brille hoch, indeß er mit der Rechten weitergabelte. „Ein Kaufmann," brummte er, „das ist allerdings ganz und gar nicht nach meinem Wunsch! Wenn er aber noch nicht bankerott gemacht hat —"

„Dazu war er gar nicht in der Lage, Väterchen. Er ist noch nicht selbstständig!"

„Also ein Buchhalter oder so etwas?"

„Nicht einmal das, liebster Vater," sagte Rosa besorgt.

„So mach' doch ein Ende, Röschen! Was ist denn der Mensch?"

„Nur ein Kommis!"

Nun war es heraus. Rosa sah mit Schrecken, wie der alte Herr die Gabel fallen ließ. Es hatte ihn doch aus der Fassung gebracht.

„Nein, mein Kind," sagte er jetzt, „nein, siehst Du, das geht denn doch nicht! Und Du solltest das begreifen! Bedenke nur, welch' furchtbares Opfer wir erst eben gebracht haben — lediglich um meines Amtes willen. Nun, Steffi's Wahl würde mich zwar nicht unmöglich, aber lächerlich machen! Ein Kommis kann nicht in meine Familie eintreten — es ist ganz unmöglich."

Er machte eine kleine Pause, blickte ernst vor sich nieder, rückte die Brille, dann schüttelte er heftig den Kopf. „Nein," erklärte er ihr bestimmt, „das geht nicht!" Und milder fügte er hinzu: „Man muß sie davon abbringen — mit Schonung natürlich! Und nicht wahr, Röschen, Du wirst mir dabei helfen!"

Nur mit Mühe verhielt Rosa diesmal das Weinen. Sie war doch eine schlechte Diplomatin. Endlich fiel ihr ein Ausweg ein.

„Sieh, Väterchen, er ist aus guter Familie; sie haben sich auch in bester Gesellschaft kennen gelernt — in der ‚Harmonie.'"

Der Alte lächelte. „Also hat doch Tante Julchen einmal im Leben richtig vorausgesehen!"

Und Rosa fuhr fort: „Man kann deshalb auch mit ihm nicht allzu hart verfahren. Das Beste, scheint mir, wäre, daß Du ihn einmal sprächest. Das würde Steffi trösten, ihr zeigen, wie ernst man die Sache nimmt. Und er macht durchaus den Eindruck, als wäre er ein recht vernünftiger, einsichtiger Mann. Wenn Du ihm nun in Deiner milden Weise Vorstellungen machtest, wer weiß, ob das nicht am leichtesten der Sache ein Ende schafft."

Die Zustimmung des Landgerichtsdirektors kam wohl nicht recht von Herzen; allein er gab sie schließlich. Er

war es seiner Kleinen schuldig. Beruhigt sagte ihm Rosa gute Nacht.

Vielleicht machte Jener wirklich einen guten Eindruck auf den alten Herrn. Vielleicht auch würde er umgestimmt — zum Entsagen! Jedenfalls kam Klarheit in die Sache. Und sie tröstete die zitternde Steffi so gut sie konnte.

Kaum aber war die Kleine eingeschlafen, als in Rosa der Kummer neu erwachte. Wenn nun kam, was sie kommen sah, wenn nun der Richter den jungen Mann überzeugen würde, daß er, der Handlungskommis, nicht der rechte Gatte sei für die Tochter des hochgestellten Beamten, dann hatte sich auch Steffi in ihren Glückshoffnungen verrechnet.

Und so schwebte über allen drei Töchtern des Landgerichtsdirektors, der sie nur aus Liebe verheirathen wollte, düster und drohend das schwerste Verhängniß des Weibes, sich in der Wahl des Gatten getäuscht zu haben!

9.

Wieder war es Sonntag. Die drückende Stimmung, die über dem Hause des alten Brausewein lag, hatte sich seit dem häßlichen Auftritt zwischen Bodo und Asta noch verschlimmert. Asta, die sonst zu kommen pflegte, um den Vater zu begrüßen, war bis jetzt unsichtbar geblieben. Steffi fühlte sich, nun der Vater Alles wußte, beklommener als je; sie wagte kaum, ihm unter die Augen zu treten. Und Rosa war vergrämter, als alle die letzten Tage. Je mehr sie sich in Theilnahme für die Schwestern erschöpfte, desto mächtiger rüttelte die Sehnsucht an ihr, wenn sie, wie jetzt, mit sich allein war.

Der Landgerichtsdirektor saß, wie immer, wenn er dienstfrei war, vor seinen Akten am Schreibtische. Zwar

arbeitete er, aber er war nicht bei der Sache. Hatte er doch soeben eine Verfügung ausgestrichen! Dies Aktenstück, ein Unikum in seiner Praxis, würden die Herren Referendare gewiß mit staunender Verwunderung betrachten. Aber der Direktor konnte seine Gedanken heute nicht, wie sonst, auf die leidigen Diebstähle und Unterschlagungen, auf die Körperverletzungen und Erpressungen konzentriren, deren sorgsame Bearbeitung fast ein gut Theil seiner Welt ausmachte.

Er hatte es doch so gut gemeint mit seinen Töchtern, so gut! Als seine Frau starb, hatte er sich gelobt, ihnen Vater und Mutter zu sein. Und kaum die Hälfte dieser Aufgabe wollte ihm glücken! Diese dumme Geschichte mit Steffi, Rosa's furchtbares Unglück, und schließlich: war's denn mit Asta richtig? Beinahe hätte der Landgerichtsdirektor unter das vortrefflich durchgearbeitete Dezernat eines neuernannten Assessors geschrieben: „Alles verfehlt!" als Bodo eintrat.

Der Baron zeigte fast noch mehr als sonst seine gleichgiltige, blasirte Miene; er war ein wenig übernächtig, aber in Haltung und Toilette, wie stets, ganz Kavalier. Mit einer gewissen Absichtlichkeit begann er von irgend einem unwichtigen Tagesereigniß zu sprechen; er bot dem Schwiegervater eine Cigarre an, eine Brevas, nicht gerade theuer, aber sehr rauchbar — er schien sich heute besonders auf den Fuß der Gleichheit mit dem alten Herrn stellen zu wollen. Schließlich warf er ganz leicht hin: „Vater, ich hätte ein kleines Anliegen an Sie."

Völlig unbefangen rückte sich der alte Herr zurecht und ermunterte durch einen freundlichen Blick den Schwiegersohn zum Weiterreden.

„Ich bin," ging dieser nun stracks auf sein Ziel los, „in Geldverlegenheiten gerathen und möchte Sie bitten, mir zu helfen."

Landgerichtsdirektor Brausewein war auf's Unangenehmste überrascht. Er war bei aller Nachgiebigkeit gegen seine Töchter doch gerade in Geldangelegenheiten ganz außerordentlich peinlich. Demzufolge hatten auch weder Asta noch Bodo jemals Aehnliches gewagt. Immerhin fragte er mit halbem Lächeln: „Doch nur eine Kleinigkeit — wie?"

Bodo wurde ein wenig unsicher. Allein der erste Schritt war gethan, zum Umkehren war's zu spät.

„Natürlich," sagte er nachlässig, „nur eine Kleinigkeit! Ich habe da morgen einen Wechsel von fünftausend Mark zu bezahlen."

„Nun — und?" unterbrach ihn streng der alte Herr.

„Und ich sitze im Augenblick ganz und gar auf dem Trockenen!"

Der Landgerichtsdirektor sprang auf; seine sonstige Gelassenheit verließ ihn. War denn der Mensch von Sinnen?

„Ich traue meinen Ohren nicht," rief er mit verhaltenem Zorn, „wie können Sie —"

„Mein Gott," näselte der Andere, „das kann doch vorkommen! Wir reichen eben nicht. Und da wächst dann so etwas heran."

Der Alte bezwang sich nur mit Mühe. Was war das nur für eine Auffassung vom Leben! Hatte er denn bis dahin nichts davon bemerkt? Und es vollzog sich doch diese Entwickelung der Dinge unmittelbar neben ihm, Haus an Haus, fast unter seinen Augen! Wie war das möglich gewesen?

„Ich habe Asta eine reichliche Mitgift gegeben," begann er nun, „fast zu reichlich für meine Verhältnisse. Wie ich sehe, ist es ein Glück, daß ich dieselbe sicher gestellt habe. Ich habe es auch sonst an recht erklecklichen Zuschüssen nicht fehlen lassen. Da muß ich denn sagen,

daß es mir vollkommen unbegreiflich ist, wie Sie dahin gelangen konnten!"

Bodo zuckte die Achseln. „Wir haben nur standesgemäß gelebt," sagte er gleichmüthig, die Asche von seiner Cigarre streifend.

„Es war Ihre Pflicht," grollte Brausewein, „sich einzurichten. Sie konnten das auch ohne große Mühe, da Ihnen meine Vermögenslage kein Geheimniß war. Ich habe allezeit offen mit Ihnen gesprochen; was ich besitze, davon fiel Asta schon ein größeres Drittel zu, während der Rest für meine beiden jüngeren Töchter bestimmt blieb. Ich selbst, Sie wissen es, ich lebe von meinem Richtergehalt. Und daß ich auch die Ueberschüsse hiervon allezeit für meine Kinder bereit hielt, wissen Sie nicht minder. Ich halte es aber für eine Pflicht des Vaters, in Fällen der Noth — natürlich nur in solchen! — einzutreten, so weit es reicht. Aber eben, weil Sie die Verhältnisse, weil Sie mich kannten, waren Sie verpflichtet, moralisch wie juridisch, Haus zu halten! Dabei konnten Sie sehr wohl ein standesgemäßes Leben führen. Nur durch unverantwortlichen Leichtsinn war es möglich, daß Sie in Sorge kamen. Und nun gar Wechsel! In dieser Höhe — das ist unerhört!"

Es zuckte spöttisch um Bodo's Mund. Er strich sich den wohlgepflegten Schnurrbart und machte eine Handbewegung, wie der Offizier, wenn er einem Honneur machenden Posten abwinkt.

„Nicht echauffiren, Papa," lächelte er, „hat ja gar keinen Zweck! Sie sitzen ja nicht auf dem Richterstuhle! Unter uns — wozu die Redensarten?"

Der Landgerichtsdirektor war starr. Nie hatte er solche Reden von Bodo gehört. Was war in ihn gefahren?

„Ich muß Sie bitten," sagte er mit Würde, „diese

Unterredung abzubrechen. Sie vergessen offenbar, wer und was ich bin — Sie vergessen wohl auch, wer Sie sind!"

„Nein, gerade das vergesse ich nicht," versetzte Bodo jetzt in scharfem Tone. „Aber ich will Sie nicht weiter reizen, ich bitte Sie um das Geld!"

„Kein Wort mehr davon!" entschied der alte Herr. „Ich kann Ihnen solchen Betrag nicht geben — kann und will nicht! Schon aus Grundsatz nicht und am allerwenigsten, wenn Sie in diesem Tone mit mir zu reden wagen!" Er wandte ihm den Rücken zu. In seiner stolz abweisenden Schroffheit lag etwas, das Bodo ganz um seine Fassung brachte.

„Verständigen wir uns also deutlicher," sagte er jetzt, und seine Stimme wurde fast drohend. „Ich hatte gehofft, Sie würden mich auch ohne Erklärung begreifen. Der Eine Ihrer Schwiegersöhne, Herr Doktor Forster, ist ein Abgestrafter — Ihr künftiger Schwiegersohn ein Handlungskommis! Unter solchen Umständen scheint es mir sehr gelinde, wenn Sie mir nichts weiter vorzuwerfen haben, als daß ich zu viel Geld ausgebe. Und außerdem — ich meine, das hätte nicht erst gesagt werden müssen — sind Sie mir wahrhaftig eine Entschädigung dafür schuldig, daß ich in solch' eine Familie gerieth!"

Er hatte stoßweise, mit gepreßter Stimme gesprochen; es wurde ihm doch nicht ganz leicht. Er schämte sich. Auch er hatte sich abgewendet. In's Gesicht wagte er dem alten Herrn nicht zu blicken.

Landgerichtsdirektor Brausewein taumelte, als hätte ihn ein Schlag auf die Stirne getroffen. Ein kalter Schauer überrieselte ihn, ihm war Alles klar: Bodo hatte durch einen unglücklichen Zufall Kenntniß bekommen von der ganzen, so ängstlich verheimlichten Sachlage. Und nun suchte er das Unglück in seiner Weise auszubeuten.

Blitzschnell subsummirte der Richter: Erpressung! Aber eine solche, die sich dem Gesetz entzieht. Da sind alle gesetzlichen Merkmale einer Erpressung, aber der Thäter war rechtlich nicht zu belangen, diese Schurkerei war nicht strafbar!

Und das war sein Schwiegersohn!

Der Schlag war zu wuchtig, zu schwer. Der alte Mann vermochte kaum zu sprechen.

„Ich bitte Sie," brachte er mühsam hervor, „mich zu verlassen — ich muß mich fassen! Ja, Sie sollen das Geld haben, noch heute, ich will mich — von Ihnen — loskaufen!"

Bodo hatte sich betroffen zu ihm gewendet; das Wort brandmarkte ihn, er erbebte unwillkürlich vor der schrecklichen Miene des Greises, der ihm mit einem Blick voll unbeschreiblicher Verachtung die Thüre wies. Wahrhaftig, der Mann stand ihm trotz alledem als Richter gegenüber. Stumm, ohne die Augen noch einmal zu erheben, entfernte sich Bodo.

Nun war der alte Brausewein allein — allein mit seinen Gedanken. Er befand sich in einer geradezu unbeschreiblichen Gemüthsverfassung. War er denn blind gewesen, daß er in dieser Welt des Unrechts, die sich dem Gesetz entzog, seinen heiligen Glauben an die Gerechtigkeit sich zu bewahren vermocht hatte? That sich da nicht ein Abgrund auf, so schauerlich, so unheimlich, wie all' das Gräßliche zusammengenommen, das er in seinem Amt erleben mußte? Wohl Tag für Tag trat das Verbrechen vor ihn hin in tausend Abstufungen. Hier grinste es ihn an, wie die vermenschlichte Gemeinheit, und dort maskirte es die Gier nach Besitz, der Hang zum Müßiggang. Heute sah er den Gewohnheitsdieb mit seinem frech-stumpfen Gesicht so lange leugnen, bis die Gewalt der Thatsachen ihn verstummen machte; morgen stand vor ihm der durch-

triebene Gauner, der jahrelang von seinem ehrlichen Gesicht gelebt, und der nun auch den Richter damit zu täuschen versuchte. Was nur an Bosheit und Verworfenheit die Menschenbrust verhüllen kann — ihm hatte sich's offenbart, ihm hatte sich's aufgedrängt, so oft er zu Gericht saß. Und dennoch, Alle, Alle, die da vor ihm standen, bald heuchlerisch gebückt, bald wild und trotzig, bald wie von Reue geschüttelt und bald verthiert in stoischem Beharren — Alle hatten Muth bewiesen! Nicht nur den Muth der schlechten That, sondern jenen, den die Kenntniß der Folgen fordert! Wer zum Fenster hinausspringt mit dem Bewußtsein, daß er wahrscheinlich nicht mit geraden Gliedern davonkommen wird, wer mit der Strafe *rechnen* muß — ist der nicht besser, ist er nicht milder zu beurtheilen, als Jener, der einen Schurkenstreich begeht, nur weil er sich vor Strafe *sicher* weiß? In der That, es gibt Verbrecher, die das Recht verlachen, weil sie es nicht zu fürchten haben. *Schlecht sein* — das ist das schwerste Verbrechen!

Und solch' ein Wicht, solch' ein gewappneter Verbrecher in seiner Familie! War nicht Heinrich, der mit Kerker Bestrafte, der Bessere? Er, der Alles gethan, um seine Frau glücklich zu machen, der redlich strebte und dessen ganzes Leben ein einziges Sühnen war? Und diese Ehe hatte er, der Vater, gewaltsam zerrissen, hatte das junge, blühende Weib zur gramgebeugten Wittwe, das unschuldige Kind zur Waise gemacht! War das recht gewesen? Sollte er nicht lieber Asta von ihrem Gatten trennen — von diesem eleganten Schurken! Ein Grauen erfaßte ihn: auch diese Ehe war unmöglich!

Und wider seinen Willen stieg Heinrich's Bild vor ihm auf. Der ehrliche, klare Blick, sein bescheidenes und doch selbstbewußtes Wesen, seine Zärtlichkeit für Frau und Kind, sein Fleiß, seine selbstzufriedene Genügsamkeit.

Wie sich sein richterliches Gewissen auch dagegen sträubte, sein Herz zog ihn zu dem Bestraften!

Er wußte nicht, wie lange er so gesessen hatte, mit sich selber hadernd und mit seiner kurzsichtigen Erkenntniß. Dann nahm er Geld aus einer Kasse, steckte es in ein Couvert und ging zu seinen Töchtern. Er wollte es Rosa für Asta geben. Zwar sein Inneres empörte sich dagegen. Es war unmoralisch, dem Erpresser nachzugeben. Sollte man aber bei seinem Schwiegersohne einen Wechsel protestiren? Nein, unmöglich! Zerknirscht sagte er sich: auch diesmal siegt das formale Recht über das Recht des Herzens, die Moral! —

Im Wohnzimmer fand er bei den jüngeren Töchtern Asta, die sich ihm weinend in die Arme warf.

„Verzeihe mir, Vater — es geschah ohne mein Wissen!" schluchzte sie. „Nie hätte ich es zugegeben — lieber sterben!"

„Du hättest dafür sorgen sollen, daß es mit Deinem Manne nicht so weit kam," sagte der Vater strenge.

„Ja, ich bin schuld," gestand sie unter Thränen, „weil ich sein Thun bisher vertuschte, mich schämte, weil ich Alles hergab. Ich — ich glaubte ja an ihn! Erst heute, vor wenigen Minuten brachte ich ihn zum Geständniß!"

Der alte Richter lauschte auf. Hatte Bodo vielleicht noch etwas gerichtlich Strafbares begangen? Und war es nur ein nothgedrungener zweiter Schritt, den er dort drinnen eben that.

Asta sagte ihm, was sie wußte. Wie Bodo immer neue Spielverluste erlitten habe und wie er schließlich, um mit einem Schlage Alles zurückzugewinnen, gemeinsame Sache mit einem Jockey gemacht. Er setzte große Summen auf ein zweites Pferd, indessen der bestochene Reiter das erste Pferd zur Niederlage führte. Und dieser Streich mißglückte, weil schließlich noch ein dritter Renner

in den Kampf eintrat und siegte. Der Jockey aber, der sich durch einen Wechsel von Bodo sichergestellt hatte, bestand auf seinem Schein. Deshalb sei Bodo in Verzweiflung.

„Betrug! Betrug!" murmelte der Alte finster. „Hier ist das Geld! Ich habe es Deinem Mann versprochen. Aber sorge, daß es das letzte ist!"

Asta machte eine Bewegung, als wolle sie das Geld zurückweisen. „Bodo erklärte mir soeben," sagte sie, „er werde den sauren Gang thun, werde um Prolongirung bitten. Er war merkwürdig verändert."

„Hier, nimm das Geld," befahl der Vater, „er soll sich nicht weiter abhängig machen von dem Lumpen — nimm! Aber sorge, daß es anders werde!"

„Das will ich, Vater, glaube mir, das werde ich! Nur verlange nicht von mir, daß ich ihn verlasse! Ich liebe ihn noch immer!"

Sie küßte dankbar des Vaters eisigkalte Hand und ging.

Rosa blickte den Alten bitter anklagend an. Auch sie liebte ihren Gatten, und sie hatte ihn verlassen müssen — um des Vaters willen!

Landgerichtsdirektor Brausewein erbebte. Das war der Blick des Anklägers, der da auf ihm ruhte; er wandte sich ab und schwankte mühsam in sein Zimmer.

Jetzt saß er wieder bei der Arbeit. Ja, wenn die Pflicht nicht wäre! Was sollte er beginnen?

Es klopfte, nun stand ein schlanker, hübscher junger Mann vor ihm. „Mein Name ist Schwarz, ich bin Verkäufer im Viktoriabazar. Ihre Fräulein Tochter erfreute mich heute mit der kurzen Botschaft, ich dürfe kommen."

Herr Schwarz sprach mit ruhigem Anstand, hielt sich fast vornehm und doch nicht unbescheiden. Wer hätte je geglaubt, daß ein Ladendiener solche Figur machen könne.

Der Landgerichtsdirektor raffte sich zusammen. Auch dieser mußte gehört werden, wenn er auch zu sehr ungünstiger Stunde kam.

Nun hatte der alte Brausewein seine würdevolle Haltung wiedergefunden. In jenem mild mahnenden Tone, mit welchem er ein Zeugenverhör zu beginnen pflegte, sagte er: „Ich will den Versicherungen meiner Tochter glauben, Herr Schwarz, daß Sie sich bisher angemessen und bescheiden betrugen. Aber Sie werden es selbst begreifen: die Sache ist unhaltbar! Sie machen ja den Eindruck eines ernsthaften Menschen — was dachten Sie, was daraus werden solle? Die Verhältnisse, welche Ihren Wünschen im Wege stehen, sind Ihnen bekannt. Was also hatten Sie vor?"

„Mir eine Existenz zu gründen," antwortete der junge Mann, „eine bescheidene, aber anständige Stellung. Und das schien mir nicht allzuschwer. Ich weiß es wohl, Herr Direktor, der Form nach habe ich nicht korrekt gehandelt, aber mein Herz riß mich hin, und das ist vielleicht entschuldbar!"

Auch dieser hatte einen warmen, ehrlichen Ton wie Heinrich. Auch dieser rückte ihm im ersten Augenblicke menschlich nahe. Das hatte Bodo nie vermocht. Schon wurde es dem alten Richter schwer, nicht allzu warm zu werden.

„Darf ich Sie fragen," sagte er, seinem Besucher einen Stuhl anbietend, „welche Aussichten Sie haben?"

Mit wenig Worten erzählte Schwarz seine Geschichte; es klang wie Stolz, als er schloß: „Wenn es mir gelungen ist, dies für meine Geschwister zu thun, so darf ich hoffen, auch für eine Frau aus den besseren Kreisen ausreichend sorgen zu können. Freilich, ich werde noch recht viel Waaren verkaufen müssen, aber glauben Sie mir, Herr Landgerichtsdirektor, auch damit kann man an's Ziel kommen!"

Der alte Brausewein war schon überwunden; er konnte dem jungen Mann nicht zürnen, der vor ihn hintrat, wie einst Heinrich, der geliebte Verlorene — nur lebhafter, feuriger.

„Ich glaube Ihnen, mein lieber Herr," sagte er jetzt milde. „Aber wenn Sie auch noch so fleißig sind, es wird sehr langsam gehen!"

„Gewiß, verehrter Herr," bestätigte Jener, „aber auch außerdem habe ich noch eine Aussicht. Sie wissen vielleicht schon davon?"

Der Direktor verneinte und Herr Schwarz fuhr fort: „Sollte Ihnen Fräulein Stefanie gar nicht von meinem geheimen Gönner erzählt haben? Nicht? Nun sehen Sie, das wird Ihnen vielleicht abenteuerlich vorkommen, aber ich hoffe auf den Mann. Lassen Sie sich in Kürze sagen." Und er berichtete, wie ihn eine geheimnißvolle Persönlichkeit nach einer gewissen Richtung gefördert habe, wie sie zweifellos auch bereit sein würde, ihm in anderer Weise nützlich zu sein.

„Da sehen Sie, Herr Landgerichtsdirektor," sagte er, seine Brieftasche hervorziehend, „hier schreibt er mir vor einigen Wochen, er trete jetzt eine große Reise an; er werde mich aber nicht vergessen. Und wenn ich früher oder später einmal etwas Besonderes auf dem Herzen hätte, so solle ich mich nur melden. Ist es vielleicht gefällig, selbst zu lesen?"

Er legte Herrn Brausewein den sauber gehaltenen Brief vor.

Kaum hatte der Alte auch nur einen Blick auf das Schreiben geworfen, als er mit einem unwillkürlichen Ausruf die Brille herunterriß.

„Ich — ich habe wohl falsch gesehen!" rief er ganz bestürzt aus.

Herr Schwarz schwieg; er verstand den ein wenig wunderlichen alten Herrn nicht.

„Das ist ja die Handschrift meines Schwiegersohnes, des Doktor Heinrich Forster!“ fuhr Jener fort, nachdem er die Augengläser geputzt und den Brief nunmehr genau geprüft hatte. „Wie kam Herr Doktor Forster zu Ihnen?“

„Forster? Forster?“ wiederholte Schwarz, als suche er in seiner Erinnerung. Und jetzt schlug er sich mit der Hand vor die Stirn: „Forster, ja Forster! Wie konnte ich nur nicht gleich daran denken! So hieß der arme Kerl, der damals verurtheilt wurde!“

Der alte Brausewein zuckte zusammen. Aber — die Wahrheit über Alles!

„Ja,“ sagte er mühsam, ohne den Zusammenhang zu fassen, „verurtheilt ist er, doch — doch weiß man davon nur innerhalb meiner Familie!“

„O, ich begreife,“ meinte Schwarz, die Sache taktvoll leicht nehmend, „ich bin nur ganz außer mir, daß ich nicht auf Doktor Forster rieth! Der Gute, der Edle! Er versuchte mich zu entschädigen für das, was die Meinigen durch seinen Bruder Karl erlitten!“

„Welchen Bruder?“ fragte jetzt in größter Spannung der Richter.

„Wie, Herr Direktor, das wissen Sie nicht? Hat er Ihnen nie von seinem Bruder Karl erzählt, der damals mit ihm vor Gericht stand — jetzt sind es wohl zehn Jahre her — und zu zehn Jahren Kerker verurtheilt wurde?“

„O bitte, sprechen Sie, erzählen Sie,“ drängte der alte Brausewein, dem allmälig eine Ahnung aufzusteigen begann.

„Nun,“ berichtete Schwarz, „Karl Forster war jener ungetreue Prokurist meines Vaters, von dem ich Ihnen vorher sprach, derselbe, der uns zu Grunde gerichtet hat. O, ich entsinne mich noch aller Einzelheiten, ich war ja damals fast siebenzehn Jahre alt. Karl Forster war der

älteste Sohn einer armen Wittwe, die ihre Kinder mit unsagbarer Mühe durchbrachte. Aber die beiden Jungen waren sehr begabt — ich sagte Ihnen ja, wie Karl durch seine Tüchtigkeit sich das volle Vertrauen meines Vaters gewonnen hatte. Und er muß, trotzdem er zum Betrüger wurde, doch nicht ganz schlecht gewesen sein. Denn er allein hatte es ermöglicht, daß der Jüngere, Heinrich, studiren konnte. Was den Vertreter meines Vaters eines Tages zum Lumpen werden ließ, kann ich nicht sicher sagen; es wird wohl richtig sein, was man damals erzählte, daß ihn eine Dame vom Theater in ihre Netze gezogen hatte. Nur so viel kam zu Tage: er hatte innerhalb zweier Jahre ein Vermögen vergeudet. Die Mittel beschaffte er sich durch Wechsel auf den Namen der Firma meines Vaters, durch falsche Buchungen wußte er die Entdeckung immer wieder hinauszuschieben. Schließlich aber wurde es ihm immer schwerer, neue Wechsel unterzubringen. Deshalb bediente er sich dazu seines Bruders Heinrich, der damals kurz vor dem Examen stand. So wurde dieser in den großen Prozeß verwickelt."

„Er war aber doch schuldig?" fragte Brausewein mit Nachdruck.

„Ja — sozusagen — freilich," gab Schwarz zu. „Er hätte ja die Wechsel nicht giriren dürfen, auch nicht ausgeben! Er hatte ja nicht die Mittel, sie zu bezahlen. Aber ich meine, er that es, gerade herausgesagt, in seiner Dummheit. Der ältere Bruder, dem er so tief verpflichtet war, und der sich allgemeinen Vertrauens erfreute, kam zu ihm und sagte: ‚Heinrich, nun kannst Du Dich einmal erkenntlich zeigen!' — und machte ihm klar, wie nur zufällig eine kleine Geldstockung eingetreten sei, und wie die gute alte Firma meines Vaters Grund habe, einige Wechsel auf außergeschäftlichem Wege zu begeben. Da ist dann der harmlose Mensch, der von den Pflichten

eines Kaufmanns im Allgemeinen und vom Wechselrechte im Besonderen keine Ahnung hatte und der dem Bruder einen kleinen Dienst nicht abschlagen wollte, zu einem Wucherer gegangen und hat die Wechsel umgesetzt. Man nahm sie ihm ab, denn man wußte, er stand vor dem Staatsexamen, brauchte Geld und würde von dem Prokuristen der Firma C. W. Schwarz unterstützt. Und so ist er hineingerathen! Er hat auch nichts weiter davon gehabt, als daß er wegen Theilnahme am Betruge verurtheilt wurde. Er that uns furchtbar leid, der gute, brave Heinrich. Wir hörten später, daß er hier sein Examen abgelegt habe. Aber ich dachte nicht im Traum daran, daß *er* es sein könnte! — Also Ihr Schwiegersohn ist er jetzt? Und es geht ihm gut? Welch' ein Glück, daß er in eine gute Familie kam, die ihn für das ausgestandene Herzeleid entschädigt."

Der alte Brausewein winkte ihm, zu schweigen. „Es ist zu peinlich," sagte er, „davon zu reden!"

Zum ersten Male in seinem Leben erging ein Gericht über ihn selbst. So also sprach der Beschädigte, der alles Recht hatte, anzuklagen! Und schrittweise wich der Boden unter den Füßen des Richters. Ein Greis war er geworden und mußte nun solch' furchtbare Lehre empfangen! Aber er bewahrte seine Haltung.

„Auf meinen Schwiegersohn," begann er nach einer kleinen Pause, „dürfen Sie wohl nicht allzusehr mehr rechnen. Er ist, wie Sie wissen, nicht hier, wird möglicherweise lange fern bleiben. Und so werden Sie auf Ihren eigenen Fleiß angewiesen sein."

„Nun," meinte der junge Mann nicht ohne Humor, „das ist ja auch nicht ganz wenig. Aber ich muß schon sagen, daß auch dieses Kapital — mein Fleiß nämlich — sich leicht verdoppeln könnte, wenn Sie die große Güte hätten, mir zu sagen, was ich hoffen darf."

Der Landgerichtsdirektor mußte Rede stehen. Und er wollte es auch. Der junge Mann hatte es ihm angethan.

„Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben," sagte er, „meiner Tochter fern zu bleiben, bis Sie selbstständig sind. Wenn dann weder Sie noch Steffi ihre Neigung geändert haben —"

„Also bis ich Kommerzienrath oder doch auf dem Wege dazu bin? Es ist ein bischen viel, Herr Landgerichtsdirektor, aber ich habe das Mädchen zu gern, ich will's versuchen!"

In all' seinem Trübsinn verheißungsvoll lächelnd, reichte ihm der alte Brausewein die Hand. „Auf Wiedersehen, mein junger Freund!"

„Das will ich hoffen!" schlug Schwarz herzhaft ein und ging.

Und wieder war der Landgerichtsdirektor mit sich allein.

Zwei Männer hatten ihn heute besucht: ein ganz Fremder — ein seinem Herzen Fremder. In Wahrheit aber war nur ein Einziger bei ihm gewesen: Heinrich! Nicht der Vorbestrafte, nein, der Ankläger mit den ehrlichen, unschuldigen Augen. Er hatte gesühnt über seine gesetzliche und moralische Pflicht hinaus, er hatte es längst abgebüßt, jenes Unrecht, das er begangen unschuldigen Herzens, wenn auch schuldig vor dem Gesetz. Und er, der Richter, er hatte der Rachegöttin das Heiligste geopfert: die Bande der Familie. Er hatte das Weib des Gatten, das Kind des Vaters beraubt!

Das stolze Gebäude seiner rechtlichen Anschauungen sank in Trümmer. Vergebens rief er sich in Erinnerung, woher denn diese Aechtung des Bestraften, diese fortlebende Nachwirkung der Strafe stamme. War es wirklich nur die Theorie der Abschreckung? Wollte man damit dem Schwachen, Schwankenden Halt gebieten, indem man ihm zurief: „Hüte Dich! Du wirst, einmal gefallen, nie wieder

uns gleich werden! Du wirst auch in die Freiheit hinaus die Kette des Gefängnisses mit Dir schleppen, wenn Du ‚vorbestraft' bist!" War es das allein, und war in der That der Gesellschaft gedient mit der Endlosigkeit der Strafe? Oder sprach nicht vielmehr elendes, jämmerliches, erbärmliches Pharisäerthum aus einer Anschauung, welche der Strafe die Kraft der Sühne raubte, indem sie sich brüstete und sagte: Sieh her — ich bin nicht wie Jener — ich bin nicht bestraft!

Landgerichtsdirektor Brausewein seufzte tief auf. Nicht mehr als Richter fühlte er sich, sondern als Schuldiger. Und über seine strengen Lippen rang es sich: „Heinrich — Heinrich! Kannst Du mir verzeihen?"

10.

Die Uebung in der „Harmonie" war fast zu Ende. Als im Schlußchor des großen Oratoriums die helle, volle Bruststimme des Herrn Schwarz das Ganze übertönte, sich jubelnd emporschwang über den zwar gut geschulten, aber stimmenarmen Chor, da näherte sich dem Dirigenten ein kleiner, wohlbeleibter, elegant gekleideter Mann mit schlauem Gesicht und scharfen, markirten Zügen. Es war der bekannte Theateragent Reber.

„Nun, Maëstro, wo ist es denn, Ihr hohes C?" fiel der Agent den Dirigenten an. „Ich werde doch nicht umsonst gekommen sein?"

„Dort der junge Mann mit dem blonden Vollbart!"

„Ah, wirklich? Der geborene Lohengrin!" Der Agent musterte ihn, als wollte er ihn wirklich kaufen.

Schwarz beachtete es gar nicht, daß man sich mit ihm beschäftigte. Ihm gingen ganz andere Dinge durch den Kopf. Gestern, am Montag nach jenem Sonntag, da er beim alten Brausewein gewesen, hatte er das erste,

heimliche Stelldichein mit Steffi gehabt — das erste und das letzte. Sie hatten sich ewige Treue gelobt — sie wollten nicht von einander lassen. Seine kleine Steffi wollte auf ihn warten, und wenn es zwanzig Jahre dauerte.

„Ach, Herr Schwarz," rief ihn jetzt der Dirigent an. „Sie sind heute so gut disponirt, Sie singen uns vielleicht noch etwas! Es möchte Sie Jemand hören!" Und sein verdrießliches Gesicht ward von einem Lächeln erleuchtet.

„Mit vielem Vergnügen," antwortete Schwarz; blitzschnell hatte er sich's zurechtgelegt: der Landgerichtsdirektor war gekommen, weil ihm Steffi von der schönen Stimme ihres Auserwählten gesprochen hatte. Ja, er wollte singen, daß dem alten Herrn alle Gesetzesparagraphen wie Violinschlüssel vorkommen sollten!

Natürlich sang er „Lohengrin". „Nun sei bedankt, Du lieber Schwan" — er sang mit wunderschöner Stimme, kunstlos, aber mit echt dramatischer Lebendigkeit. Der Agent nickte befriedigt.

„Wie viel Leidenschaft der junge Mann hat," sagte er. „Und welches prächtige Stimmmaterial. Für's Theater geboren! Den werden wir uns nicht entgehen lassen."

In dem verwitterten Gesicht des alten Dirigenten zuckte es jetzt freudig auf.

„Die ‚Stretta — schnell die ‚Stretta'," flüsterte er Schwarz zu. Er hatte eben eine hohe, schlanke Männergestalt in die dunkle Loge des Saales treten sehen. Das konnte nur der Intendant des Hoftheaters sein; kein Anderer wäre so ohne Weiteres in eine Loge gegangen.

Und Schwarz brüllte nun mit voller, jugendlicher Lunge die „Stretta" aus dem „Troubadour", daß die Scheiben klirrten. Spielend schmetterte er das hohe C heraus; er schien sich förmlich zu wiegen auf dem vollen Wohllaut seines in der That schönen Organs.

Schon während des Vortrags war der Theateragent zum Klavier getreten. „Bravo!“ sagte er, lebhaft applaudirend, die diamantgeschmückte Hand nach oben, „bravo, die Sache ist gemacht! Ich lasse Sie ausbilden, junger Mann. In ein bis zwei Jahren debütiren Sie — einverstanden?“

Schwarz war etwas verblüfft. Ihm kam die ganze Art des spitzbärtigen Herrn etwas befremdlich vor. Wer und was war der Mann, der sich solchermaßen für ihn begeisterte.

„Theateragent Reber,“ stellte sich Jener vor. „Und wer, mein Herr Tenor, wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“

Bis zu diesem Augenblick hatte Schwarz sein Inkognito bewahren können. Niemand außer Stefanie wußte mehr von ihm, als seinen Namen. Wohl aber tuschelte man sich die geheimnißvollsten Dinge über den eleganten jungen Mann in die Ohren; das hatte ihm Spaß gemacht und es war kein freundlicher Gedanke, sich jetzt hier öffentlich demaskiren zu sollen. Er hätte doch gar zu gern auch weiterhin als Gentleman gegolten — besonders bei den Damen! Freilich — eine ausweichende Antwort wäre wohl leicht zu finden gewesen. Wozu aber lügen? Stefanie und ihr Vater wußten ja Alles, und an der Schwärmerei der Damen hier im Verein durfte ihm nichts mehr liegen, nachdem seine Lippen auf denen Steffi's geruht hatten. So sagte er also ruhig: „Ich heiße Rudolph Schwarz und bin Verkäufer im Viktoriabazar!“

Der Agent schüttelte den Kopf. „Ein Kommis!“ rief er mißbilligend. „Nein, mein lieber junger Mann, das paßt mir ganz und gar nicht!“

„Ich bedaure sehr, mein Herr,“ antwortete Schwarz leicht verstimmt, „aber ich bin nun einmal nur ein Kommis!“

„Kommis, mein Lieber, das macht keinen Effekt! Droschkenkutscher oder Hausknecht müssen Sie sein! Pudel-

scheerer — Zettelankleber! Jawohl — Zettelankleber, das ist neu, sensationell und es läßt sich großartig verwerthen! Morgen bringe ich die erste Notiz in der Zeitung. Fulminanter Heldentenor entdeckt — Niemann dagegen ein heiserer Hahn! War Zettelankleber, hatte ab und zu Galleriebillet geschenkt bekommen, sich begeistert, dann, wenn er im Morgengrauen die Anschlagssäulen bekleisterte, wiederholt, was er gestern gehört; Kleistertopf auf die Straße geschleudert und gesungen: ‚Nun sei bedankt, Du lieber Schwan.' — Das zündet, mein Bester! Sie werden sehen, diese Notiz macht die Runde durch die Presse beider Welten! Und nun, mein junger Freund, geben Sie mir Wort und Hand, Sie gehören mir!"

Schwarz zog seine Hand zurück. So sehr ihn auch die ganze Episode betäubte — seiner ehrlichen Natur widerstrebte diese verlogene, großthuerische Art. Und der Kapellmeister blinzelte ihm ermuthigend zu. Natürlich! Auch der Alte rieth ihm ab; und er selbst, Schwarz — vermuthete er nicht in irgend einem dunkeln Winkel des Saales den Landgerichtsdirektor Brausewein und seine Tochter Steffi? So sagte er denn entschieden: „Nein, nein, mein Herr, das kann ich nicht! Ich habe höhere Verpflichtungen!"

„Gibt es höhere Pflichten," eiferte der Agent, „als Geld verdienen? Viel Geld — Millionen! Bedenken Sie, Herr Schwarz —"

„Bemühen Sie sich nicht! Ich bin stillschweigend verlobt mit einem Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen. Diese abenteuerliche Geschichte aber würde ihre Familie tief verletzen!"

„Sie sind ein Thor, Herr Schwarz," beharrte Jener. „Sie kennen den Werth der Reklame nicht. Nur diese kann die bessere Gesellschaft vergessen machen, wer Sie bis heute waren!"

„Die Gesellschaft braucht das nicht zu vergessen," antwortete Schwarz in stolzem Tone.

„Sie gefallen mir trotzdem!" schloß der Agent. „Und wir werden uns verständigen. Morgen ‚entdecke' ich Sie im Bazar!" Kaum war der Agent gegangen, nahte sich ein Kellner dem Kapellmeister und flüsterte ihm zu, oben in der Loge sitze der Intendant der Hofoper, er wünsche Herrn Schwarz zu sprechen, aber unauffällig.

Schwarz war wie betäubt. Was war denn nur geschehen? Man hatte ihm wohl oft gerathen, zur Bühne zu gehen, aber er hatte dies doch nie ernstlich in Betracht gezogen, schon weil ihm die Mittel zu gediegener Ausbildung fehlten. Und daß ein Anderer es übernehmen könnte, ihn ausbilden zu lassen, das hätte er nicht für möglich gehalten.

Diese Stunde sollte ihn eines Besseren belehren.

Der Intendant sprach sehr freundlich und herablassend mit ihm: „Ich habe Sie vorhin gehört, auf Veranlassung meines Freundes, des Kapellmeisters. Sie besitzen wirklich schöne Mittel, und ich bin bereit, Sie auf Kosten der Hofoper ausbilden zu lassen."

Es war kein Traum! Der elegante Kavalier mit dem langgedrehten Schnurrbart, diese stadtbekannte Persönlichkeit, stand leibhaftig vor ihm, sprach zu ihm, bot ihm in bindender Form ein Engagement mit Sustentationsgage an, beginnend schon morgen, wo sich Schwarz im Bureau der Intendanz einfinden sollte — es war Alles wirklich und wahr, wenn auch berauschend schön!

Der Kapellmeister drückte ihm den Klavierauszug von Siegfried in die Hand.

„Das sei Ihr Evangelium, mein Sohn," sagte er mit weicher Stimme. Der alte Mann war ganz glückselig.

Nur mit Mühe erhielt Herr Schwarz am nächsten Vormittag von seinem Chef die Erlaubniß zu dem Besuch

beim Intendanten. Den unterzeichneten Kontrakt in der Tasche kehrte er zurück und verlangte seine Entlassung.

„An die königliche Oper?“ wiederholte der Prinzipal. „Ja, mein lieber Schwarz, mit der kann ich freilich nicht konkurriren! Ich hoffe aber, daß Sie den Viktoriabazar nicht ganz vergessen!“

Als Herr Schwarz am Abend seinen „Stand“ aufgeräumt hatte — die gelben Stiefel standen in Reih und Glied wie eine zum Appell befohlene Korporalschaft — da jubelte er in den Bazar hinein: „Nun sei bedankt, Du lieber Schwan!“

Seit heute Mittag gehörte er zum Personal der Hofoper! Nun würde er schon eher um Steffi werben dürfen.

11.

Einen Opernsänger hatte sich der Landgerichtsrath Brausewein ebensowenig zum Schwiegersohn gewünscht, wie einen Kaufmann. Aber was er wünschte, das konnte unter den heutigen Verhältnissen doch erst in letzter Reihe in Betracht kommen. Zweifellos war gegen Herrn Schwarz keiner der Einwände zu erheben, die man mit Recht gegen Heinrich, gegen Bodo geltend machen konnte. Weder war er bestraft, noch verdiente er es nach seiner bisherigen Handlungsweise zu werden. Er verdiente vielmehr die Bezeichnung „unbescholten“ und darin lag für den Vater Stefanie's eine große Herzenserleichterung. So willigte der alte Herr ein. Die Verlobung fand in der Stille statt; man hatte allen Grund, nicht zu lärmen und zu jubeln, schon um der armen Rosa willen. In einem Jahre, nachdem voraussichtlich Rudolph debütirt haben würde, sollte die Hochzeit stattfinden.

Was fragten die jungen Leute nach Fest und Feier! Waren sie doch so glücklich miteinander, wie sie's nie

erträumt hätten. Rudolph-Lohengrin kam alltäglich, um mit Steffi-Elsa zu studiren. Mit der Anpassungsfähigkeit des liebenden Weibes hatte die Kleine gelernt, ihren Rudolph am Klavier zu begleiten; sie gab nach, wo er mit Behagen auf einem seiner schönen Töne verweilte, sie verzog das Näschen, wenn er einmal nicht ganz rein, nicht ganz präzis einsetzte, sie applaudirte ihm, wenn er zu ihrer Zufriedenheit gesungen hatte.

Und in dem nur durch Portièren abgetheilten Nebenzimmer saß Rosa und lauschte und weinte! Je leuchtender das werdende junge Glück ihrer Schwester aufstieg, um so schneidender empfand sie das eigene Wehe. Ihr Vater hätte ein Herz von Stein haben müssen, um nicht Reue zu empfinden über das, was er gethan hatte. Was half es, daß er seine Zärtlichkeit verzehnfachte, daß er sich in tausend kleinen Aufmerksamkeiten erschöpfte? Was ihr fehlte, konnte alle seine aufrichtige Liebe ihr nicht geben. Stundenlang saß sie, mit dem kleinen Willi spielend oder in ihre Gedanken versunken. Ach, sie hatte nur den einzigen Gedanken: Heinrich!

Auch der alte Herr dachte kaum noch etwas Anderes. Soweit es irgend anging, suchte er sich von seinen Berufspflichten zu entlasten. Mochten die jüngeren Herren Kollegen Recht sprechen! Seine Auffassung vom Recht war ohnehin schwankend geworden. Saß er aber zu Gericht, so war er ein Anderer, als zuvor. Streng und gerecht wie immer, aber nicht nur Richter, sondern auch Mensch! Erst gestern hatte ein Mann ihm auf der Anklagebank gegenüber gesessen, der wegen einer Gewerbesteuerhinterziehung sich verantworten sollte, ein armer Hausirer. Als es Zeit gewesen wäre, den neuen Wandergewerbeschein zu lösen, lag sein Weib krank; er trug seine letzten Groschen in die Apotheke und betrieb nun sein Geschäft, ohne im Besitz der Er-

laubniß zu sein. „Sind Sie schon bestraft?“ fragte der Richter.

Da traf ein flehender Blick aus dem Auge des Angeklagten den Vorsitzenden des Gerichtshofes — ein Blick wie von einem bedrohten Hunde. Und der alte Brausewein blätterte in den Akten und sagte: „Ich sehe da nichts, was für unseren Fall von Belang wäre.“

Er hatte sich rechtzeitig erinnert, daß dem armen Menschen da drüben nie wieder ein Hausirschein gegeben werden würde, wenn es neuerdings zur Sprache käme, daß er vor zwanzig Jahren einmal eine Gefängnißstrafe erlitten. —

Wiederholt hatte der alte Herr den Versuch gemacht, den Aufenthalt Heinrich's zu erforschen. Vergeblich. Doktor Forster war als Assistent eines berühmten Bakteriologen nach Italien gegangen, wo eben eine Epidemie wüthete. Wo er dort hause, konnte Brausewein weder beim Auswärtigen Amte noch sonstwo erfahren. Jedenfalls hatte er alle Vorkehrungen getroffen, um unauffindbar zu bleiben.

Daß der Landgerichtsdirektor an das Versprechen Bodo's, ihm jene fünftausend Mark innerhalb Monatsfrist zurückzuzahlen, nicht mehr dachte, war nur natürlich. Hatte doch Bodo nichts gethan, um sich dem alten Herrn neuerdings in unangenehme Erinnerung zu bringen. Im Gegentheil, er schien bescheidener, rühmte nicht mehr die Vortrefflichkeit seiner Cigarren, war vielleicht sogar ein wenig ernster geworden, wenn er auch den schneidigen Ton noch nicht verlernt hatte.

Heute nun trat Bodo wieder einmal in das Zimmer seines Schwiegervaters, der zwar an seinem Schreibtische saß, aber nicht bei den Akten, sondern über einer Karte von Italien, die er schnell zusammenlegte.

Bodo kam ihm heute merkwürdig gedrückt vor. Was mochte ihn nur entwaffnet haben? Niemand klagte ihn

an — das schwere Unglück im Hause machte alle Vorwürfe verstummen. Auch über Asta's Lippen war gewiß kein Wort der Anschuldigung gekommen. Sie trug mit stummem Schmerze. Aber in ihm regte sich ein Rest von Ritterlichkeit; es war etwas in ihm erwacht, das ihn empfindlich machte für das veränderte Benehmen der Familie ihm gegenüber.

Er war einige Wochen verreist gewesen, ob zwar die Rennen hier noch nicht beendet waren. Nun kehrte er nach mehrtägigem Aufenthalt auf Lohausen heim und machte unmittelbar nach seiner Ankunft dem alten Herrn einen Besuch.

„Ich habe mich beeilt, nach Hause zu kommen," begann er, „weil ich Ihnen für den heutigen Tag die Rückzahlung der fünftausend Mark versprochen hatte."

Er machte eine Pause; aber der Landgerichtsdirektor kam ihm nicht entgegen, wie er wohl gehofft haben mochte.

„Ich habe mir Mühe gegeben, das Geld aufzutreiben," nahm er wieder das Wort, „habe einige meiner Verwandten besucht — es war umsonst! Werden schon noch etwas Geduld mit mir haben müssen, Vater."

Das war ihm sehr hart angekommen; aber es hatte sein müssen.

Der Landgerichtsdirektor fuhr mit der Hand über die Augen. „Ich habe Sie ausreden lassen, obwohl mich das Alles, was Sie mir da sagen, wenig interessirte. Denn Ihr Versprechen habe ich nicht ernst genommen" — Bodo machte eine heftige Bewegung — „konnte es auch gar nicht ernst nehmen, weil ich Ihnen überhaupt weder etwas geborgt hätte, noch borgen würde. Ich habe meiner Tochter, die unter schweren Sorgen litt, ein namhaftes Geschenk gemacht; das ist mein gutes Recht. — Aber diese Geldangelegenheit ist überhaupt Nebensache. Etwas Anderes wollte ich Ihnen sagen. Wenn es neulich nach

meinem Empfinden gegangen wäre, so hätte ich Asta von Ihnen losgerissen. Wenn ich es nicht that, geschah das, weil mir die Kraft fehlte, eine zweite Ehe in meinem Familienkreise zu zerreißen. Ich hoffte, die Dinge könnten sich auch ohne so folgenschweres Einschreiten in ein besseres Geleise leiten lassen. So war es die Schuld meines verstoßenen und verbannten Sohnes, was Sie entlastete — ohne Ihr Dazuthun, ohne Ihr Verdienst. Was Sie mir und Asta gethan, fällt unter keinen Paragraphen des Strafgesetzes. Es ist keine formelle Schuld, es ist nur eine unedle Weise zu denken und zu handeln, die jedes bessere Menschenglück zerknicken muß, jeden tiefer empfindenden Menschen elend machen, dessen Glück von Ihnen abhängt. Dies Alles entzieht sich dem irdischen Richter! Jedoch" — der alte Mann seufzte tief auf — „es gibt ja so viele Dinge, denen auch der gewissenhafteste Richter rath- und hilflos gegenübersteht. Zum Glück aber für die Menschheit, zu meiner Hoffnung, trägt ja jeder Mensch einen unsichtbaren Richter in seiner Brust. Das landläufige Gewissen drückt es nicht ganz aus, was ich meine, denn, was man so im Allgemeinen Gewissen nennt, ist doch nur eine andere Form der Furcht vor der Strafe. Was aber von keinem Strafparagraphen erreicht wird und dennoch ein Unrecht bleibt — ein um so schwereres vielleicht, weil es sich nicht unmittelbar gegen den Thäter kehrt — diese Form von Unrecht kommt vor ein höheres Forum als das Gewissen, vor die bessere Erkenntniß, die schließlich doch in jedes noch nicht ganz gefallenen Menschen Brust erwacht und ihm zuruft: Sei gut! Strebe nach dem Besseren! Mache Jene nicht elend, die Dir vertraut haben! Diesen höchsten Richter in Ihrer Brust rufe ich an, Bodo! Machen Sie meine Tochter nicht vollends unglücklich!"

Mit dem jungen, eleganten Manne, der ihm da gegen-

überfaß, war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Aus der ihm eigenen nachläßigen Haltung hatte er sich zu Anfang dieser Mahnrede emporgerichtet; die rechte Hand, die sich gewohnheitsgemäß hob, um den langen Schnurrbart zu drehen, sank herab; eine gewisse körperliche Entschlossenheit war über ihn gekommen, etwas von jenem Muth des Soldaten, der seine Kameraden auf sich zielen weiß und nun die Binde, die man ihm mitleidig um die Augen gelegt, mit fester Hand herunterreißt und offenen Blickes den todbringenden Flintenläufen entgegenstarrt. Ja — er hatte dies Gericht verdient, das da über ihn hereinbrach. Und er wollte es tragen wie ein Mann und Soldat: stolz ergeben, bescheidenen Muthes — er wollte nicht mit der Wimper zucken.

Als aber der alte Richter zum Schlusse kam und ihm mit tiefbewegter Stimme von seinem Kinde, von Asta sprach, da sank das stolz erhobene Haupt allmälig bis auf die Brust herab.

Und doch war es nur ein Augenblick, daß Bodo sich so ganz gedemüthigt fühlte. Einmal mit sich fertig, erwachte auch der alte, leichte Ton in ihm.

„Regen Sie sich nicht so sehr auf, Papa," sagte er in seiner burschikosen Weise, aber doch ganz merklich abgedämpft, „und glauben Sie mir: ein so herzloser Schuft bin ich nicht! Schließlich habe ich Asta ja aus Liebe geheirathet, ich habe mich nur ein bischen verplempert, wohl auch Pech gehabt. Aber das wird nicht wieder passiren — mein Wort darauf."

Der Alte ergriff die ihm dargebotene Hand. Heute hatte er die Empfindung, den Schuldigen mit einer Freisprechung gebessert zu haben.

Als Bodo in's Wohnzimmer trat, fand er Asta in Thränen. Sie hatte sich vor dieser Unterredung gefürchtet, wie vor einem Unglück.

„Sei doch ruhig, Frauchen," rief er ihr entgegen. „Ihr thut ja Alle, als ob ich silberne Löffel gestohlen hätte! So schlimm ist's ja nicht! Und nun ich mich mit dem Vater ausgesöhnt habe — schon gar nicht! Weißt Du was? Ich will zum Oktober dem Pächter kündigen, will Lohausen selbst bewirthschaften. Dann gerathe ich nicht so leicht in Versuchung und wir — nun, wir kommen vielleicht wieder auf einen grünen Zweig!"

Mit jubelndem Aufschrei warf sich Asta an seine Brust. „O, wie liebe ich Dich, mein Bodo!"

Beinahe wäre er noch einmal weich geworden! Wie leicht war es doch, dies ihm so leidenschaftlich ergebene Weib glücklich zu machen! Ja wahrhaftig, sie hatten sich aus Liebe geheirathet. Und das sollte denn auch kein leeres Wort bleiben!

12.

Der zweite Brief des Landgerichtsdirektors an Heinrich, in dem der alte Herr inständigst bat, die Verbindung mit der Familie wieder anzuknüpfen, man sei zu rasch verfahren, war nicht, wie der erste, als unbestellbar zurückgekommen. Vielmehr hatte Heinrich geantwortet, wenn auch nur mit wenigen Worten. Durch ein Telegramm kündigte er seine Ankunft an.

„Ich wünsche ein einziges Mal noch Sie und meine Frau zu sprechen. Wem von den Ihren noch sonst mein Unglück bekannt geworden, der mag mich gleichfalls hören!"

Es war ein banger Tag. Ohne eines anderen Gedankens fähig zu sein, warteten sie Alle auf seine Ankunft.

Rosa sah ruhig aus, getröstet; sie flüsterte immer dem kleinen Willi etwas in's Ohr.

„Ist es noch nicht drei Uhr?" fragte der Kleine immer wieder.

Asta und Bodo saßen mitsammen an einem Tischchen abseits; wenngleich auch sie unter der bangen Erwartung litten, so innerlich ruhig, wie heute, waren Beide lange nicht gewesen. Rudolph Schwarz, der nun schon völlig zur Familie zählte, hatte gebeten, fernbleiben zu dürfen; aber der alte Brausewein bestand auf seiner Anwesenheit.

Der Landgerichtsdirektor wollte volle Oeffentlichkeit des Verfahrens. Denn ein Gerichtsverfahren würde sich heute in seinem Salon abspielen. Aber ihm war zu Muthe, als wäre er es, der vor seinen Richter treten sollte.

Heinrich erschien im Kreise seiner Familie am Arme eines anderen Mannes, der graues Haar hatte, aber sonst Heinrich sehr ähnlich sah. Der Fremde war sehr einfach, aber gut bürgerlich gekleidet; seine Haltung war leicht gebückt, sein Gesicht gefurcht und blaß, die Spuren langer, schwerer Leiden waren darauf zurückgeblieben. Heinrich selbst erschien sehr verändert. Aus seinen gebräunten Zügen sprach ein finsterer Trotz, von dem er vorher niemals ein Merkmal gezeigt hatte. Er trat sicher und mit voller Selbstbeherrschung auf. Nur als er Rosa sah, verfärbte er sich leicht. Er mußte wohl erkennen, wie furchtbar sie gelitten. Aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen. Als das Kind ihm entgegeneilte, schien er einen Augenblick schwankend zu werden. Dann küßte er den Kleinen, steckte ihm etwas in die Händchen und schob ihn fort — es war jetzt nicht Zeit, sich beeinflussen zu lassen.

„Herr Landgerichtsdirektor," begann er ernst. „Ihr Brief hat mich veranlaßt, in Ihrem Hause persönlich zu erscheinen, während ich sonst nur geschrieben hätte. Ich glaube, Sie haben sich etwas spät erinnert, daß jeder Verbrecher das Recht hat, gehört zu werden. Von diesem meinem Rechte mache ich Gebrauch. Sie müssen es sich aber gefallen lassen, daß ich meinen Bruder mitbrachte."

Er hielt inne, als wollte er einer Einwendung Raum gewähren. Aber man schien nicht überrascht zu sein, man wich nicht zurück vor dem ehemaligen Zuchthäusler — man wollte ihn also ruhig hören!

Ein klein wenig gedämpfter fuhr er fort: „Mein Bruder hat seine Strafe verbüßt, und ich konnte mich davon überzeugen, daß bei ihm einer jener seltenen Fälle eingetreten ist, in denen Strafe bessert. Er hat sein Vergehen vollends gesühnt, indem er die Berechtigung der Strafe erkennen lernte. Er ist jetzt, wie ich sicher weiß, gegen einen zweiten Fehltritt gefeit. Und so ist er wieder ein Bruder für mich, mit allem Recht an mein Herz! Darin, Herr Landgerichtsdirektor, liegt meine Meinung — auch über meinen Fall. — Ich hatte eine blos leichtsinnige Handlung begangen; unkundig, dem Bruder vertrauend, dem ich verpflichtet war, uneigennützig — im Grunde nur einen Irrthum! Aber ich erkenne an: das Gesetz muß auch den Irrthum strafen, der Andere in Schaden bringt. Aber schändet denn ein Irrthum? — Doch reicht mein Fall nicht hin, um Ihnen daran zu erläutern, was ich meine. Setzen Sie an meine Stelle meinen Bruder, der nicht in Unkenntniß handelte, nicht einem Dritten blind vertrauend, sondern verleckt von einer Leidenschaft, die ihn blind machte, den ersten Schritt vom Wege that und nun haltlos immer weiter gerissen wurde bis in den Abgrund. Jawohl — das ist strafwürdig! Und nur ein Narr kann versuchen wollen, es zu beschönigen. Mir persönlich erscheint es schon als eine Art von Korruption, daß sich für Geld ein Mann findet, der für solch' einen Fall als Vertheidiger auftritt, der das für sein Gewerbe halten und stolz dem Diebe die Hand reichen darf, den er vom Zuchthaus frei — gelogen hat! O nein! Mit aller Strenge treffe Denjenigen das Gesetz, der durch sein Thun sich außerhalb der bürgerlichen Ord-

nung stellt. Aber seine Strafe entspreche seiner That! Und wie sich die Thaten abstufen vom Irrthum eines unreifen Burschen bis zu dem wohlüberlegten und geplanten Morde — so soll auch stufenweise die Strafe anwachsen bis zu gänzlicher Vernichtung. Und dazu fehlt in unserem modernen Leben eine Grundbedingung: die Abgrenzung der Strafe! Nicht jene, meine ich, die sich durch Zeitabmessung ausdrückt. Ob das Urtheil auf ein Jahr, auf zehn Jahre lautet, was macht das für einen Unterschied? In Wahrheit währt auch die kleinste Strafe bis über's Grab hinaus! — Pfropfen Sie, Herr Landgerichtsdirektor, auf die beklagenswerthe Vorgeschichte meines Bruders meine eigene, Ihnen in allen Einzelheiten genau bekannte Geschichte. Dem schweren Eingriff in das bürgerliche Recht ist mit Grund und Fug eine schwere Bestrafung gefolgt, so schwer und schmerzlich, daß sie den Fehlenden zu innerer Einkehr brachte. Dem letzten, heiligsten Endzweck der Strafe ist entsprochen worden: Reue und Erkenntniß erfüllen die Brust des Büßers, und mit dem aus tiefstem Herzen quillenden Wunsch: wieder gut machen zu dürfen, was er verschuldet, verläßt der Gebesserte das Gefängniß. Und er beginnt ein neues Leben. Mit blutigen Fingern wühlt er den Boden auf, darein er den Grundstein zu dem neuen, von Unrecht freiem Heim versenkt. Und im Schweiße seines Angesichts fügt er Stein auf Stein. Das Glück ist ihm hold, sein Werk gedeiht. Er ruht nicht Tag und Nacht. Er weiß, daß er im Rückstande ist, ein Schuldner der Gesellschaft, und eben deshalb muß er fleißiger, unermüdlicher schaffen, als ein Anderer. Nun, er gewinnt Freunde, die sein ernstes Streben anerkennen; er findet ein Weib, das ihm vertrauend folgt, er wird Vater. Und jeder Schritt, den er vorwärts thut auf der neuen Bahn, wird ihm eine Mahnung an die Vergangenheit und eine Hoffnung auf die Zukunft. Er

ist ein nützliches Mitglied der Gesellschaft geworden; mehr noch, ihm ist vergönnt, im Stillen Gutes zu wirken, seinem Stande sich förderlich zu erweisen — er hat sich eine Stellung erworben, ist geachtet und geliebt. Und nun kommt eines Tages Ihr starres, geschriebenes Recht, Herr Landgerichtsdirektor, und sagt: hier finde ich in vergilbten Akten, daß Du nicht immer warst, wie heute, daß Du Dich vor so und so viel Jahren schwer vergangen hast. Allerdings, die Strafe, die Dich damals traf, hast Du verbüßt. Aber eben weil Du büßtest, weil Du vorbestraft bist, gehörst Du nicht zu uns! O, wir wissen wohl, daß es dicht neben uns, in unserem Hause, in unserem Kreise, Schurken, Lumpen, Schufte gibt, viel elender und verächtlicher, als Du jemals gewesen. Aber es fand sich Niemand, der sie anklagte, es fand sich also auch kein Richter, der sie verurtheilte. Und so gibt es keine Akten, die eines Tages an's Licht kommen könnten und verrathen, was diese Unbestraften thaten! Du aber — Du bist beschollten! Von Deinen Missethaten reden Deine Akten! Und deshalb bist Du verfehmt! Wir, die Gesellschaft, wir dürfen nicht nur vergessen, was Du uns seither gewesen, wir dürfen Dich von Haus und Hof, von Weib und Kind vertreiben, wir dürfen Dich auf's Neue in den Abgrund hetzen, denn Du bist vorbestraft!"

Heinrich schöpfte tief Athem, als hätte er sich von einer schweren Last befreit. Jedem aber der Anwesenden ging es wie ein Schauer durch die Seele.

Dem Landgerichtsdirektor standen helle Tropfen auf der Stirn. Wie fürchterlich wurde hier Rechenschaft von ihm gefordert, der nicht nur als persönlich Betheiligter hier zur Verantwortung gezogen wurde, nein, der als eine der Stützen dieses Rechtes vor Jenem stand. Ja, gegen ihn, gegen seinen Stand, gegen die ganze Rechtsauffassung seiner Zeit richteten sich diese schweren Anklagen. Und

zu alledem war es der Vater, dem sich Heinrich's Worte in die Seele bohrten.

Schwerer vielleicht noch, als der alte Herr, litt Bodo. Hier half kein Muth und keine Schneidigkeit, hier sprach die Wahrheit eine niederschmetternde Sprache. „Donnerwetter," sagte er sich, „der Kerl hat Recht. Gerade, als hätte er's auf mich gemünzt!"

Wie es in Rosa aussah — wer vermöchte das zu schildern! Da, wenig Schritte vor ihr, stand der Mann, den sie verlassen hatte, trotzdem er sie mit Hingebung und Treue geliebt. Sie hatte ihn verlassen, nicht, weil sie selbst hierzu Recht und Grund zu haben glaubte, nein, weil die Anderen es so wollten — diese Anderen, die doch neben ihm so klein und so befangen erschienen. Und ein Sturm ging durch ihr Inneres. Sie preßte den kleinen Willi, der an ihren Knieen lehnte, mit heißer Leidenschaft an sich. So hatte sie den Vater dieses Kindes nie geliebt, wie jetzt.

Heinrich nahm wieder das Wort. Er sprach jetzt nicht mehr so feierlich, wie zuvor; er schien zu Ende kommen zu wollen.

„Ich weiß," sagte er, „Sie haben Rosa vor die Wahl gestellt zwischen dem vorbestraften Gatten und dem ehren- und würdereichen Vater. Meine Frau hat sich entschieden, und damit ist mein Schicksal besiegelt. Ich will es gar nicht versuchen, gegen menschliche Vorurtheile den ungleichen Kampf aufzunehmen. Und so bin ich denn auch meinerseits in's Reine gekommen. Ich gehe mit meinem Bruder nach Afrika — wir werden arbeiten, uns durchschlagen. Ihnen und Ihrer Familie, Herr Landgerichtsdirektor, werden wir nicht mehr im Wege sein. Aber das Recht auf meinen Sohn behalte ich mir vor. Wenn nicht früher, so werde ich ihm, wenn er erwachsen ist, die Geschichte seines Vaters erzählen und ihn lehren, menschlicher zu denken!"

Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten. Er machte eine Bewegung zum Gehen. Da warf sich ihm Rosa mit einem Aufschrei an die Brust.

„Mich hast Du überzeugt, Heinrich," rief sie schluchzend, „ich bin Dein und habe nie aufgehört, es zu sein. Mein Vater möge mir verzeihen, aber ich wähle Dich! Ich gehe mit Dir, wohin Du gehst, und Dein Bruder soll auch mein Bruder sein!"

Sie lag in seinen Armen, thränenüberströmt und dennoch selig. Zwischen Beide drängte sich der jauchzende Knabe.

Nun erhob sich Landgerichtsdirektor Brausewein. In ihm war ein Entschluß zur Reife gekommen, der schon seit Wochen keimte. Jetzt war er mit sich einig.

„Hören Sie meine kurze Antwort," sprach er. „Ich habe mich übereilt — ich war im Irrthum! Aber in dem Augenblick, da mir dies klar geworden, ergaben sich auch die Folgen ganz von selbst. Ich lege mein Amt nieder, mit dem ich so eng verwachsen bin! Wäre ich noch jung und rüstig, vielleicht wäre es mir beschieden, grundlegend mitzuwirken an einem Umschwung der Rechtsauffassungen. Aber ich bin ein alter Mann, dazu noch schwer getroffen von dem Bewußtsein, so lange einem Irrthum gedient zu haben. Und Alles, was ich im Augenblick noch thun kann, ist, mich selbst aus diesem Irrthum freimachen. Und das soll geschehen, damit Sie ohne Gefahr für uns Beide, für das Glück unserer Lieben, im Schoße meiner Familie leben können. Genügt Ihnen das, mein Sohn?"

Der alte Mann streckte ihm die Hand hin, wie ein Bittender.

Heinrich aber schlug dankbar ein und sagte: „O, zu viel — zu viel! So viel Glück habe ich nicht verdient. Aber ich werde mich seiner werth zu machen suchen!"

„Vor Allem, mein lieber Schwager," ergriff jetzt Bodo das Wort, „möchte ich vorschlagen, daß Sie sich ein wenig erholen und dazu scheint mir ein Aufenthalt auf Lohausen nicht ungeeignet. Ihren Schützling, den Bräutigam unserer Steffi," er wies auf Rudolph, den Heinrich erst bei diesem Anlaß kennen lernte und der ihn herzlich begrüßte, „lade ich gleichfalls ein. Meine Frau wird gegen diese Extravaganz nichts einzuwenden haben!"

* * *

Es war im Herbst des folgenden Jahres, als in dem Theater der Scala in Mailand sich eine Gesellschaft von Deutschen in einer Loge des ersten Ranges wiederfand. Nicht zufällig, sondern infolge sorgsamer Verabredungen.

Zu dem heute stattfindenden ersten Auftreten des Herrn Rudolph Schwarz von der Königlichen Oper in Berlin war der alte Landgerichtsdirektor a. D. Brausewein von Nervi herübergekommen, wo er in der Villa seines Schwiegersohnes wohnte. Doktor Heinrich Forster hat dort ein Sanatorium errichtet, welches ganz besonders von der Berliner Gesellschaft besucht wird. Steffi findet dort gute Gelegenheit, sich auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Hat sie doch ihre Schwester Rosa erst kürzlich Wochen hindurch vertreten müssen, weil diese mit ihrem jüngsten Töchterchen beschäftigt war. Natürlich sind Steffi und Rosa, sowie der Doktor in des Landgerichtsdirektors Begleitung. Aber auch von viel weiter her sind Zuhörer für die heutige Oper eingetroffen. So aus dem fernen Ostpreußen ein Gutsbesitzer mit seiner Gattin. Ihn hat die Sonne gebräunt; ihre früher zarten Formen haben sich kräftig gerundet. Und sie reden von nichts Anderem, als von ihrem Erstling, dem kleinen Heinrich.

Rudolph Schwarz fand trotz seines schlichten, deutschen

Namens in der altberühmten Scala die glänzendste Aufnahme. Solch' ritterlichen Lohengrin hatte man in Mailand noch nicht gesehen. Aller Herzen schlugen ihm entgegen, als er mit seiner herrlichen Stimme sang: „Nun sei bedankt, Du lieber Schwan!"

Nur Steffi sah und hörte nichts. Sie dachte nur das Eine: „Noch acht Tage — dann ist er mein!"

Ein Bismarck in Verbannung.

Historische Erzählung.

Von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

Viele Fremde waren im November des Jahres 1740 nach Petersburg gekommen, als sich die Nachricht vom Tode der Kaiserin Anna Iwanowna verbreitet hatte. Nach ihrem Testament sollte ihr der erst zwei Monate alte Sohn ihrer Nichte Anna Karlowna auf dem Throne folgen, und bis zu dessen Großjährigkeit Herzog Biron von Kurland, ihr Günstling und allmächtiger Minister während ihrer zehnjährigen Herrschaft, die Regentschaft führen.

Auch der General Rudolph v. Bismarck, Generalgouverneur von Livland, hatte trotz der strengen Winterszeit die Fahrt nach Petersburg nicht gescheut, um hier persönlich zu sehen und zu hören, wie die Dinge standen. Er wußte aus seinen achtjährigen Erfahrungen in russischen Diensten, daß bei einem Wechsel der Regierungsverhältnisse der Festigkeit eigener Stellung im Amt nicht zu trauen war, und daß ein Mächtiger von heute am nächsten Morgen schon ein Gestürzter und Verbannter sein konnte.

Er war solch' ein Mächtiger, ein Mann von großem Ansehen, nicht nur weil er sich im Türkenkriege von 1736 bis 1739 unter dem Feldmarschall Münnich als

guter Heerführer bewährt hatte, sondern auch in den Ostseeprovinzen in hohen Aemtern eine kräftige Hand der kaiserlichen Regierung gewesen war. Außerdem stand er auch als Schwager des Herzogs Biron dem gebietenden Herrn im Reiche nahe und war dessen Freund und Vertrauter.

Doch Herr v. Bismarck war mißtrauisch trotz oder gerade wegen seines Glückes, das er als verabschiedeter preußischer Oberst in Rußland gemacht, wo er zu andauernder Hofgunst gelangt und zu so hohen militärischen und Verwaltungsstellungen aufgestiegen war. Herzog Biron hatte viele Feinde in den vornehmen russischen Familien; mit Münnich, der die Armee befehligte, und mit Ostermann, der die auswärtige Politik leitete, stand er bei seinem heftigen und hochfahrenden Charakter nicht zum Freundlichsten, und manchesmal schon hatte der General zwischen ihnen als Vermittler auftreten müssen.

In seinem schönen großen Hause in Petersburg, das er zum Hochzeitsgeschenk von der Kaiserin Anna erhalten hatte, verabschiedete General v. Bismarck eben einige Besucher, als ihm sein Kammerdiener einen Brief überreichte. Nachdem er den kurzen Inhalt desselben überflogen, fragte er den Diener: „Ein Mädchen hat diesen Brief gebracht?"

„Ja, Excellenz, ein junges Fräulein."

Der General schüttelte energisch verneinend sein Haupt und berichtigte seines Dieners Bemerkung: „Es ist die Zofe der Frau v. Demidoff. Laß sie eintreten, Peter."

Gleich darauf erschien im Zimmer des Generals ein hübsches Mädchen von kaum zwanzig Jahren, blond, mit üppigem Haar, mit blauen Augen, die hell und freundlich blickten, und in einer so eleganten Kleidung, daß der Irrthum des alten Peter erklärlich wurde. Auch der General war überrascht von dem Anblick des Mädchens und musterte es mit Wohlgefallen.

„Sie wollen sich Bescheid holen, Jungferchen," redete er sie freundlich in deutscher Sprache an. „Aber ich kann Ihnen noch keinen geben. Frau v. Demidoff muß mich entschuldigen; ich habe von Morgens bis Abends mit allerhand Besuchen und Empfängen zu viel zu thun."

„Aber, Excellenz," wagte ohne Scheu das Mädchen zu entgegnen, „werden vielleicht bald wieder abreisen, meinte meine gnädige Frau, und dann habe ich Niemanden, der im Stande wäre, sich nach dem Schicksal des Unglücklichen zu erkundigen."

Diese Worte waren so voll inniger Bewegung und fast ängstlich gesprochen, daß der General sich im Stillen Vorwürfe machte, der Bitte der ihm befreundeten Frau v. Demidoff noch nicht entsprochen zu haben. Diese ging dahin, sich nach einem jungen Mann, Namens Erich Kruse aus Livland, zu erkundigen, welcher als Sekretär in Diensten der bejahrten Frau v. Demidoff gestanden hatte, und vor zwei Jahren als Haushofmeister mit einem Herrn v. Sternberg nach Petersburg gegangen war. Der junge Mann war der Verlobte der Zofe und seit jener Zeit verschollen.

„Dieser Erich Kruse ist also Ihr Bräutigam?" fragte der General.

„Ja, Excellenz."

„Sie haben ihn bei Frau v. Demidoff kennen gelernt?"

„Wir waren ein Jahr da zusammen im Dienst, ich als Kammermädchen, er als Sekretär."

„Und er gab Ihnen keine Nachricht mehr, seitdem er nach Petersburg gegangen war?"

„Niemals mehr," sagte sie traurig.

„Hm," meinte der alte Herr darauf und strich sich seinen grauen Schnurrbart, „das kann sich vielleicht auf die natürlichste Art von der Welt erklären. Er hat Ihnen am Ende keine Nachricht geben wollen."

„O, Excellenz!“ fuhr das Mädchen auf. „Er ist ein zu rechtschaffener Mann, um so gegen mich zu handeln. Er liebte mich zu ehrlich, um mich zu betrügen. Nein, nein, Excellenz, es muß ihm ein Unglück passirt sein; denn von Herrn v. Sternberg hat man auch nichts wieder gehört. Gewiß ist er und mit ihm Erich dem Loose so vieler Anderer verfallen und nach Sibirien gebracht worden.“

„Das kann wohl sein!“ entfuhr es dem General.

„Frau v. Demidoff lebt bis heute in dieser Ueberzeugung, da Herr v. Sternberg sich eifrig mit Politik beschäftigte, und Erich doch sein Sekretär war. Excellenz können gewiß die Wahrheit erfahren, und ich flehe Sie an, nach dem Schicksal meines Bräutigams zu forschen, für diesen armen jungen Mann hochherzig Theilnahme zu gewinnen!“

„Mein liebes Kind,“ erwiederte er gütig, „ich verspreche es Ihnen gern. Noch heute werde ich vielleicht mit dem Polizeichef selber zu sprechen Gelegenheit haben. Stellen Sie sich morgen um diese Zeit wieder ein, wenn ich nicht selbst schon zu Frau v. Demidoff gekommen sein sollte. Wie heißen Sie denn, Jungferchen?“

„Elisabeth Mewes.“

Der General trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Mewes?“ sagte er leise und blickte mit forschendem Ausdruck auf das Mädchen. „Wo sind Sie denn zu Hause?“

„Ich bin aus Küstrin, Excellenz, kam dann nach Berlin und in den Dienst der Frau v. Demidoff, als sie sich daselbst vor drei Jahren aufhielt. Sie nahm mich mit auf ihren Reisen und jetzt auch hierher.“

„Haben Sie noch Familie, Geschwister, Eltern?“

„Ich habe noch zwei ältere Schwestern,“ erwiederte sie lebhaft. „Ich hatte auch noch einen Bruder Amadeus, der Soldat war.“

Kaum merklich zuckte es im Antlitz des Generals.

„Amadeus!“ murmelte er.

„Der Name ist selten, nicht wahr, Excellenz? Aber der Herr Konsistorialrath, der Taufzeuge bei meinem Bruder war, gab ihm denselben. Uebrigens, er ist längst todt, schon zehn Jahre.“

Herr v. Bismarck nickte zustimmend und beugte sein graues Haupt zur Brust hinunter.

„Ihr Bruder ist also todt und war Soldat?“

„Im Krieg ist er nicht gefallen,“ plauderte das Mädchen weiter, „sondern in Magdeburg von seinem Obersten erstochen worden. Ich war noch ein Kind damals. Später starb mein Vater, der Zimmermann war, dann auch die Mutter, und meine beiden Schwestern verheiratheten sich. Als ich fünfzehn Jahre alt war, mußte ich mir einen Dienst suchen, und ging nach Berlin. Ich kam dann zu Frau v. Demidoff, die Gefallen an mir fand und sich meiner mütterlich annahm. Fände ich meinen Erich wieder — ach, ich würde mit meinem Schicksal hochzufrieden sein!“

Der General ergriff mit väterlicher Herzlichkeit ihre Hand, sah ihr tief in die Augen und sagte: „Kommen Sie morgen wieder, Elisabeth Mewes. Ihre Sache wird mir heilig sein. Ist es überhaupt möglich, so erfahre ich Näheres über das Schicksal des Herrn v. Sternberg wie Ihres Bräutigams Erich Kruse, und lebt er noch, sei es selbst in Sibirien, so sollen Sie ihn wieder haben.“

Elisabeth strahlte vor Freude. Dankbar küßte sie die Hand des hohen Herrn und hoffnungsbeseligt ging sie von ihm.

Kaum war sie zur Thür hinaus, so warf er sich in einen Polsterstuhl und stützte seine verdüsterte Stirn in die Hand. Eine Fluth bedrückender Erinnerungen drang auf ihn ein, hervorgerufen durch die Mittheilungen Elisabeth's. Dieser Amadeus Mewes aus Küstrin, eines Zimmer-

manns einziger Sohn, war derselbe, den er als Oberst in Magdeburg in unseligem Jähzorn erstochen hatte. *) Beim Könige bat er um Gnade; dem Vater des Getödteten bot er zur Sühne sein Vermögen an. Zwar verzieh ihm Friedrich Wilhelm I. die That, und die Familie Mewes ließ sich durch seine Bitten bestimmen, die gerichtliche Verfolgung nicht zu verlangen; aber es gab für ihn doch keine Ruhe und Zukunft mehr im Vaterlande. Er verkaufte seinen Gutsbesitz und ging mit guten Empfehlungen an Biron, den Günstling der zur Regierung gelangten Kaiserin Anna Iwanowna, nach Rußland. Aber alles Glück, das ihm hier zu Theil geworden, ersetzte ihm nicht den Verlust der Heimath, verwischte nicht die blutige Erinnerung. Um so lebhafter war sein Wunsch, der Schwester seines Opfers den gewünschten Dienst leisten zu können.

Inmitten dieser Erinnerungen und Gedanken störte ihn der Eintritt seiner Gemahlin. Sie war bei Biron zum Besuch gewesen und sollte dem General bestellen, er möge die Abendgesellschaft bei dem Regenten ja nicht zu spät besuchen. Feldmarschall Münnich und Graf Ostermann wären auch dazu geladen.

Früher noch als zur gewohnten Stunde für die gesellschaftlichen Zusammenkünfte im Palais des Regenten stellte sich Bismarck denn auch ein. Er suchte Biron in seinem Kabinet auf und brachte die Angelegenheit, die ihn so lebhaft beschäftigte, sogleich zur Sprache. Herzog Biron wußte in der That von Herrn v. Sternberg etwas zu berichten. Derselbe war als Anhänger der dem Herzog feindlich gesinnten Familie Dolgoruki nach Sibirien ge-

*) Im Russki Archiv 1867 ist dies Ereigniß mit seinen Folgen für Rudolph v. Bismarck, Sohn des preußischen Generals und Festungskommandanten von Küstrin Christoph Friedrich v. Bismarck, von Fürst Augustin Galizyn mitgetheilt worden.

schafft worden. Wahrscheinlich mit ihm auch sein Sekretär, der Livländer Kruse. Das würde auf der Polizei wohl zu erfahren sein. Bereitwillig wollte der Regent der Bitte seines Schwagers entsprechen, die Anfrage selbst an die Geheimkanzlei richten und sich den Bescheid bis zum nächsten Morgen einfordern. Selbst dagegen erhob er keinerlei Einwand, diesen schwerlich für ihn wichtigen Erich Kruse zu begnadigen, falls sich sein Name in den Listen der Deportirten befinde. Nach dieser Zusage ging der Regent auf ein für ihn wichtigeres Thema über.

„Ich wünschte, daß Sie noch einige Zeit länger, als Sie beabsichtigten, in Petersburg blieben, Herr Schwager," sagte er.

„Zu welchem Zwecke, kaiserliche Hoheit?" fragte Bismarck.

„Sie sollen das Kommando hier übernehmen an Stelle Münnich's."

„Münnich ist ein mächtiger Mann, mit dem zu brechen die Vorsicht abrathen muß!" entgegnete Bismarck mit besorgter Miene. „Er hat die Armee für sich."

„Wenn auch. Er muß beseitigt werden, auch Ostermann. Ich traue den Beiden nichts Gutes zu. Da darf ich doch nicht warten, bis sie mir den Hals abschnüren. Uebernehmen Sie das Kommando der Garnison, so werden Sie keinen Schwierigkeiten bei derselben begegnen. Ich will Ihnen die Ernennung gleich ausfertigen."

Bismarck schüttelte den Kopf. „Kaiserliche Hoheit," warnte er, „es ist gefährlich. Die Absetzung Münnich's wird viel böses Blut machen."

„Pah!" rief Biron. „Ich fürchte mich nicht. Aber Ihnen, Schwager, fehlt der Muth."

„Der Muth nicht, aber — offen gesagt — die Lust, mich an solchen politischen Gewaltthätigkeiten zu betheiligen. Ich bin kein Russe."

„Das ist Münnich auch nicht, ich bin es ebenfalls nicht. Indessen, wenn Sie solche Bedenken haben, so werde ich Sie natürlich nicht weiter drängen. Bedenken Sie die Sache bis morgen. Dann muß die Entscheidung fallen, mit Ihnen oder ohne Sie."

Damit brach der Herzog das Gespräch ab. Man meldete ihm Gäste, und er begab sich mit seinem Schwager in die glänzend erleuchteten Gesellschaftsräume. Bald waren diese gefüllt, und man ging zu Tische. In der liebenswürdigsten Laune machte der Regent den Hausherrn. Er hatte den Feldmarschall und den Grafen Ostermann neben sich bei Tafel und ließ seinen Humor gegen diese ernsten Herren sprudeln, als sei er mit ihnen in der traulichsten Freundschaft. Bismarck mußte darüber erstaunen, indem er bedachte, welche Absichten der Regent gegen diese beiden Großwürdenträger des Reiches hatte, in denen er jetzt unerträgliche Nebenbuhler sah. Er selber konnte eine Bedrücktheit nicht überwinden, weil er völlig überraschend zum Mitwisser dieser Absichten gemacht worden war, und immerfort ging ihm im Kopfe herum, wie er eine Katastrophe noch zu verhindern vermöchte, die ihm verhängnißvoll für den Herzog, und damit auch für ihn als dessen Schwager, erschien.

Längst war Mitternacht vorüber, als die letzten Gäste sich aus dem Palais des Regenten entfernten, und die Front der erleuchteten Fenster in nächtliche Dunkelheit versank. Münnich und Ostermann waren unter den Letzten gewesen, die von Biron mit herzlichem Händedruck Abschied genommen hatten. In ihre Pelze gehüllt, gingen sie die stille Straße an der gefrorenen Newa hinunter.

„Es war mir," sagte leise der Feldmarschall zu dem Minister, „als sei Biron voller Galgenhumor gewesen."

„Mir auch," erwiederte Ostermann vertraulich, „und

das dürfte bedeuten, daß er etwas gegen uns im Schilde führt. Bismarck war zudem auffällig einsilbig."

„Nun, wir sind fertig; er wird uns nicht zuvor kommen können. Unmöglich, sonst würden meine Geheimposten hier sein, zu melden, daß etwas Auffälliges geschehen."

„Ich vertraute Ihren Vorbereitungen auch durchaus, als ich mich in die Höhle des Löwen begab, lieber Münnich."

„Er hätte es wagen sollen, der Löwe," kam es ingrimmig aus des Feldmarschalls Munde, „seine Tatze zu erheben. Ich hatte für diesen Fall gesorgt. In den Kasernen ist Alles gesperrt, liegen meine genauen Befehle in sicheren Händen. Jetzt kann der Tanz losgehen. Herr Biron wird sich wundern, welch einen Salon ich ihm bei den Eisbären von Pelym in Sibirien habe bauen lassen."

— — — — — — — — — — — —

General Bismarck war schon früher nach Hause gefahren. Er war tief verstimmt, beängstigt, und konnte in dieser Nacht auf seinem Lager keinen Schlaf finden. Die Gemüthseindrücke des Tages erhielten ihn in Aufregung, die durch Elisabeth Mewes aufgerufenen Erinnerungen, wie die durch seinen Schwager geweckten Besorgnisse. In einem Halbschlummer webten sich diese Eindrücke zu wirren Träumen; er sah Schreckbilder der Revolution, aufmarschirende Regimenter, Schaffots, Kosakenzüge, welche die Schlitten mit Verurtheilten in der furchtbaren Winterkälte nach Sibirien transportirten, in das Elend, in den Tod, in die Vergessenheit.

Er fuhr auf aus diesen Träumen, denn er vernahm auf der Straße den gedämpften Marsch von Truppen und leises Waffenklirren. War dies immer noch Wahnvorstellung im Halbschlummer? Nein; sein geübtes Gehör täuschte sich nicht: es waren wirklich die schweren Massentritte von Soldaten auf dem Pflaster. Er eilte an's Fenster und blickte auf die Straße. Beim fahlen Licht des

mondbeschienenen Nachthimmels sah er Preobraschensky'sche Garde vorüberziehen. Was hatte dies zu bedeuten? Kein Zweifel, der Regent hatte sich doch zum schnellen Handeln noch in dieser Nacht entschlossen und einen Anderen als seinen widerstrebenden Schwager mit der militärischen Durchführung seines Attentats auf Münnich und Ostermann betraut.

Sogleich warf sich der General in seine Kleider, um in das Palais zu seinem Schwager zu eilen. Da hörte er Lärm in seinem Hause. Sein Diener stürzte mit einer Leuchte herzu und meldete angsterfüllt die Umstellung des Gartens durch Soldaten und das Eindringen derselben von der Hinterseite in's Haus. Seine Gattin kam im Nachtgewande herzu und fragte voll Entsetzen, was geschehe. Verstört schwieg der General unter einer Ahnung, die sich plötzlich seiner bemächtigt hatte. Nicht sein Schwager, der Regent, konnte ihm solche Ueberraschung bereitet haben.

Ein Oberst, dem ein Dutzend Grenadiere folgte, drang in's Schlafgemach, den Degen in der Hand.

„General!" rief er dem ihm Entgegentretenden zu. „Auf Befehl des Feldmarschalls und im Namen der Regentin habe ich Sie zu verhaften."

„Mich? Im Namen der Regentin?" antwortete Bismarck, der seine volle Fassung zurückgewonnen hatte. „Wer ist diese Regentin?"

„Prinzessin Anna Karlowna," sagte der Oberst kurzen Tones.

„Und der Regent, Seine kaiserliche Hoheit der Herzog von Kurland?"

„General Manstein führt ihn bereits nach der Festung Schlüsselburg ab."

„Ah!" entfuhr es Bismarck. „Der Spieß ist umgedreht worden. Münnich hat Biron gestürzt!"

„So ist es, Excellenz."

„Und mit Biron muß auch sein Schwager fallen! Herr Oberst, ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Wehklagend umschlang ihn die Gattin; er suchte sie zu trösten. Dann gab er sich gefangen und schritt hinaus. Zwischen Grenadieren am Gartenthor stand der Wagen, in dem auch er nach Schlüsselburg geführt wurde.

Glatt spielte sich die Revolution, mit der Münnich schlau seinem Feinde zuvorgekommen war, in dieser Novembernacht ab. Er hatte die schwachmüthige Prinzessin Anna genöthigt, ihren Günstling Biron fallen und seinen Gegnern zum Opfer werden zu lassen, sich selbst zur Regentin des Reichs zu proklamiren und Münnich zu ihrem Premierminister zu ernennen. Dem allmächtig gewesenen Herzog Biron wurde darauf über Hals und Kopf der Prozeß gemacht, sein Vermögen eingezogen, er selbst lebenslänglich nach dem ödesten Theil von Nordsibirien verbannt.

Ein gleiches Loos erlitt auch Bismarck. Im Manifest, welches die Festnahme des „Usurpators" Biron verkündigte, wurde auch Bismarck der „Verheimlichung der verbrecherischen Handlungen und Absichten des Herzogs von Kurland" angeklagt, und dies genügte, ohne daß ihm eine Schuld bewiesen wurde, zu seiner Verbannung nach Sibirien.

* * *

Biron kam nach dem einsamen Pelym in Nordsibirien, wo in grausamer Tücke schon während seiner Macht und Herrlichkeit Münnich für ihn eine Holzhütte hatte bauen lassen, in der er sein Leben in Wüste und Schnee vertrauern sollte. Weib und Kinder hatten ihn in seinem Unglück nicht verlassen und von dem Gnadenrecht Gebrauch gemacht, ihm in die Verbannung zu folgen.

Milder war das Geschick, dem Bismarck anheimfiel. Er wurde nach der Gouvernementsstadt Tobolsk im westlichen Sibirien verwiesen, wo europäische Kultur noch zu

finden war. Auch ihn hatte auf der martervollen Fahrt dahin im Schlitten bei heftigster Winterkälte, von Kosaken bewacht, die treue Gattin begleitet, um sein Schicksal mit ihm zu theilen.

In Tobolsk erhielt er ein kleines Haus in der Hauptstraße; in der Stadt, die öfters im Jahre durch die Karawanen aus Asien und aus Rußland zugereister Handelsleute stark belebt wurde, durfte er sich frei bewegen. So richtete er sich sein Leben in der Verbannung erträglich ein.

Schon in den ersten Tagen, die er in seiner schlichten Wohnung in Tobolsk verlebte, lernte er als Nachbarn einen jüngeren Mann kennen, der sich ihm auf's Artigste zu Hilfsleistungen und Rathschlägen bei seiner häuslichen Einrichtung anbot. Auch er war ein politisch Verbannter, und wie von gleichem Geschick betroffene Leidensgefährten sich leicht und innig zu gegenseitigem Trost aneinander schließen, so entstand auch schnell zwischen den Beiden ein herzliches Verhältniß, ohne daß sie gegenseitig noch ihre Namen kannten. Namen galten ja nichts in der Verbannung. Um so freundlicheres Entgegenkommen wurde von Seiten des Generals und seiner Gemahlin dem jungen Leidensgenossen zu Theil, als sie in ihm einen Mann von Bildung fanden, der auch in deutscher Sprache mit ihnen verkehrte. Er beschäftigte sich mit Malereien für die griechischen Kirchen und Klöster in Tobolsk, die er, um seine Zeit befriedigend auszufüllen und seine karg vom Staat bemessenen Unterhaltsmittel zu mehren, ausführte.

In helle Herzensfreude ging das Gefallen Bismarck's an den neuen Freund über, als ihm dieser einmal bei einem vertraulichen Geplauder über seine früheren Lebensverhältnisse seinen Namen nannte. Es war Erich Kruse. Man hatte ihn richtig als Sekretär des dem Herzog Biron verdächtigen Herrn v. Sternberg nach Sibirien verschickt,

seinen Herrn in die Bergwerksbezirke, ihn nach Tobolsk. Von seiner Braut erwähnte er in diesem Gespräch nichts, auch als er seiner Stellung bei Frau v. Demidoff und ihres Aufenthaltes in Berlin gedachte. Ungestört ließ ihn Herr v. Bismarck seine Mittheilungen machen.

„Wissen Sie," sagte er dann mit väterlichem Wohlwollen, „daß Sie mir gar nicht unbekannt sind?"

Erich zeigte sich erstaunt. Zu einem General v. Bismarck erinnerte er sich nicht, jemals Beziehungen gehabt zu haben, und er äußerte dies.

„Aber ich mit Ihnen, mein lieber Herr Kruse," versetzte der General. „Und zwar just am letzten Tage, an dem ich noch in Amt und Stellung mich befand. Ich war zum Besuch von Livland nach Petersburg gekommen. Vierundzwanzig Stunden später hätte ich Ihre Freiheit ausgewirkt; aber durch den Staatsstreich Münnich's verlor ich sie selber. Es war ein junges Mädchen, das sich für Sie verwendete, die Kammerjungfer der Frau v. Demidoff."

„Ist es möglich!" rief der junge Mann erregt. „Meine Braut, Elisabeth Mewes, ist in Petersburg?"

„Sie war dahin mit Frau v. Demidoff gekommen, um selbst nach Ihrem Verbleib zu forschen."

„Nach meinem Verbleib?" fragte er wieder betroffen. „Sie mußte ja wissen, daß ich hier in Tobolsk bin."

„Sie so wenig wie Frau v. Demidoff hatte eine Ahnung davon. Wie ich aus Beider Munde vernahm, erhielten sie niemals, nachdem Sie Berlin mit Herrn v. Sternberg verlassen, eine Nachricht von Ihnen."

„Dann," fiel Erich schmerzlich bewegt ein, „sind meine Briefe von der Polizei unterschlagen worden."

„Sehr erklärlich," versetzte der General.

„Was wird Elisabeth von mir gedacht haben!" rief Erich. „Sie mußte glauben, daß ich sie verrathen, ver-

gessen hätte — ich, der Tag um Tag an sie gedacht und hier aus dem fernen, weltverlorenen Sibirien mich zu ihr hingeträumt habe! Ach, hier bin ich ja für die Welt begraben, Herr General!"

„Wenn es Sie trösten kann," entgegnete ihm Bismarck, „so versichere ich Sie, daß Ihre Braut keinen Zweifel an Ihrer Liebe und Treue hegt, und die Ungewißheit über Ihr Schicksal das arme Kind allein bekümmert. Machen wir dieser Ungewißheit ein Ende, mein Freund; dann wird Frau v. Demidoff Ihnen die Freiheit zu verschaffen wissen. Denn als ein politisches Opfer eines gestürzten Regiments hat das jetzige kein Interesse daran, Sie noch in der Verbannung zu halten. Mit mir ist dies anders. Ich muß für meinen Schwager Biron mit büßen, und seine Feinde sind auch die meinigen und haben jetzt die Herrschaft. Was ich für mich nicht thun kann, weil es meiner ebenso unwürdig wäre, wie es aussichtslos ist, nämlich um die Freiheit zu bitten, das kann ich für Sie, auch von hier aus. Gestern kam der Kosakenoffizier Gregorowitsch hier an, auf der Rückkehr von Tomsk nach Petersburg mit den Gouvernementsberichten. Morgen oder übermorgen reitet er ab. Ich habe ihn gesprochen und kenne ihn sehr gut, denn er diente unter mir im Kriege in der Krim gegen die Türken. Mit Leib und Leben ist er mir ergeben, und er wird den Brief selber nach Petersburg und an die rechte Stelle bringen. Schreiben wir also, Herr Kruse. Ich werde an Frau v. Demidoff meinen Brief richten; Sie den Ihrigen an Ihre Braut. Hoffen Sie, daß Sie bald wieder mit ihr vereinigt sein werden."

Der Sommer verging, ohne daß auf die von Gregorowitsch mitgenommenen Briefe der beiden Verbannten irgend eine Antwort kam. Es wurde wieder Winter, und nun

brach Erich's Hoffnung langsam zusammen. Der General wußte sie auch nicht mehr durch einen Trost zu stützen. Auf der großen Straße von Rußland nach Sibirien gingen die Transporte der Verbannten hin und her, denn viele der von Biron Verschickten wurden unter dem neuen Regiment zurückgerufen. Aber der Befreiungsruf an Erich Kruse erging nicht. Traurig feierte er im Hause Bismarck's das Weihnachtsfest.

Da stellte sich zu demselben völlig unerwartet der Gouverneur von Tobolsk ein, der mit Herrn v. Bismarck als dessen früherer Kriegskamerad in freundlichem Verkehr stand. Er kam mit neuen Nachrichten aus Petersburg und den Reichszeitungen, in denen die Ukase veröffentlicht wurden. Da gab es überraschende Neuigkeiten. Die Regentin Anna Karlowna hatte ihre Macht kaum ein Jahr lang genossen. Sie war in der Nacht auf den 6. Dezember 1741 von einer Verschwörung unter Lestocq, dem Leibarzt der Prinzessin Elisabeth, Tochter Peter's des Großen, gestürzt und in die Verbannung geschickt worden. Ihr kleiner Sohn Iwan war jetzt Gefangener im Kerker von Schlüsselburg. Anna's Anhänger, die Münnich, die Ostermann, waren zum Tode verurtheilt, doch auf dem Blutgerüst begnadigt und nach Sibirien verbannt worden. Elisabeth saß jetzt als Kaiserin von Rußland auf dem Thron. Die neuen Ukase von ihr gaben auf einmal Tausenden, die während der vorigen Regierung verbannt und prozessirt worden waren, die Freiheit und ihre früheren Ehren zurück. Auch Herzog Biron war begnadigt und ebenso Herr v. Bismarck.

Wie hätte er nicht dankbar für diese so schnelle Wandlung seines Geschickes sein sollen! Der Gouverneur theilte ihm mit, daß er ihn mit dem nächsten Transport nach Petersburg zurückschicken würde; er möge sich bereit dazu machen. Erich stand dabei, aber von ihm verlautete kein

Wort. Ergriffen von seinem Leid umarmte ihn der General.

„Und doch — hoffen Sie, mein armer Freund," sagte er zu ihm. „Ich werde nun persönlich für Sie wirken können und nicht ruhen noch rasten, bis ich Sie der Freiheit wiedergegeben habe."

Bismarck verließ mit seiner Gemahlin nach einigen Tagen schon Tobolsk. Die Transporte waren massenhaft und deshalb stockten sie längere Zeit an den Stationen. Doch endlich langte Bismarck in Petersburg an, wo er sein Haus wieder beziehen konnte, da die Konfiskation seiner Güter aufgehoben worden war. Er stellte sich der Kaiserin Elisabeth vor und wurde huldreich von ihr empfangen; sie setzte ihn in seinen Rang als General wieder ein und versprach ihm ein Kommando. Er hatte gleich nach seiner Ankunft Erkundigungen nach Frau v. Demidoff eingezogen, und da sie nicht in Petersburg war, sich nach ihrem Gutssitz begeben. Er fand die alte Dame hier schwer krank, aber Elisabeth Mewes bei ihr.

Der General brachte auf seine Nachfrage in der Petersburger Kanzlei in Erfahrung, daß der Kosakenlieutenant Gregorowitsch unterwegs auf seinem Kurierritte gestürzt war. Unzweifelhaft hatte man dann nur die amtlichen Schriftstücke weiter befördert, die Privatbriefe aber nicht. Jetzt spielte dies Alles übrigens keine Rolle mehr. Bismarck bemühte sich um die Begnadigung und Rückberufung Erich's, die er auch erreichte. Zu Ostern traf derselbe in Petersburg ein und konnte gerührt dem General als dem Wohlthäter danken, der ihm dem Leben und der Braut zurückgegeben.

Mehr noch vermochte Bismarck für ihn zu thun. Er stellte ihn dem Minister vor und verschaffte ihm eine gute und gesicherte Anstellung. Als einen Glücklichen nahm er ihn in seinem Wagen mit sich auf die Fahrt nach dem

Landsitz der Frau v. Demidoff. Dann sah er dort das so schwer geprüfte Brautpaar seine Wiedervereinigung feiern. Bewegt nahm er die Erkenntlichkeit und Liebe dieser jungen Leute entgegen. Es war ihm, als habe er jetzt die Schuld, die er durch Tödtung des Amadeus Mewes auf sich geladen, wieder gut gemacht. Feuchten Auges drückte er die Hände Elisabeth's.

„Morgen," sagte er, „reise ich von Petersburg ab. Ich sehe euch, lieben Kinder, wohl nicht wieder. Die Kaiserin hat mir das Kommando in der Ukraine gegeben. Es ist am Ende auch eine Art Verbannung in Gnaden für mich. Ihr aber, ihr möget glücklich sein und meiner manchmal freundlich gedenken!"

Beiträge zur Schönheitspflege.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

II.

Die Pflege von Hand und Fuß.

Ein englisches Sprichwort besagt, daß man an der Hand den Menschen erkenne, und wenn auch eine gewisse Einschränkung dieses Satzes nöthig ist, so wird man doch zugeben müssen, daß er viel Wahres enthält. Auch wir sprechen von schlanken aristokratischen Händen und von der breiten, derben Arbeiterfaust, und eine wohlgepflegte, weiße, saubere Hand wird uns einen ganz anderen Rückschluß auf den Eigenthümer machen lassen, als eine schmutzige, unsaubere. Gleiche Ansichten herrschen all-

gemein über den Fuß und seine Bekleidung; aber trotzdem wird doch auf die Pflege von Hand und Fuß immer noch recht wenig Sorgfalt verwendet. Wenigstens geht man nur in einer kleinen Minderzahl über die übliche Sitte des Waschens und des Bekleidens hinaus, und doch ist damit die Pflege dieser Körpertheile noch lange nicht abgethan.

Beginnen wir zunächst mit der Hand. Wie oft klagen nicht unsere Damen über die Rauhigkeit und Sprödigkeit ihrer Haut an den Händen. Sie mögen sich so viel mit der theuersten Seife waschen, wie sie wollen, die Rissigkeit und Trockenheit weicht nicht, sondern wird eher vermehrt als vermindert. Mit dem Waschen allein ist es eben nicht gethan, sondern auf die Art des Waschens kommt es an. Zunächst sollte man sich die Hände nicht in hartem Wasser, sondern in weichem Fluß- oder Regenwasser reinigen und dann sollte man dazu stets lauwarmes und nicht kaltes Wasser verwenden. Ferner ist besondere Aufmerksamkeit der Seife zu widmen, denn sie trägt zum größten Theile die Schuld an der verhaßten Rauhigkeit. Der Ueberschuß an Aetznatron, den sehr viele und oft auch theure Seifen haben, ist es, der hauptsächlich die Haut reizt und schädigt. Man verwende deshalb stets nur sogenannte neutrale Seifen, welche von jenem Ueberschuß frei sind, und wende sich, wenn man ganz sicher gehen will, an die Apotheke, wo die Marseiller Seife gut und billig zu kaufen ist. Ein kräftiges Abtrocknen und Reiben hat nach jeder Waschung so lange zu folgen, bis die Hände vollständig trocken sind.

Wohin der Gebrauch schlechter Seife führt, zeigen am besten die Hände unserer Dienstmädchen. Die Haut derselben ist zerklüftet und rissig, und die Risse sind von einem schwarzen Schmutz angefüllt, der auch dem eifrigsten Waschen nicht weichen will. Und dabei werden die schärf-

sten Seifen, ja sogar Soda angewendet. Aber gerade hierin liegt der Fehler. Statt den Schmutz zu beseitigen, vermehren die Seifen nur die Rissigkeit und Trockenheit der Haut, so daß sich sofort von Neuem und in vermehrtem Maße Schmutztheilchen einnisten. Ein Wechsel der Seife, statt des scharfen, beißenden Waschmittels ein mildes, fettes, wird schon nach kurzer Zeit den Uebelstand, an dem auch manche unserer Hausfrauen leiden, heben und die Haut weich und geschmeidig machen.

Noch unangenehmer als die Küchenhand ist die Schweißhand, die nicht nur ihrem Besitzer, sondern oft auch seinen Freunden lästig wird. Die Schweißhand ist ja nicht nur peinlich, sondern sie hindert auch an gewissen Beschäftigungen, bei denen es auf größte Sauberkeit ankommt. Die Beseitigung der Schweißhand ist mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, weil ihre Ursache, die Schweißabsonderung, im Centralnervensystem zu suchen ist. In vielen Fällen wird daher eine allgemeine Kräftigung des Körpers anzubahnen sein, und von dieser eine wohlthätige Rückwirkung erwartet werden dürfen. Für gesunde Menschen, die nicht an einem inneren Leiden kränkeln, erweisen sich oft regelmäßige kalte Abreibungen von Nutzen. Die kalten Abreibungen regen in hervorragender Weise die Hautthätigkeit an und lassen deshalb zuweilen schon ganz allein den unangenehmen Handschweiß schwinden. Zur örtlichen Behandlung eignen sich daneben häufige Waschungen mit einer Alaunlösung oder Chinarindenabkochung.

Nicht wenig werden die Hände durch Warzen verunziert. Die Entfernung dieser lästigen Hautgebilde läßt sich auf verschiedene Weisen ziemlich sicher bewirken. Ein einfaches, operatives Verfahren besteht darin, daß man eine Stecknadel dicht über der Wurzel der Warze quer durch dieselbe sticht, ohne aber die gesunde Haut zu verwunden, und nun das hervorragende Ende der Nadel so

lange an einer Flamme erhitzt, bis man die Hitze der Nadel zu fühlen beginnt. Die Warze wird davon weiß geworden sein, sie bricht auseinander und verschwindet dann bald.

Wer diese kleine Operation scheut, kann es mit einem anderen Verfahren versuchen, mit Einpinselungen von Spanischfliegentinktur, die mehrmals täglich in ganz geringen Mengen auf die Warze aufzutragen ist. Die Warze wird allmälig weicher, geht dann zurück und verschwindet ohne Hinterlassung einer Narbe.

Ein noch milderes äußerliches Mittel ist das kräftige Bestreichen der Warze mit Kreide nach einem jedesmaligen Waschen. Die Anwendung hat längere Zeit zu erfolgen, erreicht aber ohne jeden Schmerz den gewünschten Erfolg.

Zu einer schönen Hand gehören wohlgepflegte Nägel, die ja nur zu leicht bei der Arbeit des täglichen Lebens Schmutz aufnehmen. Die sich unter dem Nagel festsetzende Schmutzansammlung entfernt man am besten beim Händewaschen mit der Nagelbürste, im Uebrigen benutzt man besser ein spitzes Hölzchen als, wie gewöhnlich üblich, ein kleines Messer, da der Stahl nur die Oberhaut rauher macht und den Staub desto leichter anhaften läßt. Recht fehlerhaft werden im Allgemeinen die Nägel beschnitten, denn nicht nur, daß man oft stumpfe Scheeren dazu benutzt, so führt man das Schneiden selbst auch unzweckmäßig aus. Das beste Instrument für die Nägel ist ein scharfes Federmesser. Mit ihm sollen die Nägel so beschnitten werden, daß sie nicht über den Finger hinwegragen, aber auch nicht zurückstehen, worauf dann eine Abrundung mit der Nagelfeile zu erfolgen hat. Sehr vernachlässigt wird der hintere Nagelrand, der unter den Nagelfalz tritt. Dieser Nagelfalztheil ist täglich mit dem Daumennagel der anderen Hand zurückzuschieben und von seiner Unterlage loszulösen, denn hier liegt die Ursache

für die unangenehmen Neidnägel. Am hinteren Theil des Nagelfalzes bemerken wir nämlich, namentlich am Daumen, einen helleren Kreisabschnitt des Nagels, das Mönd-chen. Das Mönd chen wird von einem weißen Häutchen bedeckt, das sich oft an seinen beiden Enden vom seitlichen Nagelfalz loslöst und in einer kleinen Spitze nach vorn ragt. Dies ist der Anfang des Neidnagels. Wie aber jedes Ding im Beginn leichter zu unterdrücken ist, so können wir auch durch das Zurückdrängen des Häutchens das Entstehen der Neidnägel vermeiden. Die Neidnägel sind nicht nur ein Schönheitsfehler, sondern sie können auch zuweilen zu bösartigen Entzündungen Veranlassung geben, namentlich wenn sie, wie es oft geschieht, mit den Zähnen abgebissen werden. Die Beseitigung der Neidnägel hat nur durch ein scharfes Messer oder durch die Scheere zu geschehen, und die entstandenen Risse müssen sorgfältig rein gehalten werden. Dem Entstehen selbst beugt man außer in der angegebenen Weise noch dadurch vor, daß man die schon an den Seiten des Nagelfalzes gebildeten Fortsätze des erwähnten weißen Häutchens mit dem Messer sorgfältig entfernt. Der tägliche Gebrauch der Nagelbürste ist nicht genug zu empfehlen. Er verhütet das Einreißen der Nägelränder und macht die Nägel selbst rosig und glänzend.

Wer an den Händen leidet, dürfte gut thun, wenn er stets Pulswärmer und im Freien Handschuhe trägt. Namentlich ist Damen mit empfindlichen Händen in der Nacht das Ueberziehen von einem Paar alter Handschuhe anzurathen. Die Hände werden zuerst nach einer Waschung und Abtrocknung mit Lippenpomade eingerieben, und dann die Handschuhe übergezogen. Die ganze Vornahme läuft auf die Wirkungen des feuchtwarmen Umschlags hinaus, denn die Haut wird durch die feuchte Wärme mehr gelockert und zugleich kräftiger vom Blut-

ſtrom durchfloſſen. Daſſelbe Verfahren empfiehlt ſich auch bei erfrorenen Händen, die mit ihren blaurothen Aufſchwellungen viel Kummer für junge Damen, die in der Küche des Hauſes thätig ſind, mit ſich bringen. —

Wenden wir uns jetzt zu den Füßen, die nicht weniger unſerer Sorgfalt bedürfen, als die Hände. Aber gerade die Füße werden von allen Gliedern des Körpers am ſtiefmütterlichſten behandelt. Man ſchließt ſie von der allgemeinen Körperpflege aus, und doch bedürfen ſie ſchon deshalb einer beſonderen Wartung, weil kein anderes Glied ſo weit vom Mittelpunkt der Blutbewegung, dem Herzen, entfernt iſt. Deshalb bedarf hier die Blutbewegung, die Hautthätigkeit und die Abſonderung abgeſtorbener Haut unſerer beſonderen Unterſtützung. Tägliche Fußbäder in mäßig warmem, verſchlagenem oder kühlem Waſſer und kräftiges nachfolgendes Abreiben ſind die erſte Bedingung für ihre Pflege, und gleichzeitig das beſte Mittel gegen die ſogenannten kalten Füße. Das Gefühl der Kälte in den Füßen iſt ſtets ein Zeichen, daß die Pflege derſelben vernachläſſigt wird. Wer das wirkliche Fußbad nicht vertragen zu können glaubt, muß die Füße wenigſtens täglich naß abreiben und darauf kräftig abtrocknen.

Neben den Fußbädern verdient die richtige Fußbekleidung unſere Aufmerkſamkeit. Wer an kalten Füßen leidet, muß wenigſtens zweimal wöchentlich die Strümpfe wechſeln und dieſelben ſtets etwas erwärmt anziehen. Er darf nur wollene Strümpfe tragen, weil Wolle die Feuchtigkeit beſſer auffaugt und nicht ſo leicht hart und kalt wie Baumwolle wird. Auch das Schuhwerk iſt von Wichtigkeit, wozu man am beſten feines, ſchmiegſames Leder, Tuch oder poröſen Wollenſtoff wählt und ſtets auf eine bequeme, anſchmiegende, nicht beengende Form ſehen muß, damit der Blutumlauf nicht gehemmt wird. Gummi-

schuhe und Filzschuhe sind als dauernde Fußbekleidung zu vermeiden. Sobald die Schuhe von atmosphärischer Feuchtigkeit durchzogen sind, wirken sie erkältend auf den Fuß. Deshalb sind sie nach jedem Spaziergang bei feuchtem Wetter sogleich zu wechseln. Wer durch seinen Beruf zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen ist, soll ferner die Füße öfters durch gymnastische Uebungen in Thätigkeit setzen. Die einfachste Uebung ist, die Hacken dicht nebeneinander zu stellen, während man die Füße so viel als möglich nach Außen richtet, und sich dann langsam auf den Fußspitzen zu heben. Die Bewegung darf nicht zu schnell ausgeführt und muß während einiger Minuten fortgesetzt werden.

Wie die Hände, so leiden oft auch die Füße an einer überreichlichen Schweißabsonderung, die dadurch noch unangenehmer wird, daß der Fußschweiß auch einen widerlichen Geruch annimmt. So lästig der Fußschweiß ist, so sehr scheut man sich trotzdem, ihn zu beseitigen, weil man von dem Zurücktreten des Schweißes nachtheilige Folgen für die Gesundheit befürchtet. Diese Auffassung ist völlig falsch. Wenn zuweilen nach dem Zurücktreten des Fußleidens der Beginn einer schweren Krankheit bemerkt wird, so liegt der Grund meist nur an einem zufälligen Zusammentreffen, in anderen Fällen ist das Verschwinden des Fußschweißes und die Entstehung der Krankheit auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen. Diese gemeinsame Ursache — sagen wir eine Erkältung — hat den Fußschweiß vertrieben und zugleich die Entwickelung des schweren Leidens begünstigt, aber der Hergang ist nicht so zu verstehen, als ob der Fußschweiß geschwunden, und deshalb nun die Krankheit entstanden wäre.

Auch hier wieder sind tägliche Waschungen mit lauwarmem Wasser das einfachste und beste Gegenmittel, denen Einstreuungen mit Salicylpulver zu folgen haben.

Die Einstreuungen müssen in die Strümpfe geschehen und dürfen nicht zu spärlich ausfallen. Ein häufiger Wechsel des Schuhwerks ist außerdem nöthig; eng anliegende, hoch hinaufgehende Stiefel begünstigen Schweißbildung, während ausgeschnittene Schuhe sie erheblich vermindern. Für schwere Fälle sei das altbewährte, aber etwas umständliche Verfahren des berühmten Dermatologen Hebra angeführt. Mit einem halben Pfund Hebra'scher, der Apotheke entnommener Salbe, bestreicht man zwei Leinwandstücke in der Größe der Fußlappen einige Millimeter dick und salbt acht Wattebäuschchen ebenso ein. Wer jemals Fußlappen, wie sie beim Militär üblich sind, getragen hat, für den genügt die Vorschrift, die Salbenlappen in genau derselben Weise anzulegen, nur daß zwischen je zwei Zehen ein Wattebäuschchen gesteckt wird; für Diejenigen, welche Fußlappen nicht kennen, sei bemerkt, daß man den Fuß so auf den Salbenlappen setzt, daß die Zehen nach dem einen Zipfel, der Hacken nach dem entgegengesetzten Zipfel weisen. Rechts und links wird dann ebenfalls ein Zipfel sein. Alle vier Zipfel legt man nun so über den Fuß, daß er dicht am Knöchel umschlossen wird. Zum besseren Halt kann man die Zipfel noch mit einer Binde befestigen. Selbstverständlich müssen die Füße vor der Einsalbung sauber gewaschen werden. Ueber den Verband wird ein Strumpf gezogen, und dann bequem sitzendes Schuhwerk angethan. Eine Berufsunterbrechung braucht mit der Kur nicht verbunden zu sein. Der Verband ist zweimal am Tage zu wechseln, die Füße werden aber nicht abgewaschen, sondern mit Watte und Puder abgerieben, ehe die neuen Salbenlappen aufgelegt werden.

Das Verfahren ist ungefähr zwei Wochen ununterbrochen fortzusetzen und dann nur eine einfache Puderung namentlich zwischen den Zehen anzuwenden. Bedingung dagegen ist, daß das alte verschwitzte Schuhzeug nicht

wieder angezogen wird. Zuweilen ist die einmalige Kur nicht von vollständigem Erfolg begleitet, sondern bedarf einer Wiederholung. Um einer Wiederkehr des Uebels vorzubeugen, müssen aber die lauwarmen täglichen Waschungen der Füße noch lange Zeit ausgeführt werden.

Es ist schon wiederholt auf den Werth guten Schuhwerks hingewiesen worden, nirgends aber wird die Bedeutung schlechter Fußbekleidung klarer, als bei den bekannten Hühneraugen, denn sie verdanken ihre Entstehung einzig und allein mangelhaftem Fußzeug. Gutes Schuhwerk ist nicht möglichst elegantes, sondern bequem passendes, das dem Fuß Raum läßt, sich naturgemäß auszudehnen. Eine weitere Folge zu knapper Schuhe ist die Bildung des Ballens. Ein anschauliches Bild von der Entwickelung der Fußverkümmerung entrollt Dr. Clasen. „Die Entstehung des Ballens," sagt er, „beginnt mit dem ersten Paar zu kurzer Stiefeln, welches die Großzehe dauernd zur Seite drängt. Sobald dann die Zehe diese schräge Richtung nach Außen angenommen hat, so erscheint natürlich der Fuß in seiner Längsrichtung etwas verkürzt, weil die Zehe nicht mehr so weit nach vorn reicht, wie bei gerader Stellung. Infolge dessen wird das nächste Paar Stiefeln wieder etwas kürzer angemessen und dieser verkürzte Stiefel drängt abermals die Zehe weiter nach Außen, und so geht das böse Wechselspiel immer weiter. Dabei tritt der Ballen immer deutlicher hervor, und wenn nun erst der Schuhmacher beginnt, das Oberleder etwas herauszuarbeiten, wie er verständnißvoll versichert, so ist das Schicksal des Fußes besiegelt, denn wenn auf diese Weise erst der Ballen in seiner Oberlederische gefangen ist, so kann die Zehe gar nicht mehr ihre natürliche gerade Richtung annehmen, sondern sie wird nun unrettbar immer mehr nach Außen gedrängt, und der

Ballen immer größer, der nächste Stiefel wird wiederum kürzer angemessen, und das Uebel ärger."

Die große Zehe steht nämlich, wie es der nackte Fuß der Landbewohner zeigt, die den größten Theil des Jahres ohne Fußbekleidung gehen, in seiner natürlichen Lage nach der inneren Seite des Körpers gerichtet, während nur die anderen vier Zehen nach Außen stehen. Es ist daher bei der Maßnahme stets nöthig, daß zu der gesunden Länge wenigstens zwei Centimeter hinzugerechnet werden, um passendes Schuhwerk zu erhalten. Wird diese Vorschrift befolgt, so verschwindet der Ballen, sofern die Verunstaltung nicht schon zu lange gedauert hat, ohne weiteres Zuthun von selbst.

Ebenfalls durch den Druck des Schuhzeugs entstehen die Hühneraugen, welche weiter nichts sind als eine Verdickung der Oberhaut. Genau dieselben Verdickungen sind die Schwielen an der Hand schwer arbeitender Menschen, wie sich denn in der That vollkommen ausgebildete Hühneraugen auch an den Händen solcher Personen dort entwickeln, wo ein dickes Fettpolster fehlt, und die Haut unmittelbar auf dem Knochen aufliegt. Deshalb sind auch die Lieblingsstellen der Hühneraugen die Rücken der Zehen, wo diese Vorbedingungen zutreffen. Die über die spitzen Knochenkanten gespannte Haut wird durch das zu knappe Oberleder unausgesetzt gedrückt und gerieben, und auf diesen Druck antwortet sie dann durch eine Verdickung in der bekannten Weise.

Das beste Mittel wird zur Beseitigung schon bestehender Hühneraugen immer das Ausschneiden bleiben, das auch gänzlich ungefährlich ist, wenn nur die nöthige Vorsicht dabei beachtet wird. Vergegenwärtigt man sich, wie viel Hühneraugen jährlich geschnitten werden, ohne daß auch nur die geringsten Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, so wird man sich nicht durch die Zeitungsnachrichten

allzu sehr beunruhigt fühlen, welche den Tod einer Person infolge einer Hühneraugenoperation melden. So gut wie bei der Hühneraugenoperation eine gefährliche Entzündung eintreten kann, so gut kann sie es bei jeder kleinen Wunde, die verunreinigt wird. Wer gefahrlos an sich eine Hühneraugenausschneidung vornehmen will, hat sich zuerst Hände und Nägel sorgfältig mit Seife und Bürste zu reinigen, nachdem er vorher ein Gleiches mit dem zu operirenden Fuß gethan hat. Sodann ist das Hühnerauge und die benachbarte Haut kräftig mit einem in Karbolwasser getauchten Wundwattebäuschchen abzureiben, und die Hände selbst mit Karbolwasser abzuspülen. Besondere Aufmerksamkeit erfordert noch das Messer. Man sollte nie für die Hühneraugen ein altes Messer verwenden, das man noch zu anderen Zwecken gebraucht, sondern sich eigens ein reines Messer in sauberem Verschluß halten. Auch das Messer ist vor dem Gebrauch eine Zeitlang in Karbolwasser zu legen, um alle anhaftenden Fäulnißkeime unschädlich zu machen. Nach diesen Vorbereitungen, die man sich zur unerläßlichen Richtschnur machen muß, ist die Operation selbst leicht und gefahrlos auszuführen. Nicht selten passirt es, daß trotz aller Uebung und Vorsicht einige Tröpfchen Blut aus der Operationsstelle herausfickern, ein Zeichen, daß man das umgebende Gewebe verletzt hat. In solchen Fällen ist die kleine Wunde sorgfältig mit einem in Karbolwasser getauchten Wundwattebäuschchen auszuwaschen und mit einer anderen Wundwattelage fest zu umwickeln. Die Heilung wird dann bald ohne störende Zwischenfälle eintreten.

Für diejenigen Leser, welche auch unter den angegebenen Vorsichtsmaßregeln die kleine Operation scheuen, empfiehlt sich Salicylsäurekollodium, das so lange täglich aufzutragen ist, bis sich das Hühnerauge ablöst.

Einer sorgfältigen Pflege bedürfen ferner die Nägel

des Fußes, bei deren Beschneiden häufig ein Fehler begangen wird. In der Regel wird nämlich der Nagel so beschnitten, daß er an seinen beiden seitlichen Enden schmäler ist, als in der Mitte. Dieses Verfahren ist jedoch vollständig unrichtig, vielmehr muß der Nagel stets nur verkürzt, nie aber verschmälert werden. Denn das Abtragen der freistehenden Seitenränder ist die erste Bedingung für das Einwachsen der Nägel. Eigentlich ist die Bezeichnung des Einwachsens, wenigstens im ersten Beginn des Leidens, eine falsche, denn anfänglich wächst der Nagel, dessen Seitenränder zu sehr geschmälert sind, nicht in das Fleisch, sondern das Fleisch quillt über den abgestutzten Nagel hinaus. Wie nun einmal unser Schuhwerk zum größten Theil beschaffen ist, so übt das Oberleder einen Druck auf die Zehen, namentlich auf den großen Zehen aus, und wird nun der Nagel zu sehr verkürzt, so wird er jetzt, da das über den Zehen hervorragende Stück fehlt und der dadurch bewirkte Widerstand ausfällt, nur noch tiefer herabgepreßt werden, dafür aber die Haut vor dem verkürzten Nagel nur desto ungehinderter hervorquellen und über denselben hinwegragen. Indem nun der Nagel weiter wächst und sich nach vorn schiebt, so kommt es jetzt zu dem qualvollen Einwachsen des Nagels. Das Eindringen des Nagels in die Haut wird aber da am ersten stattfinden, wo der Nagelrand am schärfsten ist, und dies ist er eben an den geschmälerten Ecken, die nun spitz und scharf in den Nagelfalz und die vorliegende Haut hineinwachsen. Die Nägel müssen deshalb stets so beschnitten werden, daß sie niemals über die Zehe hinwegragen, aber auch niemals hinter der Spitze zurückstehen.

Ist es infolge falschen Beschneidens zu einer Einwachsung gekommen, so hilft einzig und allein eine kleine Nageloperation mit der Scheere. Bevor man aber an

die Abtragung geht, sind alle die Säuberungsvorkehrungen zu treffen, wie sie bei der Hühneraugenoperation angegeben wurden. Die Operation selbst besteht darin, daß man mit einer kleinen scharfen Scheere ein keilförmiges Stück aus dem Nagel schneidet, dessen Spitze bis über die entstandene Entzündung hinausreichen muß. Dabei muß die ganze Fläche des Nagels, welche sich schon vom Nagelbett abgelöst hat, abgetragen und namentlich darauf geachtet werden, daß am Rande nicht etwa ein spitzer Fortsatz stehen bleibt. Wird ein solcher Fortsatz übersehen, so ist dadurch gleich wieder die Veranlassung zu neuem Einwachsen gegeben, und das Uebel beginnt wieder von vorn.

Ehe dann der Nagel über die entzündende Hautstelle hinwegwächst, ist gewöhnlich die Heilung derselben erfolgt. Jedoch muß während des Wachsthums immer darauf gesehen werden, daß die Berührung des Nagelrandes mit der darunter liegenden Haut verhindert wird, was sich am leichtesten dadurch erzielen läßt, daß man zwischen Nagelecke und Haut eine dünne Watteschicht schiebt, welche die Schärfe der vordringenden Ecke aufhebt. Zur Heilung der Entzündung legt man auf die Wundstelle ein Bäuschchen Wundwatte, das mit einer kühlenden Salbe bestrichen und durch einen Gazestreifen, der um den Zehen geschlungen wird, festgehalten wird. Der Verband ist bis zur vollständigen Heilung täglich zu wechseln, und der Heilprozeß durch tägliche Fußbäder in warmem Seifenwasser zu unterstützen. Selbstverständlich muß gleichzeitig für bequemes Schuhwerk gesorgt werden, damit nicht immer wieder der das ganze Leiden verursachende Druck ausgeübt wird. Besonders hartnäckige Fälle, bei denen es zu außergewöhnlichen Gewebewucherungen gekommen ist, müssen freilich mit einem Aetzmittel behandelt werden, und hier säume man nicht, sich so schnell als möglich an den Arzt zu wenden. —

Die Folgen, die sich aus einer nicht genügend durchgeführten Pflege von Hand und Fuß ergeben, werden rücksichtlich ihrer Schwere nur in seltenen Ausnahmen zu bedeutungsvolleren Erkrankungen des Körpers führen, aber sie sind doch oft in viel höherem Maße mitbestimmend für das allgemeine Wohlbefinden, als man annimmt. Denn gerade kleine, aber immer wiederkehrende Leiden beeinträchtigen unsere Stimmung oft mehr, als einmalige größere. Darum schreite man schnell zur Beseitigung der kleinen Uebel an Hand und Fuß, denn je schneller man dagegen vorgeht, desto leichter ist die Abhilfe.

Moderne Bilderschriften.

Aus dem Landstreicherleben.

Von

Fr. Berner.

(Nachdruck verboten.)

Nur Wenigen dürfte bekannt sein, daß unsere Landstreicher die Gewohnheit haben, ihren Berufsgenossen, Freunden und Bekannten, die vielleicht morgen, vielleicht auch erst in einigen Wochen desselbigen Weges ziehen werden, allerlei nützliche Mittheilungen und Winke zu hinterlassen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob es unter Spitzbuben Gesetze der Ehre gibt oder jemals gegeben hat, dagegen aber steht unzweifelhaft fest, daß unter der weitverzweigten Brüderschaft der Landstreicher und Vagabunden, die bettelnd unser Vaterland durchwandern, ein von Alters her überliefertes Gesetz in Kraft besteht, wonach die Mitglieder

dieses uralten Ordens zu gegenseitigem Austausch ersprießlicher Nachrichten und Winke verpflichtet sind.

Die zu diesem Behufe verwendeten Zeichen sind derart, daß sie unauffällig an Wegweisern, an Baumstämmen, an Häuser-, Garten- und Kirchhofsmauern, an Zäunen und an Pumpen angebracht werden können.

In kleinen Ortschaften, die sich eines Gemeindebrunnens erfreuen, wird dieser mit Vorliebe für den genannten Zweck in Anspruch genommen. Wenn ein wegemüder Landstreicher in einem Dorfe oder Flecken anlangt, so wird man ihn zunächst auf die Pumpe zusteuern sehen, eine Thatsache, die manchen sanguinischen Menschenfreund schon zu der Ansicht verleitet hat, daß das Laster des Branntweintrinkens unter diesen armen Geächteten lange nicht so verbreitet sei, als von den Organen der Sicherheitsbehörden gewöhnlich vorausgesetzt werde.

Der Landstreicher wird den kühlen Trunk an einem heißen Tage auch sicher nicht verschmähen, allein die hohle, hölzerne Säule, die sich aus dem unterirdischen Quell erhebt, ist zugleich sein Signalpfosten; er umschreitet denselben langsam und mustert ihn sorgfältig von oben bis unten, dann greift er auch wohl in die Tasche, holt ein Endchen Bleistift hervor — die Brunneninschriften sind stets mit Bleistift ausgeführt, da Kreide zu auffällig und zu wenig dauerhaft wäre — und entwirft nun seinerseits mit schnellen Strichen eine kleine phantastische Zeichnung.

Der Uneingeweihte würde dieselbe für die Schöpfung eines müßigen Schuljungen halten, allein Diejenigen, an welche diese Hieroglyphen gerichtet sind, widmen denselben eine gar eingehende Beachtung. Sie wissen auch genau wo sie diese Zeichen zu suchen haben — stets zur Linken Desjenigen, der mit dem Rücken der Hauptstadt des Landes, der Provinz oder des Kreises zugewendet steht — und die Wirkung derselben auf den, der sie entdeckt, ist immer

eine sehr bemerkbare. Entweder erhellt sich des Wanderers Miene, und seine Schritte werden wieder elastisch und zuversichtlich, oder er steht betroffen und enttäuscht, kratzt sich rathlos den Kopf und stößt halblaute Verwünschungen aus, besonders wenn die Schatten des Abends bereits hereinbrechen, und es Zeit wäre, sich nach einem Nachtquartier umzuthun.

Die gute oder schlimme Bedeutung eines solchen Zeichens aber springt nicht sogleich auf den ersten Blick in die Augen. Ein Punkt mehr oder weniger macht einen großen Unterschied. Das Bild einer Null, wie ein großes lateinisches O gestaltet, heißt zum Beispiel: „Die Luft an diesem Orte ist rein; Du kannst hier unbesorgt dem Geschäft nachgehen." Befindet sich jedoch innerhalb dieses O ein Punkt, so lautet die Nachricht ganz anders, denn dann sagt sie dem Zugewanderten: „Mach daß Du weiter kommst; man ist hier scharf hinter Unsereinem her, und Du kommst in's Loch, wenn sie Dich erwischen." Umgibt die Rundung aber ein Kreuz, so bedeutet dies, daß in dieser Gemeinde eine religiöse Richtung herrsche, wonach der Betreffende sein Gebahren einzurichten habe. Ein einfaches Kreuz besagt, daß der Ort für die Zwecke der fahrenden Brüderschaft gänzlich ungeeignet sei, dagegen verkündet ein verschobenes Viereck, eine Raute, die frohe Botschaft: „Hier ist gut sein, halte Dich tüchtig heran, Du findest so leicht keinen besseren Ort."

Ein bestimmtes Zeichen, am Zaun oder an der Thür eines Gehöftes angebracht, enthält die Warnung: „Nimm Dich vor den Hunden in Acht!" ein anderes sagt: „Hier kannst Du einen Trunk Milch erwarten," und ein drittes: „Hier sind die Leute grob und abweisend, aber wenn Du nicht locker läßt, erlangst Du schließlich doch noch eine Kleinigkeit." Ein viertes Zeichen gleicht in seiner Gestalt etwa einem Posthorn vielleicht soll es an die Trompeten-

töne eines Schnarchenden erinnern, denn seine Bedeutung ist, daß der müde Vagabund hier auf sein Ansuchen in einem Schuppen oder auf dem Heuboden ein bequemes Nachtlager erhalten kann.

In vielen Ortschaften der deutsch-polnischen Provinzen befinden sich Herbergen, in denen ausschließlich Landstreicher und Vagabunden beiderlei Geschlechts verkehren. Den Besitzern derselben liegt daran, viele Kunden heranzuziehen, besonders die jungen Anfänger dieses Berufs, und sie gewähren denselben daher für wenige Pfennige nicht nur eine Lagerstatt und den Gebrauch des Küchenfeuers, sondern auch einen Plan der Umgegend, etwa eine Quadratmeile umfassend. Solche Pläne sind gar deutlich und zuverlässig unter dem Beistande erfahrener und wegekundiger Veteranen hergestellt, und ein Studium derselben lohnt wohl der Mühe. Die Gehöfte derjenigen Anwohner des Bezirks, die, nach dem Grundsatze, es sei besser, zehn Unwürdigen etwas zu geben, als einen Bedürftigen abzuweisen, eine allezeit offene Hand haben, sind roth bezeichnet; andere tragen eine blaue Marke und gelten für zweifelhaft. Nehmen die blauen Zeichen aber die Umrisse der verhaßten Pickelhaube der Landgendarmen an, dann ist der betreffende Punkt gefährlich und daher sorgfältig zu meiden.

Durch diese Pläne wird der Landstreicher in den Stand gesetzt, eine ganze Woche und vielleicht noch länger in der Herberge Quartier zu nehmen, in aller Muße seinen täglichen Bettelgang zu machen und zur Nachtzeit das gastliche Obdach wieder aufzusuchen, woselbst ein warmes Abendessen seiner wartet und wo er mit den Genossen noch ein Spielchen machen kann, ehe er sich zur wohlverdienten Ruhe niederstreckt.

Solche Herbergen sind wahrhafte Oasen in der Wüste des Vagabundendaseins, allein sie werden von Jahr zu Jahr seltener. In gewissem Sinne ist die Unterdrückung

dieser Herbergen zu bedauern; die Landstreicherei wird durch das mit denselben verbundene Kartensystem vereinfacht und geregelt, die Leute, welche gern Wohlthun üben, erhalten hierzu ausreichende Gelegenheit, während jene anderen, die ihre Menschenfreundlichkeit auf den Pfennig beschränken, den sie in die Sammelbüchse werfen, wenn sie einmal in die Kirche kommen, von der Zudringlichkeit des Bettlervolks verschont bleiben. Andererseits aber steht sich auch die fahrende Brüderschaft dabei viel besser; sie erspart sich durch ein so sicheres Operiren viel Unannehmlichkeiten und Zeitvergeudung, und erlangt, was zu erlangen ist, mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit.

Jedenfalls ist dieses System zuverlässiger, als das der Mauer- und Brunnenschriften, denn es kommt zuweilen vor, daß die letzteren von eigensüchtigen Menschen gefälscht werden.

So hat es sich zum Beispiel verschiedentlich ereignet, daß Leute, die auf dem Lande wohnen und die von der Bedeutung einiger dieser Zeichen Kenntniß erhielten, an ihre Gartenmauer oder an ihre Hofthür ein Kreuz oder ein O mit einem Punkt in der Mitte gemalt haben, durch welchen Kunstgriff sie während des ganzen Jahres von Bettelbesuchen befreit geblieben sind.

Der Gebrauch solcher hieroglyphischen Schriftzeichen aber ist nicht allein auf die Landstreicherbrüderschaft beschränkt. Man findet diese geheimnißvolle Art der Mittheilung auch in den großen Städten, wovon sich Jeder überführen kann, der aufmerksamen Blickes die Straßen durchschreitet. Die kabbalistischen Figuren und Zeichen, die man an den Häusern, an Eckſteinen, an den Pfeilern der Gartengitter, sogar auf dem Trottoir und dem Steinpflaster findet, haben jedoch mit dem Vagabundenthum nichts zu thun, da das rastlose Leben und Treiben der gewaltigen Verkehrsmittelpunkte kein Arbeitsfeld für das

fahrende Volk abgibt. Die Zeichen sind auch von den erstenerwähnten ganz verschieden, so daß keiner der vorhandenen und anerkannten Schlüssel zu denselben paßt.

Vor einigen Jahren gewahrte der Nachtwächter eines im nördlichen Theil Berlins gelegenen Bezirkes an Bauzäunen, Hauswänden und auch auf dem Trottoir häufig die mit Kreidestrichen roh ausgeführte Zeichnung eines menschlichen Auges, und zwar immer in einer bestimmten Straßengegend. Die Zeichnungen, am Tage von den Hauswänden und dem Trottoir entfernt, wurden in der Nacht immer auf's Neue angebracht, augenscheinlich stets von derselben Hand. Dies währte zwei Wochen, dann ereignete sich eine blutige Mordthat in jener Gegend, und von Stund an blieben die Zeichnungen aus. Dieses seltsame Zusammentreffen wurde zwar im Laufe der erfolglos gebliebenen Untersuchung gelegentlich erwähnt, aber Niemand dachte daran, die geheimnißvollen Zeichnungen mit der Unthat ernstlich in Verbindung zu bringen. Sollte eine solche unter allen Umständen ausgeschlossen gewesen sein?

Andererseits aber wäre es auch durchaus verkehrt, wenn man an dergleichen Wahrnehmungen sogleich allerlei Muthmaßungen und Befürchtungen knüpfen wollte. Ich hatte mit einem Bekannten über dieses interessante Thema gesprochen und kurze Zeit darauf theilte derselbe mir lachend mit, daß er seither ein besonderes Augenmerk auf solche verdächtige Malereien gerichtet und schließlich auch einen der Urheber derselben auf frischer That abgefaßt habe. In der grauen Morgenfrühe hatte er von seinem Fenster aus einen jungen Menschen erspäht, der vor der Thür des gegenüberliegenden Hauses kauerte und in einer Ecke der Schwelle mit Kreide eine Zeichnung anbrachte. Er eilte schleunigst über die Straße um das Machwerk zu betrachten und den Menschen über seine Absicht zu befragen. Die Zeichnung stellte in rohester Form eine mensch-

liche Hand dar, die einen Vogel beim Halse hielt. Auf die barsche Frage, was das zu bedeuten habe, entgegnete der Zeichner, ein junger Bursche von etwa siebenzehn Jahren, grinsend, daß hier in dem Hinterhause ein Freund von ihm wohne, dem er auf diese Weise mittheilen wollte, daß er heute Morgen auf den Vogelfang gegangen sei.

Noch einen anderen Fall möchte ich hier erwähnen. Ein ehrsamer Berliner Bürger, der etwas nervösen Temperaments ist, der mit Kummer und Sorge die Veränderungen wahrnimmt, die sich in neuester Zeit in seiner alten Vaterstadt allenthalben vollziehen und der es sich nicht ausreden lassen will, daß alle diese Umwälzungen nur mit einer schrecklichen Katastrophe enden können, machte im vergangenen Winter eine Entdeckung, die ihn mit der größten Bestürzung erfüllte. Eines Mittags, als er aus seiner Weißbierstube zurückkehrte, gewahrte er an der Pforte seines Vorgärtchens, gerade unterhalb des Schlosses, an einer Stelle, wohin nur ein Eingeweihter geblickt haben würde, die Zeichnung einer brennenden Bombe. Dieselbe war mit Kreide ausgeführt, nur klein, aber ganz deutlich erkennbar. Vor einer halben Stunde noch hatte er am Stammtische über einige Haussuchungen gestritten, die in seiner Nachbarschaft bei verschiedenen Anarchisten stattgefunden hatten, und bei denen die Polizei, wie man munkelte, auch Waffen und Sprengstoffe gefunden haben sollte. Seine Entdeckung erfüllte ihn mit Angst, er behielt dieselbe aber für sich und wischte die Zeichnung sorgfältig mit seinem Taschentuch ab. Am Abend schaute er noch einmal nach, das verhängnißvolle Zeichen aber war nicht wieder erschienen.

Am nächsten Vormittag befand sich an derselben Stelle eine neue beunruhigende Abbildung und zwar diesmal die einer Axt oder eines Beiles; er wischte dieselbe wieder aus, ohne einem Zweiten seine Wahrnehmung mitzutheilen.

Es verging eine Woche, da erschien das furchterregende Zeichen zum dritten Male und zwar in einer Gestalt, die ihm völlig unbekannt war, deswegen aber um so beängstigender erschien. Die Zeichnung stellte eine Art von gestieltem Halbmond dar, am Ende des Stiels befand sich ein Knopf, wahrscheinlich um das Abgleiten der Hand beim Gebrauch dieses Mordinstruments zu verhüten.

Jetzt erreichte seine Unruhe den Höhepunkt. Was hatten diese Schreckensbilder zu bedeuten? War er, der harmlose Bürger, von einer geheimen Meuchelmördergesellschaft irrthümlich zu einem Opfer ausersehen worden? Jedenfalls war das eine Angelegenheit für die Polizei. Allein wenn er jetzt die Anzeige machte, ohne andere Beweise, als die Zeichnungen, anführen zu können, dann würden die schnöden Verschwörer sich in's Fäustchen lachen; vielleicht gelang es ihm, wenigstens einen derselben der Gerechtigkeit überliefern zu können.

Sein Schlafzimmer lag nach der Straße hinaus. Wenn er am Fenster desselben die Gartenpforte beobachtete, dann konnte ihm der Verbrecher nicht entgehen. Sein Entschluß wurde zur That. Schon derselbe Abend fand ihn auf seinem Posten hinter der Gardine. Er sollte nicht lange warten. Um Mitternacht sah er eine Gestalt sich der Pforte nähern; dieselbe kam aber nicht von der Straße, sondern aus seinem Hause. Beim Lichte der Gaslaternen erkannte er in derselben seine eigene Köchin, seine Marie. Dieselbe beugte sich über die niedere Pforte und machte sich etwa eine Minute lang in der Gegend des Schlosses zu schaffen. Er aber benutzte diese Zeit, um in den Hausflur zu eilen und hier die eilig Zurückkommende in Empfang zu nehmen. Sie hielt ein Stück Kreide in der Hand. Die Ueberraschung war eine so vollkommene, daß ihr nichts als ein offenes Bekenntniß blieb. Die geheimnißvolle Bilderschrift an der Gartenpforte galt dem jungen Briefträger,

dem Auserwählten ihres Herzens; er sollte daraus ersehen, was sie in einem Winkel der in das Kellergeschoß führenden Treppe für ihn von den Ueberbleibseln der Tafel der Herrschaft bereitgestellt hatte. Die erste Entdeckung ihres Herrn sollte keine Bombe, sondern ein Kälberherz darstellen; die zweite Zeichnung war nicht das Konterfei einer Axt oder eines Beiles, sondern das eines Schweinskoteletts; das so mörderisch aussehende Ding von unbekannter Form aber, das man für einen Bumerang oder sonst eine Höllenmaschine hätte halten können, war nichts Anderes, als der Köchin Handzeichnung von einem Schinkenknochen.

Mannigfaltiges.

Wie es zwei Königen in Erfurt erging. — Bei dem jüngst in Erfurt nach der Parade des 4. Armeecorps im Erfurter Rathhaussaale zu Ehren Kaiser Wilhelm's II. gegebenen Festmahle hielt der Monarch eine Rede, in der er auch erwähnte, daß es Erfurt sei, wo einst der korsische Eroberer deutsche Fürsten auf das Schwerste gekränkt und auf das Tiefste gedemüthigt habe. In der That wurden bei der Zusammenkunft, die Napoleon 1808 in Erfurt mit Kaiser Alexander von Rußland hielt und bei der auch die deutschen Fürsten gegenwärtig sein mußten, Letztere von dem Korsen ganz als Vasallen behandelt. Charakteristisch dafür ist folgender Vorfall. Napoleon ließ im Theater von seinen französischen Schauspielern Vorstellungen geben, die nach einem bekannten Ausdruck „vor einem Parterre von Königen" stattfanden. Die Auffahrt sämmtlicher Fürsten war am Haupteingang, der nach dem Orchester, Parquet und Parterre führte; ungefähr zwanzig Schritte davon befand sich der Eingang zu der Mittelloge, zu welcher nur die fürstlichen Damen zugelassen wurden. Ein Kutscher, der wahrscheinlich nicht genau unterrichtet war, fuhr nun die Könige von Bayern und Württemberg vor jenen Eingang hin, wo ihnen der Thürhüter den Eingang verweigerte. Inzwischen war der Wagen wieder fortgefahren, und die beiden Könige mußten sich vom Portier zur nächsten Thüre weisen lassen, welche nach den Plätzen des ersten Ranges führte. Diese aber war leider an diesem Abend verschlossen und so mußten die deutschen Fürsten über die Straße zum Haupteingang wandern, wo unglücklicherweise gerade Napoleon mit dem Kaiser von Rußland vorfuhr. Und die zu Fuß gehenden deutschen Könige mußten am Eingang stehen bleiben und die Hüte ziehen. C. T.

Eine überraschende Erscheinung. — Als einen Beitrag zur Frage, ob die Vögel bei ihren Nestbauten ausschließlich vom Instinkt geleitet werden, theilt Ch. Dixon in der „Nature" nachstehende Beobachtung mit: Vor einiger Zeit nahm Dr. Burton eine Anzahl junger Vögel nach Neuseeland mit, um sie bei unseren Antipoden einzubürgern, darunter einige junge Buchfinken. Die Thiere wurden am Orte ihrer Bestimmung freigelassen und kamen gut fort; merkwürdig nun ist das Nest, welches sie bauen und das mehrfach photographisch aufgenommen wurde. Dieses Nest ist in der Gabel eines Zweiges erbaut und zeigt bei Weitem nicht die Geschicklichkeit, welche unsere heimischen Buchfinken im Nesterbauen besitzen. Auch ist das Material, aus welchem dasselbe erbaut ist, ein anderes als bei uns. Der Boden des Nestes ist klein, lose zusammengefügt; die Wände des Baues sind etwa 18 Zoll lang und hängen lose an den Seiten des tragenden Zweiges. Der ganze Bau zeigt einige Aehnlichkeit mit den Nestern der Stärlinge, mit dem Unterschiede, daß die Höhle, welche die Eier enthält, am obersten Ende gelegen ist.

Offenbar fehlt eben diesen neuseeländischen Buchfinken ein Entwurf, nach welchem sie ihr Nest bauen können, sie haben keinen Maßstab, keine Nester ihrer Art zum Kopiren und keine älteren Vögel, welche sie unterrichten. Das Resultat ist der abnorme, hier beschriebene Bau.

Jedenfalls beweist diese interessante Beobachtung, daß die Vögel ihre Nester nicht nach blindem Instinkt bauen, sondern daß sie die Nester nachahmen, in denen sie erzogen worden sind.

—dn—

Die erste Doktorin der Medicin. — Die großen Verdienste des ehemaligen Professors an der Göttinger Universität, Johann Christian Erxleben (1744—1777) werden Keinem, welcher Philosophie und Physik studirt, unbekannt sein. Wie Vielen aber auch die Verdienste Erxlebens bekannt sind, so dürften doch nur Wenige das Schicksal seiner Mutter wissen, welche als eine außerordentliche Erscheinung in der Frauenwelt des vorigen Jahrhunderts glänzte. Die Mutter dieses berühmten Professors, Dorothea Christine Erxleben, hatte sich auf dem Gebiete der Arzneikunde solche Kenntnisse erworben, daß ihr Ruf bis zu

Friedrich dem Großen drang, dem diese Seltenheit in der Frauenwelt auffiel. So geschah es, daß der König ihr Gesuch, die Prüfungen aus allen Fächern der Arzneikunde machen zu dürfen, bewilligte, und deshalb an die königliche Universität in Halle ein eigenes Reskript erließ. Am 6. Mai 1754 disputirte Dorothea Christine Erxleben im 39. Lebensjahre an der hohen Schule zu Halle, wobei sie „mit gründlicher Genauigkeit und bescheidener Beredtsamkeit", wie sich die Professoren in ihrem Urtheile ausdrückten, alle an sie theils aus der theoretischen, theils aus der praktischen Heilkunde gerichteten Fragen beantwortete und die Anwesenden in Erstaunen und Bewunderung setzte. Die Fakultät stattete dem Könige hierüber einen weitläufigen Bericht ab, in dessen Erledigung derselben ohne Anstand vergönnt würde, daß der Kandidatin die Doktorwürde und die Bewilligung der Ausübung der medicinischen Praxis ertheilt werden möge. Sie wurde späterhin zum Rektor der Friedrichs-Universität in Halle ernannt und vollendete (1742) ein größeres Werk: „Ueber den Nutzen des Studirens für das weibliche Geschlecht und die Ursachen, welche bis jetzt demselben den Weg zur Gelehrsamkeit auf eine unbillige und ungerechte Weise verschlossen haben." Dorothea Christine Erxleben praktizirte mit sehr glücklichem Erfolge und starb am 13. Juni 1762 an einer Verblutung im 47. Jahre ihres Alters. — Gewiß eine interessante Erscheinung in der Frauenwelt, welche mit Beziehung auf das Verdienst und den Ruhm ihres gelehrten Sohnes um so auffallender und merkwürdiger ist. K. St.

Der Honig im Alterthum. — Daß „Nektar und Ambrosia" nur andere Worte für Honigseim und Honigtrank sind, darüber sind die Gelehrten einig. Die griechischen Götter tranken also in gleicher Weise, wie ihre germanischen Vettern, Meth. Hiermit steht auch im Einklang, daß Dionysos vor der Einführung des Weinbaues in Hellas und Thracien ein Gott des Methes war. Nach einer uralten Legende soll Dionys in Thracien den Genuß des Honigs erfunden haben. Das gesammte Alterthum kannte keine süßere und lieblichere Speise, als den Honig. Er wurde als Speise gegessen und als Trank getrunken; er ersetzte unseren Zucker. Auch den Juden wurde von Gott ein Land angewiesen, wo „Milch und Honig" floß. — Nach der Vorstellung der Dichter

hatten die Menschen im goldenen Zeitalter der Glückseligkeit nur von Honig gelebt. Später ist die Vorstellung von einem glücklichen, honigreichen Zeitalter in das Märchen vom Schlaraffenland übergegangen, bei den Griechen wie bei den Deutschen. — Der Honig wurde auch als Reinigungsmittel benutzt, und der Glaube an seine die Gesundheit des Menschen fördernde Kraft war in den ältesten Zeiten überall verbreitet, ja, hat sich bis heute noch im Volke erhalten. Die Philosophen Demokrit und Pythagoras empfahlen nicht nur ihren Schülern den Genuß von Honig, sondern gingen im Gebrauche desselben mit gutem Beispiele voran. Der Erstere soll auf die Frage, wie man seinen Körper frisch erhalten könne, geantwortet haben: „Wenn man innen Honig, außen Oel anwendet." — Als Arzneimittel war der Honig viel verbreitet, wie biblische Sprüche und zahlreiche Rezepte griechischer Aerzte bezeugen. Er leistete bei Fieber, Schwindsucht und Brustfellentzündung vorzügliche Dienste: vom Schlage Getroffene müssen ihn genießen, Augenentzündungen werden durch Bestreichen mit Honigsalbe geheilt, der trapezuntische Honig soll nach Aristoteles sogar Epileptische zu heilen vermögen. Auch bei vielen anderen Völkern hat der Honig seine Bedeutung gehabt. So lautet z. B. ein finnisches Lied: „Biene, du Weltvögelein, flieg in die Weite über neun See'n, über den Mond, über die Sonne, hinter des Himmels Sterne, neben die Achse des Himmelswagens; flieg' in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorrathskammer, bring' Arznei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Munde für böse Eisenwunden und Feuerwunden."

Aus dem Orient stammt die Anwendung des Honigs zum Einbalsamiren. Auch die Egypter überzogen erst ihre Leichen mit Wachs und dann legten sie sie in Honig. Als die erste Nahrung göttlicher Kinder wird der Honig betrachtet. Dem neugeborenen Zeus brachten nach der Sage die Bienen Honig, während nach anderer Ueberlieferung bei seiner Geburt der erste Honigthau auf die Erde herabgefallen sein soll. Die alten Ebräer gaben dem Neugeborenen Butter und Honig zu essen, weil sie glaubten, daß die Kinder dadurch verständig und tugendhaft würden. Auch die Christen der ältesten Zeiten gaben den Neugetauften Milch und Honig zu essen. — Ein deutsches Kinder-

märchen weiß von der Bienenkönigin, die sich auf den Mund ihres Günstlings setzt; an wen sie im Schlafe fliegt, der gilt als ein Glückskind. — Wenn man alle diese Eigenschaften in Betracht zieht, so ist es nicht zu verwundern, daß „Honigseim" oder „Meth", oder „Nektar und Ambrosia" bei den Alten die eigentliche Nahrung ihrer Götter gewesen sind. Schl.

Günstige Aussicht. — Im Jahre 1832 wurde Herr v. Neßly aufgefordert, sich um die erledigte Sekretärstelle beim Fürsten Miloſch von Serbien zu bewerben. In Kragujewatz angelangt, ward er sehr freundlich vom Fürsten empfangen, da derselbe indeß mannigfach dringliche Geschäfte zu erledigen hatte, ersuchte er Herrn v. Neßly, sich eine Stunde lang im Garten zu ergehen, worauf er mit Muße die nöthigen Einleitungen mit ihm besprechen werde. „Sie sind so gut wie angenommen!" mit diesen Worten verabschiedete er Herrn v. Neßly, der sich auch sofort mit einem ihm als Cicerone beigegebenen Hofbedienten nach dem sogenannten Parke begab. Kaum hatte er den Garten betreten, als er an einer Eiche einen Gehenkten erblickte. Herr v. Neßly, der eben nicht sehr starke Nerven hatte, prallte entsetzt zurück und fragte mit bebender Stimme seinen Begleiter, was dies zu bedeuten habe. — „Das ist der frühere Sekretär des Fürsten," entgegnete Jener fast gleichgiltig. — Herr v. Neßly suchte sogleich das Weite. —dn—

Donfurth und der Bauer. — Unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges fehlt es auch nicht an heiteren Ereignissen. Mehrere Soldaten hatten einen Bauern überfallen und ihm seinen Mantel und einige Groschen, die er bei sich hatte, weggenommen. Da sich der bekannte Oberst v. Donfurth seit einigen Tagen in jener Gegend befand, so vermuthete der Bauer, daß die Räuber Soldaten seines Regiments wären, und begab sich zu ihm und erzählte, was vorgefallen war. „Hast Du die Stiefeln, die Du jetzt trägst, angehabt, als Du überfallen wurdest?" fragte ihn Donfurth.

„Jawohl, Herr Oberst!" versetzte der Bauer.

„Nun, mein Lieber," sagte Donfurth, „dann kann ich Dir nur sagen, daß es meine Soldaten unmöglich gewesen sind; hätten Dich meine Soldaten überfallen, so würden sie Dir sicher die Stiefeln nicht gelassen haben!" J. D.

Die großartigsten Hundezüchtereien besitzen gegenwärtig die Mandschurei und andere Nachbargebiete China's, nicht aber um dem Menschen Gehilfen in seiner Thätigkeit oder zu seinem Schutze zu schaffen, sondern ausschließlich der gesuchten Felle wegen. In Newschwang allein, einem bedeutenden Zwischenmarkte, betrug der Umsatz im Jahre 1887 1,5 Millionen, das folgende Jahr fast 2 Millionen Franken. Die Felle kommen durchschnittlich, nach der Größe, wie nach Farbe und Länge des Haares ausgewählt, das Stück auf zwei Franken zu stehen. Die Anstalten züchten jede viele Tausende von Hunden. Man läßt dieselben bis acht Monate alt werden und tödtet sie alsdann, was meist im Winter geschieht. Die dichtbehaarten Winterfelle finden Verwerthung bei Herstellung der Winterkleidung. v. d. S.

In der Schlacht bei Krefeld, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen unter Clermont schlug (23. Juni 1758), zeichnete sich namentlich auch der die hessischen Truppen kommandirende General v. Gilsa aus. Zwei Jahre später war er bei Friedrich dem Großen einmal zu Tisch geladen, und der König meinte im Laufe des Gesprächs, daß Gilsa's Bataillone bei Krefeld wohl nicht so fest gestanden haben würden, wenn er — der König — sie mit preußischer Kavallerie attackirt hätte. Da erwiederte Gilsa: „Ach was, Ihro Majestät hätten ebensogut über die Klinge springen müssen, wie die Franzosen!" — Der König freute sich sehr über diese Antwort, blieb ihm immer gewogen und schenkte ihm nach damaliger Sitte 4000 Thaler und sein schön gemaltes Bild auf einer Dose. Letztere ist noch mit dem dazu gehörigen Schreiben im Besitze der Familie. Den 4000 Thalern ist es aber gegangen, wie den Franzosen bei Krefeld, denn der General war nicht nur ein tapferer, sondern auch ein lustiger Herr. C. T.

Ein Arzt für Maler. — Die römische Akademie der Künste und Wissenschaften San Luca lehnte einst die Aufnahme eines Wundarztes unter die Zahl ihrer Mitglieder ab, da man denselben nicht für ebenbürtig hielt, dieser Korporation von Künstlern und Gelehrten anzugehören. Salvator Rosa, der berühmte Maler († 1673), welcher auch zugleich ein vortrefflicher Dichter und tüchtiger Musiker war und wegen seiner beißenden Satire gefürchtet

wurde, bemerkte zu diesem Beschluß: das sei sehr unrecht, denn die Akademie könne einen Wundarzt nicht entbehren, um alle die verrenkten Arme und Beine, welche die Mitglieder des Instituts auf ihren Bildern verbrochen hätten, wieder einzurichten. — Dieses satirische Wort nahmen die hohen Herren der Akademie so übel, daß sie seine Ausschließung durchsetzten und ihn zwangen, Rom zu verlassen. Der Künstler fand am Hofe des Herzogs Karl von Medici in Florenz gastliches Unterkommen, und hier schuf er viele seiner herrlichsten Gemälde, die noch heute zu den werthvollsten Zierden unserer öffentlichen Sammlungen zählen.

M. L.

Ein theurer Anzug. — Von der ersten Entdeckung des australischen Goldes wird erzählt, daß ein Eingeborener, ein Buschmann, der Glückliche war, welcher den ersten Klumpen Gold entdeckte, von dessen Werth er keine Ahnung hatte. Erst als er seinen Herrn beim Zählen von Goldstücken erblickte, erinnerte er sich seines Fundes wieder und sagte, er habe „ein Stück von gelbem Stoff" gefunden, das viel größer sei, als diese sämmtlichen hier miteinander; wenn sein Herr ihm einen neuen Anzug schenken wolle, so würde er ihm den gelben Klumpen geben. Natürlich ging der Betreffende auf den profitabeln Handel mit Vergnügen ein, und der ehrliche Finder erhielt somit einen Anzug zum Preise von — 5077 Pfund Sterling (= 101,600 Mark), denn so hoch wurde der „gelbe Klumpen" geschätzt.

K. K.

Schmeichelhafte Artigkeit. — Als einst der Jedermann aus der Geschichte bekannte Perserkönig Kambyses (529—522 v. Chr.) an etliche seiner Vertrauten die verfängliche Frage richtete: ob wohl, nach ihrer Meinung, er an Größe seinem Vater und Vorgänger, dem berühmten Cyrus, zu vergleichen wäre — erwiederten sie natürlich übereinstimmend, daß er eigentlich sogar noch größer sei wie dieser, indem er es verstanden, dessen großen, ruhmreichen Eroberungen noch größere, vor Allem Egypten hinzuzufügen. — Nur Einer der Anwesenden, der gefangene, wegen seines Reichthums weltbekannt, ja sprichwörtlich gewordene König von Lydien, Krösus, lehnte sich dagegen auf, indem er sprach: „Mein König, verzeihe, wenn ich anderer Ansicht bin! Du kannst,

nach meiner Anschauung, nicht Deinem großen Vater gleich sein, weil Du keinen solchen Sohn besitzest, wie Cyrus im Kambyses hinterließ." K. R.

Eine bequeme Antwort. — Die geistreiche Frau v. Maintenon bekam einmal von einem ihrer Verehrer, der kein besonders glänzender Geist war, einen Brief zugeschickt, den derselbe wörtlich aus einem „Briefsteller" abgeschrieben hatte. Zufällig kannte sie diesen Brief und besaß auch das Buch, in welchem er stand. Nun suchte sie ihn darin auf, um sich zu überzeugen, inwieweit er kopirt wäre und sah zugleich, daß der Briefsteller auch die Antwort auf diesen Brief enthielt. Sie setzte sich nieder und schrieb kurz zurück: „Mein werther Herr, ich habe Ihren Brief erhalten und bitte Sie, ein Blatt in Ihrem Buche umzuschlagen, damit Sie meine Antwort finden." J. D.

Eine Bekehrung. — Der berühmte Professor Thomasius in Halle hatte einen Hauslehrer, den Kandidaten der Rechte Rüdiger, der ihm eines Morgens erzählte, daß er umzusatteln beabsichtige.

„Weshalb?" fragte Thomasius verwundert.

„Mir ist heute Nacht im Traum ein Engel erschienen und sagte mir, ich sei würdig, den Acker Gottes zu bestellen. Ich will also Theologie studiren."

„Nicht doch, mein Freund," lächelte Thomasius, „Ihr habt den Engel falsch verstanden; er hat ohne Zweifel den Gottesacker gemeint, und räth Euch demnach, Arzt zu werden." L. M.

Ein Sprachreiniger sandte im Jahre 1854 an den Musikus B., einen Fagottisten, wohnhaft auf dem Monbijouplatz in Berlin unweit der Pomeranzenbrücke, einen Friedrichsd'or unter der Adresse: „An Herrn B., Vergnügling auf dem Tiefknüppel, wohnhaft auf dem Mein-Kleinods-Platz, unweit der bitteren Südfrüchte-Brücke. Hierin ein Goldfritz." Der Brief gelangte auch richtig in die Hände des Adressaten. E. K.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Spemanns illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus

FELS VOM ZUM MEER

erscheint in einer **Monats-Ausgabe alle vier Wochen einmal in Heften à M. 1.—** und in einer **Halbmonats-Ausgabe alle 14 Tage ein Heft à 50 Pf.** Gegründet in der Absicht, der gebildeten deutschen Familie einen geistigen Mittelpunkt zu geben, hat **„Vom Fels zum Meer"** es verstanden, durch Inhalt und Form seiner mannigfaltigen und wertvollen Beiträge voll spannender Unterhaltung und erschöpfender Belehrung, **reich illustriert durch künstlerische Holzschnitte und Extra-Kunst-Beilagen,** sich viele Freunde zu erwerben.

Abonnements durch jede Buchhandlung oder Postanstalt.

Kürschner's Taschen-Konversations-Lexikon

Preis gebunden 3 Mark.

Siebente gänzlich umgearbeitete Auflage

gibt umfassend und unentbehrlich auf 100 000 Fragen des Augenblicks prompte und zuverlässige Antworten.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Am Kreuz.

Ein Passionsroman aus Oberammergau

von

Wilhelmine von Hillern.

2 Bände geh. M. 10. —, eleg. geb. M. 12 —

Die Verfasserin der „Geier-Wally" bietet in ihrem neuen Roman „Am Kreuz" eine dichterische Darstellung der Oberammergauer Passionsspiele. Die hinreißende Gewalt der Sprache, die wahrhaft künstlerisch durchgeführte Handlung, eine Seelenmalerei, welche dem Leser, oft gegen seinen Willen, das Herz rührt, vereinen sich, den Roman hoch über das Maß des Alltäglichen zu erheben.

Lindau, P., Berlin I. Der Zug nach d. Westen. 7. Aufl.
Brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7. —

Lindau, P., Berlin II. Arme Mädchen. 6. Aufl.
Brosch. M. 6. —, eleg. geb. M. 7. —

Lindau, P., Berlin III. Spitzen. 5. Aufl. 2 Bände.
Brosch. M. 10. —, eleg. geb. M. 12. —

Scherr, Johs., Porkeles und Porkelessa. 3. Aufl.
Brosch M. 6. —, eleg. geb. M. 7. —

Scherr, Johs., Gestalten und Geschichten. 2. Aufl.
Brosch. M. 9. —, eleg. geb. M. 10. 75.

Scherr, Johs., Letzte Gänge. 2. Aufl.
Brosch. M. 6. —, eleg. geb. M. 7. 75.

Die

Erzählungen des Schiffsarztes

und andre Novellen

von

Hugo Rosenthal-Bonin.

18 Bogen Oktav. In farbigem Umschlag mit Titelbild.

Preis M. 4. 50.

Wer sich an einem freien Nachmittage während der Stunden, die keinen Spaziergang gestatten, behaglich unterhalten will, indem er seine Aufmerksamkeit spannenden Erzählungen schenkt, die ihn in alle möglichen Länder führen und gutes Lokalkolorit besitzen, dem empfehlen wir dieses hübsche Buch des bekannten angesehenen Redakteurs der Familienzeitschrift „Vom Fels zum Meer".

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9725

Union [illegible]schaft
Stuttgart, Berlin, [illegible]

Das erste Jahr

im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von R. Artaria.

Mit einem Titelbild in Heliogravüre von

R. Reinicke.

Preis eleg. geb. M. 5.—

Das erste Jahr im neuen Haushalt umfaßt alle Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen, die kleinen häuslichen Unglücksfälle, welche mangelhafte Geschicklichkeit der jungen Frau veranlaßt, ebensowohl als auch ihre seelischen Beziehungen zu dem Gatten, der Schwiegermutter und der Gesellschaft, die erste Eifersucht, die angestiftete Klatscherei mit ihren Folgen, das Hereindrohen eines ernsten Schicksals, bis endlich die glückliche Geburt des ersten Kindes den Jahreskreis abschließt. — Alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt. — Die zuerst in der „Gartenlaube" erschienenen und besonders in Frauenkreisen sehr beifällig aufgenommenen Briefe sind für die Buchausgabe wesentlich vermehrt und neu bearbeitet worden.

Durch die sehr elegante Ausstattung der Buchausgabe eignet sich dieselbe vorzüglich zu Geschenken.

Echter Adel. Eine Erzählung in Märchen ihren jungen Freundinnen gewidmet von **Marie Calm.** Elegant gebunden M. 4.—

Sturm und Frieden. Bilder aus dem Eheleben von **Amélie Godin.** Preis geheftet M. 3.—. Eleg. gebunden M. 4.—

Diese Erzählungen gehören zu den besten der beliebten Verfasserin und zeichnen sich ebenso sehr durch spannende Komposition als durch psychologische Feinheit und elegante Darstellung aus.

Männersünden an Frauenherzen. Erzählungen von **Agnes Willms.** Preis geheftet M. 4. 50. Eleg. geb. M. 5. 50.

Die Verfasserin, eine hochbegabte Tochter von Ottilie Wildermuth, gibt in diesen Erzählungen eine Reihe keineswegs auf gewöhnliche Sensation berechneter, aber tief ergreifender, fesselnder Lebensbilder.

Rose und Reseda. Beisammen. Zwei Novellen, der weiblichen Jugend gewidmet von **Agnes Willms.** Preis eleg. geb. M. 4.—

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Filmed by Preservation 1992